Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

7. Jahrg. – Nr. 10 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 6. März 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt: Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zweimal Irene

Irene, ein junges Mädchen aus gutem Hause hatte recht und schlecht die Schule hinter sich gebracht. Getreu dem Familiengrundsatz half sie jetzt an den Vormittagen ein wenig im Haushalt, beileibe aber nicht bei den groben Arbeiten, denn die waren ja Sache des Personals, das mit Kohleneimern beladen auf gesonderter Stiege in die Wohnung keuchte. Solche Unterschiede sind natürlich nicht zu überbrücken, ganz abgesehen davon, daß Kohlenschaufeln oder Kartoffelnschälen den Fingern ihre mit Recht so beliebte damenhafte Zartheit nähme. Am Nachmittag setzte sich Irene an den Bechstein und übte eine Stunde lang, bis das Pedal den letzten Seufzer des „Gebets einer Jungfrau" sanft entbauchen ließ. Dann setzte sie sich auf das Plüschsofa, nicht ohne Sorgfalt, damit die Häkeldecken nicht litten, gähnte bisweilen leicht hinter der vorgehaltenen Stricknadel und tat auf diese Weise das, was zu jener Zeit alle jungen Mädchen aus gutem Hause zu tun pflegten: sie harrte des Freiers. So sah zumeist der Töchter Tagewerk in der Vorkriegszeit aus.

Zehn Jahre später war ein grandioser Fortschritt erreicht. Die Mädchen wurden berufstätig. Los vom Mann, war die Parole. Die Selbständigkeit triumphierte. Die Väter atmeten auf. Der Sorge um das Versorgtsein ihrer Töchter waren sie enthoben, vor allem wenn es sich um eine pensionsberechtigte Selbständigkeit handelte. Dann aber machte sich die verkehrte Wirtschaftsstruktur der liberalistischen Epoche mit all ihren Folgeerscheinungen bemerkbar. Die Töchter bekamen keine Arbeitsplätze mehr, dafür bekamen die Väter Sorgenfalten. Es war schon ein Kreuz mit den Töchtern.

Irene von 1937 hat ein anderes Gesicht als ihre Namensbasen aus der Vergangenheit. Sie kann zugreifen wie ein Großknecht, packt Schaufel oder Mistgabel mit festem Griff und werkt tagtäglich ein paar fleißige Stunden beim Bauern, irgendwo da draußen in der weiten Landschaft, aus der unsere Vorväter stammen. Oder sie ist im Hause tätig, hilft der vielgeplagten Bäuerin in der Küche oder im Garten, bemüht sich um die Kinder, kurz, sie tut all das, was ein junges Mädchen unserer Zeit zu tun für richtig, für schön und ehrenvoll hält. Sie fürchtet sich nicht vor geschwärzten Händen, wenn sie die Oefen besorgt oder Kartoffeln schält. Sie ist auch keineswegs so emanzipiert, daß sie ihren einzigen Lebensinhalt darin sähe, fortan und bis an ihr Ende als jungfräulicher Hagestolz durchs Leben zu gehen. Im Gegenteil, sie hätte die natürliche Freude eines gesunden Menschenkindes, wenn einer, den sie mag, käme und ihr sagte . . . ja, was schon vor tausend Jahren in ähnlichen Fällen eben gesagt worden ist. Aber sie hat ihren Stolz. Sie stellt nicht mehr die heiratsfähige Tochter auf Wartezeit, nicht mehr die Braut auf Abruf dar, sondern ihr Leben hat einen Inhalt bekommen, der ihr Freude macht. Und der allen nützt. Denn sie hat sich durch ihr Tun mit in die Gemeinschaft eines tätigen Volkes eingegliedert.

Das junge Mädchen Irene von heute ist im weiblichen Arbeitsdienst. Sie ist zusammen mit Mädchen aus allen Berufen und allen Schichten. Alle untereinander bilden sie eine schwesterliche Kameradschaft, die über das halbe Jahr dieser freiwillig übernommenen Pflicht hinaus anhält. Hier in der frischen Luft, der mütterlichen Erde nahe, wird sie gesund, frisch und elastisch. Sie ist am Ursprung allen Volkstums, denn sie lernt den Bauern kennen, seine Arbeit verstehen, und sie verrichten. Am Nachmittag und an den Abenden sind sie dann alle in dem wunderschönen Lager, das eine Burg ist auf der Höhe, bisweilen ein altes Gutshaus irgendwo unter hohen Bäumen, mitten in einer Landschaft ohne Autolärm und all dem turbulenten Trubel der großen Städte. Im Lager basteln sie mit geschickten Fingern schöne Dinge aus den merkwürdigsten und unscheinbarsten Rohstoffen. Sie schulen sich und bilden sich weiter, und am Abend sitzen sie um den Kamin herum, singen Lieder oder spielen mit der ganzen Unbeschwertheit ihrer Jugend Possen oder Märchenspiele, daß die zu Gaste geladenen Bauern oder Bäuerinnen sich oft verstohlen eine Träne aus lachendem oder weinendem Auge wischen müssen.

Photo: Angelika von Brown

Wo könnte sich eine Arbeitsmaid wohler fühlen als in einer Schar gesunder, pausbäckiger Landkinder!

Das ist der weibliche Arbeitsdienst. Seine Aufgabe ist durch den neuen Erlaß des Führers vom 30. November vertieft und erweitert worden. Erweitert dadurch, daß die Stärke bis zum 1. April 1939 auf 30 000 Arbeitsmaiden erhöht wird, und vertieft durch die klare Herausstellung der großen Grundgedanken, daß die Errichtung neuer Lager nach volkstumswichtigen, weltanschaulichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten vorzunehmen ist. Bislang haben wir rund 18 000 Arbeitsmaiden in rund 500 Lagern. Am 1. April 1938 wird mit einer Stärkezahl von 25 000 die erste Etappe auf dem neuen durch den Führer und die Richtlinien des Reichsarbeitsführers vorgezeichneten Wege erreicht sein. Ein Jahr später wird dann die vorgesehene Gesamtstärke von 30 000 Maiden, die in rund 700 Lagern untergebracht werden, befehlsgemäß vorhanden sein.

So entwickelt sich aus dem Jungborn des weiblichen Arbeitsdienstes ein neues, frisches und tatenfrohes Geschlecht deutscher Mädchen. Irene von damals, die sich selber zur Last fiel, gehört der Vergangenheit an. Und das ist gut so. —ke

Mazel und Lyster bauen ihr Nest

Tiergeschichte von
Kurt Knaak

Die Nacht war sternenklar, und der Frost hielt mit dem Raubzeug auf dem alten Friedhof mitten in der Stadt ein Stelldichein.

Als am nächsten Morgen Vater Grünheim, der alte Gärtner, die Rentierfelle seines Kleinen Häuschens öffnete, blieben seine Augen baß vor lauter Erstaunen zuerst auf ein kleines Mandelbäumchen gerichtet, das unmittelbar vor ihm stand. Für den Augenblick wußte der Greis wirklich nicht, ob die rosenen Knospen schon aufgeblüht waren oder, na na, es war schon gut: ganze Bärte silbrigen Eiskristalls hingen an ihnen herum. „Was das bloß für'n Wetter ist!" sagte Mutter Grünheim herzutretend und konnte sich gar nicht genug über all die wundersame Pracht wundern. Dann drängte es ihn zu seiner altgewohnten Beschäftigung hinaus. Es versprach ein schöner Tag zu werden. Der Vogelchor des Friedhofes stimmte schon fleißig, und der Gärtner pfiff auch ein kleines Lied. Ehe er zum Treibhaus kam, wurde er auf das Kreischen zweier Vögel aufmerksam, die sich auf dem frischgeharkten Kieswege balgten. Sie hatten ihn in ihrem Kampfesmut nicht kommen hören. Nun aber ließen sie schnell voneinander und flüchteten ins Gebüsch.

Mazel, der Amselhahn, putzte sich eifrig das kohlschwarze Gefieder nach dem Gepränkel, das er mit Rick, seinem Gegner, gehabt hatte. Alsbald lüftete er seine Schwingen und flog davon.

Es war nunmehr entschieden, daß ihm der Raum um das Treibhaus zum Wohnplatz diente. Rick mochte nun sehen, daß er anderswo mit mehr Erfolg eine Heimstatt fand. Hier galt eben das Recht des Stärkeren.

Weit flog Mazel nicht. Dort, wo drei Lebensbäume einen großen Komposthaufen umstanden, schwenkte er mit lockender Stimme ein, und ehe er gelandet, wurde ihm bereits aus dem Gebüsch Antwort. Sofort flog ein gleichfarbiger Vogel unter weichem „bludbludl" ihm entgegen. Es war Lyster, das Weibchen. Sein Federkleid war ein wenig bräunlich gehalten, und der Schnabel schimmerte im gleichen Farbton auf, ganz im Gegensatz zu dem gelben des Gefährten.

Lyster hatte hier auf das Ende der Auseinandersetzung gewartet. Nun, da sie für Mazel vorteilhaft entschieden, hörte sie mit ihren Lockstönen nicht auf. Immer wieder lief sie sie vernehmen. Anfänglich horchte das Männchen aus nicht darauf. Sein ganzes Augenmerk hatte es auf einen Regenwurm gerichtet, den es aus der Erde herauszuziehen sich bemühte. Auf die Dauer wurde ihm aber das Rufchen über, und mit einem Male verließ er Lyster an Futtersuchen. Darauf hatte sie schon längst gewartet. Schilfernd schnellte sie davon, zickzackte geschickt durch die schmalen Laubgassen, wand sich einen kreisförmigen Laubengang entlang, und ehe sie über ein mächtiges Steinbild gleiten konnte, hatte sie Mazel bereits ein.

Nun flogen sie in froher Eintracht um das Treibhaus, so daß Grünheim beim Laubharren seine Gedanken darüber hatte: wenn zwei so unzertrennlich tun, erfüllt sie bestimmt ein heiliges Beginnen! Vater Grünheim hatte seine Erfahrungen darin. Seit er auf Freiersfüßen gegangen, waren bereits vierzig Lenze verstrichen. Das Gebahe der Amseln kannte der Alte also ganz genau. „Sie werden bald bauen!" meinte er darum beiläufig zu dem Gehilfen, der herzugetreten, seiner Verwunderung Ausdruck gab.

Das Bauen war für die Tierchen scheinbar noch nicht so vordringlich als die Wahl des rechten Nistplatzes. Zuerst huschten beide heimlich in einen Buchsbaumbusch. Ein dichtes Astgewirr, das sich zu einer kuglig geschnittenen Krone formte. Lyster probierte dort einzudringen. Sie hatte nur wenig Erfolg. Außerdem hingen im Innern des Gezweiges reichlich Spinnweben. Entschlossen kehrte sie also um. Mazel sah indessen in der Spitze eines großen Thornbaumes und sibtete der Sonne seinen Morgengruß zu.

Ehe er sich versah, war er von einem Schatten überfangen und hatte Müße, sich durch schnellen Fall in das Gesäß vor dem Raubvogel zu retten. Hunaria tauschte der Sperber vorüber. Mazel fand daraufhin den Baum zu licht und zur Brutstätte nicht geeignet. Die Ätherstrudeln ringsum wiesen auch keine feste Absadel auf. So hockte das Pärchen noch gegen Mittag unschlüssig in einem Holunder, dicht aufgeplustert, und die schwärzlichen Äugleln schauten um und um, wo die Kinderwiege wohl am besten untergebracht werden könnte. Da hatte Mazel nun ein Revier erkämpft und guter Rat war trotzdem teuer!

„Lieb!" bedeutete langgezogen Lyster. So tat sie immer, wenn sie etwas Bedeutungsvolles dachte, aber nicht den rechten Ausdruck dafür fand. Mazel antwortete lange nicht, er fühlte die Schwere der Verantwortung als künftiger Familienvater doch gar zu sehr. Plötzlich aber drang ein herzliches „Ria sia!" aus seiner Brust. „Ich hab's!" mochte dieser Ausruf wohl bedeuten, denn im Nu huschte er zum Treibhause hinüber und setzte sich auf die Dachrinne. Beobachtend schaute er immer wieder unter sich, wo die Röhre von den Ziegeln an der Hauslante herabliet. Dort wurde nämlich von dem Rohr eine Nische abgefangen, so daß ein wunderbar geschütztes Plätzchen entstand. Mit Kennerblick hatte Mazel jetzt den Vorteil entdeckt, flog herab und besichtigte stumm den sicheren Ort. Nun kam auch Lyster herbei, und damit war der Brutplatz gewählt.

Am nächsten Morgen trug das Weibchen gleich nach der Würmersuche auf dem Rasen seine Würzelchen herzu und legte sie mit dem Schnabel kunstgerecht im Kreise um sich herum, damit den Rand des begonnenen Nestes und sein Ausmaß bestimmend. Rund war es freilich zunächst noch nicht. Gegen Mittag lag das Baumaterial bereits fingerdick, und auch der Boden bildete schon ein dünnes Geflecht. Jetzt konnte sich Lyster bereits in die lockere Mulde hineinsetzen. Wie ein Schiffleln auf den Wellen bob sie sich auf und nieder, drehte sich und verweilte gelassen im Vorgefühl künftiger Freude darin.

Mazel half bei der Arbeit nicht. Er schaute zu und sah aufmerksam nach dem Rechten. Als Lyster hinter den Bienenkörben des Gärtners nach Bastfäden suchte, fanden die Hausperlinge, die Grünheim aus den hohlen Birnbäumen vertrieben hatte, an dem Amselnest Gefallen. Wie schön hätte dies zu ihrem Umzug gepaßt! Sie erstaunten aber, als Mazel ihnen den gelben Schnabel zur Probe vorwies! Schimpfend zogen sie ab. Als Lyster heimkehrte, war der kleine Zwischenfall längst erledigt. Das Weibchen war unermüdlich. An der Wasserpumpe, wo Finken, Sperlinge, Amseln und Dompfaffen allmorgendlich sich badeten, fing sie die losen, perlfeuten Federn ein, arbeitete sie in das Nestgeflige gleich einem Polstermeister. Höher wurde der Nestrand und die Mundung gedieh halbkugelförmig. Wenn Lyster sich jetzt in die Wiege setzte, verschwand sie fast darin, nur ihr Schwanz lugte wie ein Pfannenstiel darüber hinaus.

Den nächsten Morgen eilte das Vogelpärchen sofort nach dem Erwachen zur Stätte ihrer Eintracht. Es war nämlich Gefahr im Verzuge. Die Dohlen vom Kirchturm störten durch die Baumkronen, brachen Geäweige zum Nesterbau im Glockenstuhl von den Akazien, streiften Bast von den erfrorenen Rindenmalern und schreckten auch nicht davor zurück, Singvögelnester zu zerstören, um den Baustoff für sich zu verwenden. „Tlack tjack!" riefen sie sich ermunternd zu, und ihre schiefergrauen Leiber flatterten umher, alle Steinvögel beunruhigend.

„Rick rick!" — hasten die Amseln auf die Störenfriede. Von dem Lärm wachte Grünheim auf. Es war erst halb sechs Uhr. „Mutter", meinte er noch verschlafen, „ich will mal sehen, was draußen wieder los ist!" Während er sich im Nu angezogen, hatte er auch schon den Teschina in der Hand und schlich in den großen Garten des Friedhofs hinaus. „Tlack!" lärmten die Dohlen in den Baumkronen. Dann knallte es ein paarmal, und davon flob das lästerne Gesindel.

Aufgeregt kehrte Mazel zu seinem Neste zurück. Lyster war schon wieder fleißig gewesen. Verdrehaare hatte sie einen ganzen Schnabel voll in das Nest getragen. Nun tapezierte sie emsig damit die Innenwand des Nestes.

Da näherte sich der Hahn, und die Sonne bestreute mit eitel Gold den heimlichen Nistplatz in der Nische droben am Treibhaus.

Ein Licht erlosch

Von K. R. Neubert

Sie besserten die Chaussee aus; der Sommerweg bekam eine andere Decke. Bisher war die Kolonne fünfzig Meter vorgerückt. Jetzt waren sie bald am Walde, und das Dorf, von dem aus sie angefangen hatten, lag mit seinen Häusern und Scheunen schon weit zurück.

Thomas und Paul arbeiteten in der Kolonne. Sie stammten aus dem Dorf, dessen Dächer man drüben aufschimmern sah. Sie kamen sonst gut miteinander aus, aber seit einiger Zeit knurrten sie sich an wie zwei bissige Hunde.

Es ging um ein Mädchen. Um Anna, die manchmal vorbeiradelte und mal dem einen, mal dem anderen freundlicher zulächelte. Schon in der Schule war es so mit ihnen und Anna gewesen. Sie waren Freunde, bis wieder einmal mit Anna war. Um Anna konnten sie sich streiten und raufen und Anna lachte und lief weg.

Jetzt war sie ein gewachsenes und hübsches Mädchen, und Thomas und Paul waren junge Männer, die in Wind und Wetter auf der Chaussee arbeiteten. Sie stritten und rauften nicht mehr um Anna. Es gab andere Mädchen. Anna war in der Stadt, in einer guten Stellung. Jetzt war sie wieder mal nach Hause gekommen. Vierzehn Tage war sie schon da.

Täglich kam sie auf der Chaussee angeradelt und lachte Thomas und lachte Paul an. „Hallo, Paul!" rief sie, aber: „Hallo, Thom!" Und die alte Unruhe war wieder in die beiden Jungen gefahren. Gestern, am Sonntagabend, hatten sie wieder Streit bekommen, und sie waren ins Ringen geraten, unter den Linden vor dem Gasthaus, aus dem die Tanzmusik klang. Und Anna lachte und lief weg. Mit einem anderen . . .

Thomas kam Montag früh mit einer Schramme über dem linken Auge zur Arbeit. Kein Wort sprachen sie bis zum Feierabend miteinander. Thomas fuhr auch nicht mit Paul nach Hause. Auch Paul hatte sein Verlangen danach. Länger als sonst blieb er in der Werkzeug- und in der Unterkunftsbude. Er machte umständlich Ordnung und besorgte die beiden roten Warnungslampen, die in der Dunkelheit an der Arbeitsstelle leuchten mußten. Dafür war Paul verantwortlich.

Abends war Thomas mit dem Rade ins Nachbardorf gefahren, wo er etwas zu besorgen hatte. Eine Stunde verbrachte er noch im Gasthaus, dann fuhr er zurück. Es war ganz dunkel geworden. Eine tiefe Stille lag über den Feldern. Wie Gespenster, die ihre Arme reckten, standen die Bäume am Weg.

Der Lichtschein seiner Fahrradlampe tastete über das dunkle Band der Straße. Eine schwarze Wand rückte näher und näher, der Wald, durch den die Straße eine Weile führte. Ein einsamer Radler kam Paul entgegen, duckte wie ein Schatten vorbei. Bald mußte die Baustelle kommen. Da tauchte auch schon das rote Licht der Warnungslampe auf. Von dieser Stelle ab konnte nur die Hälfte der Straße benutzt werden. Am Ende dieser Strecke brannte die zweite Lampe.

Schon von weitem bemerkte Thomas, daß sie früher als die erste brannte und flackerte, als würde sie im nächsten Augenblick ganz verlöschen. Er stieg vom Rade und stieß an die Lampe. Paul mußte vergessen haben, sie nachzufüllen.

„Er hat die Gedanken nur noch bei der Anna", murrte er. Nachdenklich starrte er in das kleiner werdende Licht. Manchmal sah es aus, als ob es sich aufraffen und in alter Stärke leuchten würde, dann sank es wieder erschöpft zusammen. Nebt war es verlöscht.

In diesem Augenblick hatte Thomas fast ein Gefühl der Befriedigung. „Da sitzt er jetzt vielleicht bei der Anna", dachte er, „und weiß noch nicht, daß ihn morgen früh ein schönes Donnerwetter erwartet." Er gähnte es ihm. Die Schramme über dem linken Auge war noch nicht verheilt. Die Schimpfworte, die er gestern gehört, waren noch nicht vergessen. Wenn Paul morgen seinen „Anpfiff" bekam wegen seiner Fahrlässigkeit würde Thomas schmunzeln: „Immer feste, immer feste!"

Er wollte schon auf das Rad steigen und weiterfahren, da dachte er, daß es ja auch ein Unglück geben könnte. Die rote Lampe brannte nicht mehr. Wenn ein Radler oder Fußgänger in der Nacht sich hier die Knochen brach? Wenn ein Auto die Holzgestelle streifte oder den Sandhaufen, der dort lag?

Thomas fluchte, machte die Lampe von seinem Rad los und befestigte sie an dem Holzgestell auf der Straße. Er tat es, während er unaufhörlich auf Paul schimpfte. Es erleichterte diese Handlung. Dann setzte er sich auf sein Rad und fuhr ohne Licht weiter. Gestern hatte er sich geschworen, kein Wort mehr mit Paul zu sprechen, bis der nicht selber zu ihm kam, aber nun half es nicht, er mußte zu Paul.

Kurz vor dem Dorf kamen ihm zwei Radfahrer entgegen. Sie unterhielten sich laut, und Thomas erkannte Pauls Stimme. Der andere Mann war in Uniform. Es war der Landjäger. Thomas wollte schnell vorbei, aber das „Halt!" des Beamten zwang ihn zu stoppen.

„Sie fahren ja ohne Licht!" sagte der Landjäger und zog sein Buch, „das wird 'ne Kleinigkeit kosten."

Thomas wollte den Umstand, daß er ohne Lampe fuhr, erklären, aber inzwischen war Paul vom Rade gestiegen und neugierig herangekommen.

„Ach — der Thomas!" sing er an. „Fährt wie'n Gespenst durch die Nacht. Ja, ja, da wirst du bezahlen müssen." Na, da geht du eben mal nächsten Sonntag nicht zum Tanz." Und er lachte schadenfroh.

Thomas hätte ihn jetzt mit seiner Antwort steinigen können, es lockte ihn, und eine leise Wut stieg in ihm auf, aber er biß sich auf die Lippen und dachte daß Paul sich morgen noch mehr schämen würde, wenn er jetzt schwieg.

Der Landjäger steckte sein Buch wieder ein. „Aber nun schieben Sie mal die Karre nach Hause!" sagte er, als Thomas sich wieder auf den Sattel schwingen wollte. Und Paul lachte wieder, und da hätte Thomas es ihm doch bald nachgetrieben . . .

*

Am nächsten Morgen, auf der Arbeitsstelle, kam Paul mit verlegenem Gesicht auf Thomas zu. „Das ist doch deine Lampe, Thom?" fragte er und hielt in der linken Hand die Fahrradlampe hoch. Thomas nickte nur. Da streckte ihm Paul die Hand entgegen, die Thomas bedächtig nahm. „Es tut mir leid", sagte Paul. „Gestern abend hätte ich nicht so reden dürfen. Und du hast kein Wort gesagt."

Thomas zuckte die Schultern. „Ich dachte, du mußt es so sehen", erwiderte er.

„Ich war schon unterwegs zur Baustelle. Das weißt du ja. Ich hatte so 'ne Ahnung. Wollte mal nachsehen. Und unterwegs traf ich den Gendarm. Na, der hat dann auch deine Fahrradlampe am Gestell gesehen. Und das Strafmandat, hat er gesagt, das kriegst du jetzt natürlich nicht."

„Wär auch nicht schlimm gewesen", meinte Thomas.

„Aber anständig war's von dir! Thom" nickte Paul und ging an die Arbeit. Und Thomas dachte, daß es Paul auch getan hätte.

Mittags kam Anna mit dem Rade vorbei. „Hallo, Paul!" rief sie im Vorbeifahren. Der Wind zerrte an ihrem Rock. Hübsch war die Anna. Aber Paul sah kaum hin.

„Wegen der Anna", sagte er nachher zum Thomas, „brauchen wir uns doch nicht zu streiten. Die führt uns ja beide an der Nase herum."

„Das mein ich auch, Paul", antwortete Thomas. Damit war alles zwischen ihnen in Ordnung. Die Arbeit schmeckte heute, als wäre Sonntag.

Poesi und Prosa

Sie sind zusammen Ski gelaufen, und nun stehen sie bis über die Knie im Schnee und halten sich in den Armen. Sie legt ihren Kopf an seine Brust und sagt: „Ach, Paul, das ist die glücklichste Stunde meines ganzen Lebens!"

„Na", meint Paul, „eine ganze Stunde wollen wir doch hier wohl nicht stehenbleiben!"

(Neue Z. Z.)

Dies nebenbei

Schon mancher mag sich gelegentlich die Frage vorgelegt haben, wieviele Menschen jährlich in das Kino gehen. Man hat sie gezählt. Im Kinojahr 1936/37 waren es 362 Millionen, schon 10 Millionen mehr als im besten Jahr der Stummfilmzeit. Im laufenden Jahr werden die Ergebnisse sicher noch besser sein, weil es dem Kino genau so geht wie der Zigarette und dem Bier. Der Besuch bzw. Genuß steigt erst in einer gewissen zeitlichen Entfernung von dem Tiefstand der Krise, nachdem vordringliche Bedürfnisse befriedigt sind, Merklich ist auch schon die Abwanderung zu besseren Plätzen. Immerhin können noch sehr viel mehr Menschen in das Kino gehen, ohne gerade Gefahr laufen zu müssen, sich die Hacken abzutreten. Die Kinos sind auf den Spitzenbedarf an den Abenden des Wochenendes eingerichtet und dann oft übervoll. Im Jahresdurchschnitt aber wird ihr Fassungsvermögen nur zu 43 v. H. ausgenutzt. Insgesamt liefen im Vorjahr 177 lange Spielfilme, davon 54 v. H. deutscher Herkunft waren. Nur in den Vereinigten Staaten und in Deutschland werden mehr als 50 v. H. der aufgeführten Filme im eigenen Lande hergestellt. Die britische Produktion deckt nur 28, die französische 26, und die italienische knapp 12 Prozent des Bedarfes!

*

Die Charakteranlagen der kanadischen Fünflinge waren einige Wochen lang Gegenstand der Untersuchung eines Psychologen, der feststellte, daß die äußerlich so ähnlichen kleinen Lebewesen doch sehr verschieden geartete Persönlichkeiten sind. Sie sind alle fünf nicht übermäßig begabt, aber man glaubt, daß dies eine Folge ihrer vorzeitigen Geburt ist, die in ein oder zwei Jahren ausgeglichen sein wird. Von den fünf Kleinen ist Annette die unartigste und die, die es darauf anlegt, die Aufmerksamkeit der Besucher am stärksten auf sich zu lenken und die sich sehr gern bewundern läßt. Cecilo und Yvonne folgen ihr in dieser kleinen Eitelkeit nach, und die drei halten enger zusammen gegen Emilie und Marie, die ihren lebhafteren Schwestern gegenüber leicht vernachlässigt werden. Aber während Annette leicht wieder zur Ordnung gebracht werden kann, ist Marie wirklich länger widerspenstig und wenig zugänglich und tut so, als mache sie sich gar nichts aus der Bewunderung, die ihren Schwestern so reichlich zuteil wird. Emilie, die Kleinste, ist sehr schüchtern, weint häufig und sucht sich zu verstecken, wenn Besucher kommen.

*

Im amerikanischen Institut der Elektroingenieure machte Dr. McEachron, der Leiter des Laboratoriums der General Electric Company, interessante Ausführungen über Versuche, Blitze zu filmen. Man hatte eine selbsttätige Filmkamera eine halbe Meile vom Empire State Building, dem im Herzen von New York gelegenen höchsten Gebäude der Welt aufgestellt und jeden Blitz auf dem Bildstreifen festgehalten, der in den letzten drei Jahren auf diesen Bau niedergeing. Dabei wurden allerlei bemerkenswerte Entdeckungen gemacht. Zum ersten stellte man fest, daß das Empire State Building weit öfter vom Blitz getroffen wird, als irgend ein anderes Bauwerk der Erde. Ferner ermittelte man mit Hilfe der Filmkamera die Geschwindigkeit des Blitzes, der nach Dr. McEachrons Angaben 16 000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt. Die interessanteste Beobachtung auf dem Filmstreifen aber besteht darin, daß sehr häufig, ehe der Blitz von oben herab in den 350 Meter hohen Empire-Turm schlägt, dieser eine sich drehende Flammensäule nach oben sendet, also gleichsam dem aus den Wolken kommenden Blitz den Weg weist. Dem Hauptblitzschlag gehen mitunter bis zu dreißig sogenannter „Sucherblitze" voran, die ebenso häufig von unten nach oben wie von oben nach unten verlaufen.

*

Eine Anzahl Bauern, die bisher eine sehr bescheidene und kärgliche Existenz aus ihren kleinen Besitzungen im Orange-Freistaat in der Nähe des Vallflusses gefristet hatten, sind plötzlich über Nacht und ohne ihr Zutun zu reichen Leuten geworden. Goldsucher haben zwischen Clerksdorp und Theuissen Goldablagerungen in einer Länge von 200 Kilometer und einer Breite von nahezu 100 Kilometer. Man nimmt an, daß dieses Goldlager in unmittelbarer Verbindung mit den reichen Goldlagern von Witwatersrand steht. Die Bauernhöfe, die innerhalb dieses Gebietes liegen, sind zur Zeit so gesucht, daß Bankinstitute bis zu 100 000 Pfund für ein Vorkaufsrecht bezahlen und Privatleute für das Vorkaufsrecht auf ganz kleine Grundstücke 10—20 000 Pfund anlegen. Die Bauern freuen sich. Sie können vorläufig noch auf ihrem Hof bleiben, haben die Taschen voll Geld und hoffen wohl im Stillen, daß der Preis für Grund und Boden bald so ansteigt, daß die beträchtlichen Summen für das Vorkaufsrecht nur ein recht kleiner Vorschuß auf den späteren großen Reichtum sein wird. Allerdings hat eine geologische Untersuchung überhaupt noch nicht stattgefunden, so daß man über die wirkliche Ergiebigkeit dieses Goldlagers noch kein Urteil abgeben kann.

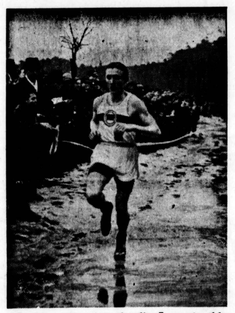
Bild rechts: **Parteiempfang beim Führer.** In München fand der alljährliche große Parteiempfang beim Führer statt, zu dem der Stellvertreter des Führers, die Reichsleiter, die Gauleiter, Vertreter der SA., SS., des NSKK. und des NSFK., des Arbeitsdienstes, der HJ. sowie andere führende Persönlichkeiten mit ihren Frauen geladen waren. Der Empfang fand in diesem Jahre zum erstenmal in den festlichen Räumen des Hauses des Führers am Königlichen Platz in München statt. — Von links: Gauleiter Robert Wagner (Baden), Obergebietsführer Kemper (Baden), der Führer, vorn die Gattin des Gauleiters. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.) — — — Bild Mitte: **Der Traditionsschellenbaum wird übergeben.** Obergruppenführer der SA. v. Jagow übergab auf dem Kasernenhof des Bataillons I. R. 67 Spandau den Traditionsschellenbaum des 4. Garderegiments zu Fuß. Dieser Schellenbaum befand sich bisher in der Obhut der SA. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.) — — — Bild links: **Generalfeldmarschall Göring in Warschau.** Ministerpräsident Generalfeldmarschall Hermann Göring hatte sich auf Einladung des polnischen Staatspräsidenten zur Jagd nach Polen begeben. Hier sieht man ihn mit dem polnischen Außenminister Beck (rechts) und dem Sozialminister Kascialkowski im Gespräch im polnischen Außenministerium. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Reichsminister Dr. Goebbels in der Ausstellung „Entartete Kunst"

Reichsminister Dr. Goebbels besuchte die Ausstellung „Entartete Kunst", die jetzt von München nach Berlin gekommen ist. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

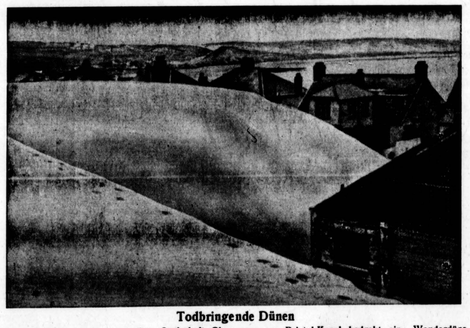
Die Leipziger Messestadt in neuer Gestalt

Die Besucher der Leipziger Frühjahrsmesse werden die Messestadt wesentlich vergrößert vorfinden. Die Neubauten für die Frühjahrsmesse 1938 sind ein gezeichnet. (Hansa-Luftbild, freigegeben durch Prüfstelle für Luftbilder RLM.) (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Harbig schneller als die Langstreckler

Der deutsche Rekordmann über 400 und 800 Meter gewann den 3-Kilometer-Lauf in Hohenneuendorf bei Berlin. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)



Todbringende Dünen

Bei Porthcawl in der englischen Grafschaft Glamorgan am Bristol-Kanal bedroht eine Wanderdüne das Dorf. Man hat versucht, mittels Holzbarrikaden den Vormarsch der Sandmassen aufzuhalten — jedoch bisher vergebens: wie man hier sieht, hat die Düne bereits die ersten Häuser erreicht.

Norwegens erster Weltmeisterschaftssieg in Lahti

Der Norweger Olaf Hoffsbakken gewann in Lahti den Kombinationslauf. (Schirner, Zander-Multipl.-K.)

So ließen die roten Horden Teruel zurück

Vor ihrer Flucht hatten die Bolschwisten die Stadt durch Brandstiftungen und Sprengungen schwer verwüstet. Unser Bild zeigt das in Schutt und Asche gelegte Seminar von Teruel. (Weltb., Zander-M.-K.)

Rumänien wählte

Mit einer Abstimmung bekannte sich das rumänische Volk zu seiner neuen Verfassung. Unser Bild wurde vor einem Wahllokal in Bukarest aufgenommen. (Presse-Photo, Zander-K.)

Welt der Frau

Kampf der Säuglingssterblichkeit

Zweckmäßige und moderne Mütterschulung — Richtige Säuglingspflege

Bei dem Bestreben, die Durchschnittslebensdauer des Menschen zu verlängern, hat von jeher der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit eine hervorragende Rolle gespielt, da ein frühzeitiges Sterben des Menschen die durchschnittliche Lebensdauer einer Bevölkerung auf das nachhaltigste ungünstig beeinflußt.

Um in diesen Fragen wenigstens einen gewissen Einblick zu erhalten, ist es dienlich, doch einige Zahlen anzuführen. Zahlen, die uns leicht zeigen können, wie der bisher geführte wohldurchdachte Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit bereits Früchte getragen hat, die man sich noch um die Jahrhundertwende kaum erträumt haben mag. Damals um 1900, starben von etwa 2 Millionen neugeborenen Kindern noch etwa 420 000 im ersten Lebensjahr! Das waren also über 20 % der tatsächlich geborenen Kinder. Kurz vor dem Kriege (1913) verloren wir von 1,8 Millionen Neugeborenen nur mehr etwa 280 000 im ersten Lebensjahre, also etwa 15 % oder ein Siebentel der zur Welt gekommenen Kinder. Im Jahre 1934 aber, bei knapp 1,2 Millionen Neugeborenen sank die Sterblichkeit der Säuglinge derartig, daß nur mehr ein Verlust von etwa 7 % eintrat.

Bestehen nun genügend Aussichten, um diesen Prozentsatz noch weiter absinken oder ist mit dieser Zahl von sieben sterbenden Säuglingen bei hundert Geborenen die Grenze des Erreichbaren bereits erreicht? Wir können sagen, daß menschlichem Ermessen nach die wirklich erreichbare Grenze noch niedriger liegt und zwar bei etwa 4 %, da in fast der Hälfte der letzigen Todesfälle bei rechtzeitiger Vorsorge und Behandlung noch eine Rettung des Säuglings möglich sein müßte. Ein gewisser Prozentsatz der Neugeborenen wird wohl ausnahmslos immer im Laufe des ersten Jahres wieder verloren sein, sei es wegen angeborener Mißbildungen, sei es wegen angeborener Lebensschwäche oder unvermeidlicher Frühgeburten. Ein unerbittlicher Kampf muß aber noch geführt werden, um die nur wegen falscher Ernährung, mangelnder Pflege oder aus sonstigen vermeidbaren Gründen heute noch vorzeitig sterbenden Menschenkinder zu retten!

An welchen Punkten kann nun hier am aussichtsreichsten angegriffen werden? Die erste Forderung muß die bleiben, daß jedes Kind von der Mutter gestillt wird, da jede Nachahmung erwiesen hat, daß künstlich genährte Kinder von vornherein gefährdet sind, da nun einmal die Muttermilch eine Zusammensetzung besitzt, wie man sie doch nicht künstlich zusammensetzen kann. Ein wirkliches Verstehen der Milch ist sehr selten! Nur zu oft wird von ungeduldigen oder aber auch zu zarten Müttern ein solches Verstehen zu unrecht angenommen oder gar nur vorgegeben. Dasselbe gilt auch häufig genug für die Ansage, daß das Kind nicht trinken wolle. Auch hier fehlt es leider oft nur an der nötigen Geduld und dem richtigen Verständnis der Mutter. Für die Fälle, in denen wirklich und beim besten Willen Muttermilch nicht zur Verfügung steht, hat die Reichsarbeitsgemeinschaft für Mutter und Kind über das ganze Reich verteilt in begrüßenswerter Weise sogenannte Frauenmilchsammelstellen errichtet, in denen Muttermilch den Säuglingen zur Verfügung gestellt wird.

Aber auch für die Zeit nach dem Abstillen tut es dringend not, durch Aufklärung und Mütterschulung die richtige und zweckmäßigste Säuglingsernährung zu fördern. Es ist dringend notwendig, daß auf diesem Gebiete die Ratschläge der sonst so geschätzten Großmütter und Tanten außer Kurs gesetzt werden, und wirklich nach modernen Gesichtspunkten eine Schulung der Mütter am besten in besonders eingerichteten Mütterschulen durchgeführt wird. Es wird nicht immer leicht sein, die ländliche Bevölkerung zur nötigen Einsicht zu bringen, obwohl gerade auf dem Lande die Säuglingssterblichkeit noch am größten ist. Dasselbe gilt auch für die unehelichen Mütter, deren Kinder auch heute noch so besonders stark gefährdet sind.

Aber auch in der Pflege der Säuglinge bleibt noch vieles zu tun übrig. So schläft gerade auch in diesen Gebieten noch heute ein großer Teil der Säuglinge mit im Bett der Mutter, ohne daß die Frauen sich bisher ihr Verhalten zuredten ließen. Nicht nur, daß nachweislich immer noch auf diese Weise Kinder erdrückt werden, es liegt der Säugling zumeist auch noch unter einem Berg dicker Federbetten und auf ein bis mehreren Unterbetten. Die Regelmäßigkeit des Badens läßt noch mehr als zu wünschen übrig, ja auf Grund eines alten Aberglaubens werden noch heute in diesen Fällen die Fingernägel nicht abgeschnitten. Ebenso werden die Säuglinge auf dem Lande oft erst im fünften oder sechsten Lebensmonat das erste Mal an die frische Luft gebracht, was sich um so schlimmer auswirkt, als die Zimmerluft nicht immer von besserer Beschaffenheit ist.

Dr. med. K. S.

Vom Schlaf überrascht (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Flecken gemacht? / Allerlei Tips, wie man sie entfernt

Flecken bedeuten immer eine unliebsame Ueberraschung. Meist werden sie gerade dann entdeckt, wenn man wenig Zeit hat, sich noch umzuziehen, oder gar schon unterwegs ist. Im Notfall wird schnell noch mit Benzin oder Spektrol gerieben und gerieben, bis der Fleck selbst zwar schwächer, aber durch einen dunklen Rand noch auffälliger geworden ist.

Was kann man nun gegen die Flecken unternehmen? Auf jeden Fall müssen die verschiedenen Arten von Flecken auch auf verschiedene Weise entfernt werden, wenn man sie gründlich vertilgen will.

Fettflecke auf hellfarbigen Schuhen, Handschuhen, Taschen usw. entfernt man folgendermaßen: man legt auf den Fettfleck ein paar Blatt weißes Löschpapier, gießt dann Benzin darauf und läßt den betreffenden Gegenstand eine Zeitlang liegen, nachdem man ihn beschwert hat, damit das Löschpapier nicht abrutscht.

Rostflecke in der Wäsche sind ein Uebel, unter dem die Wäsche, die außer dem Hause gewaschen wird, oft sehr zu leiden hat. Man stelle nun eine Mischung her aus acht Teilen reinem Wasser, einem Teil Kleesalz, einem Teil Kochsalz und einem Teil Zitronensaft. Diese Mischung bildet ein gutes Mittel zur Beseitigung der Rostflecken. Man betupfe die in Mitleidenschaft gezogenen Stellen, dann hält man sie an ein sinnerres Gefäß, das man durch kochendes Wasser erhitzt hat. Die Folge dieser bleichenden chemischen Zersetzung des Eisenoxyds wird das Verschwinden der Flecke sein. Nach dieser Prozedur muß man die Wäsche in Seifenwasser auswaschen.

Tee- oder Kaffeeflecke bilden eine unliebsame Verunzierung des feinen Leinentuches. Man kann sie aber gut entfernen, wenn man die betreffenden Stellen des Tuches in einer Lösung von reinem Wasser und Borax einige Stunden weicht. Nach Ueberplätten der gereinigten Stellen ist das Tischtuch wieder gebrauchsfähig.

Tintenflecke werden ja bekanntlich entfernt, indem man den Stoff in einer Lösung von Zitronensaft aufweicht. Ebenso werden auch dem Tintenflecke auf dem Parkettfußboden mit dem Saft einer Zitrone entfernt. Nach der Zitronenbehandlung muß man den Boden mit einem trockenen Tuch abreiben.

Esch.

Das Komplet im Frühjahr

In der Frühjahrsmode nimmt das Komplet einen großen Platz ein. Seine Vorzüge sind offensichtlich. Es ist leichter als ein Mantel und nicht so streng wie ein Kostüm. Frauen, die das Weiche und Graziöse in ihrer Kleidung lieben, weil sie erkannt haben, wie gut es zu ihrem Stil paßt, werden nicht auf ein Komplet für die kommende wärmere Jahreszeit verzichten wollen.

Ein Komplet bietet den persönlichen Wünschen der einzelnen breitesten Spielraum. Die modischen Grenzen sind hier so weit gesteckt, umfassen so viel verschiedenartige Auslegungen des Begriffes „Komplet", daß jede Frau dasjenige finden kann, was ihr vorschwebt und was sie unter Berücksichtigung alles in Betracht zu Ziehenden wählen sollte.

Figur, Alter und die Gelegenheiten, bei denen man sein Komplet in der Hauptsache gebraucht, müssen den Ausschlag geben. Aber für einen hübschen Anzug haben Frauen noch immer die Gelegenheit gefunden, um ihn mit Vergnügen zu tragen. So wird ihnen auch eins der neuen Komplets sicherlich gute Dienste leisten.

Die Mode unterscheidet Kleidkomplets und Rockkomplets. Während die Rockkomplets mehr den Kostümen ähneln und wie diese durch eine Bluse ergänzt werden, bestehen die Kleidkomplets aus einem ganzen Kleid und einem dazugehörigen dreiviertellangen Mäntelchen oder einer kürzeren Jacke, sofern nicht nach den neuesten Vorschlägen der Mode ein Cape vom Stoff des Kleides die straßenmäßige Vervollständigung übernimmt.

Außerordentlich gut verwendbar sind im Frühjahr leichte Komplets aus Wollgeorgette oder Kunstseide in helleren Farben. Sie setzen sich zusammen aus einem am Hals hoch hinaufgehenden Kleid und einem offen hängenden losen Dreiviertelmantel. Der Mantel ist in seiner Futterlosigkeit angenehm leicht. Legt man ihn ab, dann zeigt sich, daß unter dem langen Aermel des Kompletmantels das Kleid selbst nur sommerlich kurze Aermel hat.

Sportlicher gehaltene Kleider mit Bubenkragen und Knopfschluß bekommen ein kleines kragenloses Jäckchen, das nach Smokingart in der Taille mit einem Durchsteckknopf schließt. Um die Zusammengehörigkeit zu betonen, wiederholen sich die doppelten Brusttaschen des Kleides am Schoß des Jäckchens.

Unter den neuen Capekomplets sieht man besonders flotte aus blauem Wollstoffrock, roter Westenjacke und blauem Cape vom Stoff des Rockes. Das ist in seiner Farbenfrische ein Komplet, wie es sich junge Damen für ihre Spaziergänge im Frühjahr nicht besser denken können. Scheint eine milde Sonne, läßt man das Cape zu Hause, und bläst der Lenzwind einmal gar nicht vorschriftsmäßig lau, sondern recht kühl, gibt das Cape den nötigen Schutz.

Wird es aber endgültig warm, dann wäre ein Komplet aus gemusterter Abfeitenseide am Platz. Die dunklere Stoffseite erzählt das Kleid, die hellere Stoffseite die Jacke. In einem solchen Komplet fühlt auch die reifere Frau sich gut und richtig angezogen.

M. Cl.

Die „Sprechenden Ullstein-Schnitte" heißen jetzt: „Sprechende Ultra-Schnitte"

Kleid aus Wollgeorgette mit losem, dreiviertellangem Mantel. Ultra-Schnitt K 7900

Kleid in schlichter Sportform. Dazu eine kragenlose kleine Jacke. Ultra-Schnitt K 7868

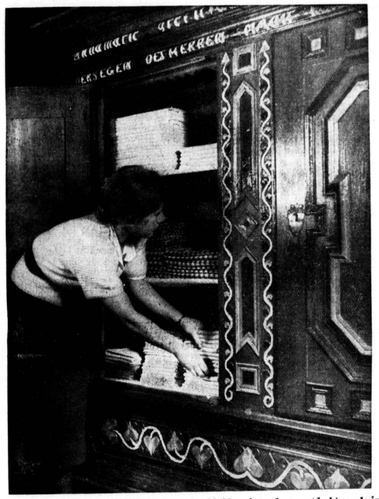
Dreiviertiger Straßenanzug. Blauer Rock, rote Weste, blaues Cape. Ultra-Schnitt S 1704

Komplet aus Abfeitenstoff. Dunkle Seite fürs Kleid, helle für die Jacke. Ultra-Schnitt K 7925

In rotem Kopftuch und blauem Kleid

Wir besuchen Arbeitsmaiden im Lager und bei den Bauern

„Was wird denn daraus?" fragen wir eine Gruppe junger Mädel im blauen Kleid und rotem Kopftuch der Arbeitsmaiden, die den Tisch des wohnlichen Eßzimmers im Lager 18/90 umrahmen und durch unsere Anwesenheit nicht im mindesten gestört, sich angelegentlich mit Papier und Schere beschäftigen. Die Kameradschaftsälteste gibt uns bereitwilligst Auskunft: „Wir basteln uns eine Stehlampe, und das hier — sie deutet auf die bereits ausgeschnittenen Papierfragmente — wird der Schirm." „Haben Sie Ihre Lampen alle selbst gebastelt?" fragen wir mit einem Blick auf die geschmackvolle Beleuchtung des Zimmers. Stolz



Ein prachtvoller alter Schrank, den die Maiden irgendwo entdeckt und in ihrem Lager wieder zu Ehren gebracht haben. Ein Schmuckstück, an dem alle ihre Freude haben. Photost Feldmann 3, von Braun L.

und Genugtuung stehen auf den jungen Gesichtern: „Alles, was wir uns selbst herstellen konnten, haben wir auch selbst gemacht, das gibt viel mehr Freude als Fertigkaufen." Nun, das glauben wir diesen jungen aufgeschlossenen Menschenkindern gern, daß ihnen das Gestalten und Ausschmücken des eigenen Heims Freude macht, kommt es doch in stärkstem Maße der natürlichen weiblichen Veranlagung entgegen. Ueberall im Lager spürt man die Liebe, mit der die Mädchen und ihre Führerinnen an die schöne Aufgabe herangegangen sind, ihr Heim so schön und wohnlich wie möglich zu gestalten. Oft sind es Dinge, die vielleicht zunächst nicht so sehr ins Auge fallen, die aber um so mehr das Bemühen verraten, den Räumen eine persönliche Note zu geben, wie die selbst gewebten Vorhänge im hellen, behaglichen Speisesaal, die mit der Laubsäge aus Sperrholz gefertigten und mit Oelpapier widerlegten Ampeln in den luftigen Schlafräumen, die kleinen Plastiken und kunstgewerblichen Gegenstände im Lesezimmer oder auch die blanken Herde und blitzenden Töpfe in der modern eingerichteten Küche. Ueberall helle, freundliche Farben, überall Sauberkeit und Frische, die das Gefühl größter Wohnlichkeit verbreiten.

Nachdem uns durch ein einfaches, aber hervorragend zubereitetes und kräftiges Essen die beruhigende Gewißheit geworden ist, daß die Maiden auch vorzüglich zu kochen verstehen, suchen wir einige von den zwanzig Maiden auf, die der eigentlichen Bestimmung des weiblichen Arbeitsdienstes gemäß die Hausfrauen der bäuerlichen Betriebe vor allem im Haushalt entlasten sollen und die innerhalb weniger Wochen sowohl unter den einzelnen Bauernhöfen als auch mit den Maiden wechseln, die im Lager im Küchen-, Wasch- oder sonstigem Hausdienst beschäftigt werden. Zuerst betreten wir einen schönen alten Bauernhof, der wie auf dem Toreingang zu lesen steht, seit dem 12. Jahrhundert ein und derselben Familie gehört, zwar schon mehrmals abbrannte, aber immer wieder in der Bauweise der Väter neu errichtet wurde. Wir finden die Arbeitsmaid Erika gerade mit der Vorbereitung des angenehmeren Teils ihrer Tätigkeit, dem Auftragen des Mittagessens beschäftigt. Wie ihr der neue Wirkungsbereich gefalle? Ein fröhliches Lachen geht über das offene Gesicht des Mädchens. Ganz ausgezeichnet gefällt es ihr hier, sie war Hausangestellte in der Großstadt und hat sich schnell in die neue Arbeit hineingefunden und ist dem Landwirt eine wertvolle Stütze geworden. „Wir möchten die Arbeitsmaiden nicht mehr missen", sagt er. „Jeden Morgen kommen sie pünktlich, mit frohem Gesicht und immer guter Laune auf den Hof und gehen den Tag über der Frau wacker an die Hand."

Einem mittleren landwirtschaftlichen Betrieb gilt unser nächster Besuch. Die Arbeitsmaid Inge treffen wir im Stall, sie melkt gerade die Kühe. Wir staunen, daß ihr diese nicht ganz einfache Arbeit so leicht und flott von der Hand geht, als ob sie sie von Jugend an gewöhnt wäre und tippen darauf, daß Inge „von der Branche" ist, erfahren aber, daß die waschechte Berlinerin früher schon einmal im Arbeitsdienst war und auch damals die Kunst des Kühemelkens lernte. Die Sehnsucht nach dem kameradschaftlichen Zusammensein im Lager hat sie wieder zum Arbeitsdienst zurückgeführt. Sie ist jetzt Kameradschaftsälteste und will die Führerinnenlaufbahn einschlagen. Der Bauer hat auch die besten Erfahrungen mit den fleißigen, anstelligen und immer fröhlichen Mädchen gemacht. Er erzählt dann noch von einigen „Stadtfräulein", die ganz vortrefflich zupacken wußten und das dumme Gerede „Was will die höhere Tochter mit der Mistgabel?" gründlich ad absurdum geführt hatten, ohne Gefahr des Ueberarbeitens, die schon durch die ständige Kontrolle der Lagerführerin und des Arztes ebenso sicher vermieden wird, wie eine einseitige körperliche Beanspruchung durch die Vielfalt der während der siebenstündigen Dienstzeit außerhalb des Lagers in Haus und Hof zu erledigenden Arbeiten.

Der Nachmittag sieht uns in einem zweiten Lager des westfälischen Bezirks, das in einem schönen, großen Park gelegen ist. An einer mit Ligen und vorbei führt eine Freitreppe zum ehemaligen Herrenhaus, das völlig renoviert und für die Zwecke des Arbeitsdienstes hergerichtet wurde. Schon im Vorraum sehen wir einige von den wundervollen alten Schränken und Truhen, die den besonderen Stolz des Lagers bilden. Sie sind von den Bauern der Umgebung zur Verfügung gestellt und von den Maiden in liebevoller Arbeit wieder „aufgefrischt" und in ihrer ursprünglichen Schönheit hergerichtet worden. Auch hier begegnen wir wieder all den schönen Dingen, die die Zimmer des Lagers so wohnlich machen und die Zeugnis ablegen vom Fleiß und Geschick der Maiden. Aus Resten selbst gewebte Teppiche, Vorhänge, Tischdecken, schmücken die Räume, Pflugschar und Huf hängen als Gong in der Diele, zu Leuchtern verarbeitete Spinnräder erhellen die Zimmer, alles verrät tiefe Liebe zum Bodenständigen und kündet die große Aufgabe, die sich der Arbeitsdienst gestellt hat, die Menschen aller Schichten einander nahe zu bringen und vor allem die Brücke zu schlagen zwischen Stadt und Land. Diese Mädchen, die sich hier von der Schulbank, von der Schreibmaschine zum Verkaufstisch, aus dem Fabrik-

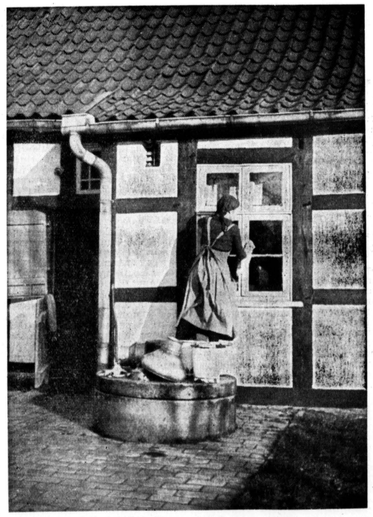
Eine frohe, singende, marschierende Gemeinschaft — wer möchte nicht dabei sein?

saal oder Kontor zusammengefunden haben, kehren in diesem halben Jahr an die Quellen des Volkstums zurück und tragen die neuen Erkenntnisse wieder hinaus ins Volk.

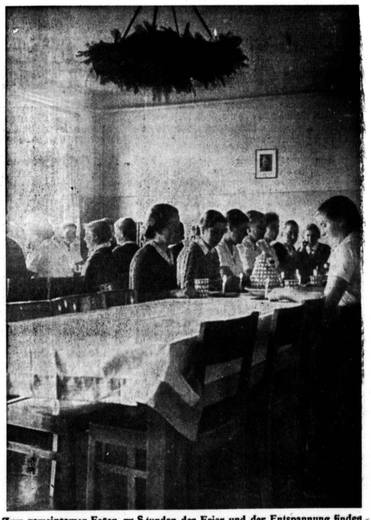
Doch auch Humor und Frohsinn kommt im Lager zu seinem Recht. Man merkt es nicht nur an den fröhlichen Antworten, nicht nur an den fidelen Namen, die die einzelnen Schlafräume tragen und in treffender Illustration eine kleine Auswahl großer Vorbilder vom „Opernhaus" bis zum „Zugspitze" stiftet oder an den klingenden Namen der beiden Lagerschweine, man merkt es vor allem an den originellen Stegreiffspielen, die uns die Maiden vorführen und an ihren Liedern und Tänzen.

Man fühlt, daß hier ein neues Mädchengeschlecht heranwächst, das mit den Vorurteilen einer alten Zeit aufräumen wird. Hier werden Menschen geformt, die über den begrenzten Horizont eigener Interessen hinaus auf die Volksgemeinschaft zu sehen gelernt haben. Wie der junge Mann im Arbeits- und Wehrdienst der Gemeinschaft dient, so hat das junge Mädchen im Arbeitsdienst für die weibliche Jugend Gelegenheit, in der gleichen Weise doch dem Wesen der Frau gemäß durch freiwillige Pflichterfüllung der Nation im Kreise froher Kameradinnen zu dienen und dadurch ihrem Leben neuen, tiefsten Sinn zu geben.

H. K.



Jede Arbeit in Haus und Hof geht auch dem Stadtmädel bald flott von der Hand



Zum gemeinsamen Essen, zu Stunden der Feier und der Entspannung finden sich die Maiden im blitzsauberen Gemeinschaftsraum zusammen

Flecke auf dem Sonnenball

Das Nordlicht kam nicht wieder

Das für den 22. Februar erwartete Nordlicht ist ausgeblieben. Dessen ungeachtet wendet sich das Interesse unserer Forscher den geheimnisvollen Wirkungen der Sonnenstrahlen zu, dessen Anfang eines besonders kräftigen Maximums wir jetzt erreicht haben.

In allen Ländern Europas hofften in der Nacht zum 23. Februar Tausende und Abertausende von Menschen, das himmlische Schauspiel des Nordlichts noch einmal zu erleben, das uns am 25. Januar mit einem Farbenzauber überraschte, wie man ihn sich prachtvoller nicht hätte denken können. Auf allen wissenschaftlichen Beobachtungsstationen herrschte Großalarm, Fernrohre richteten ihr scharfes Auge gegen den Himmel, die merkwürdigsten Meßapparate waren in lustiger Höhe aufgestellt, ja sogar der Himmel selbst hatte sein übriges getan und in dieser Nacht den Wolkenvorhang ganz und gar zurückgezogen. Aber so sehr man auch wartete und Ausschau hielt nach den geheimnisvollen Strahlen — die Wiederholung des Gastspiels der Frau Sonne fiel aus. Da lachte sich der Mond ins Fäustchen, und auch die Sterne schienen vergnügt vor Schadenfreude, nur so manche Menschen ärgerten sich, die bis nach Mitternacht aus ihrem Ausguckposten ausgeharrt und nichts gesehen hatten.

Ist die Sonne altersschwach?

Man kann deswegen den Wissenschaftlern keinen Vorwurf machen, denn sie hatten ja nicht prophezeit, sondern nur mit der Möglichkeit gerechnet, daß am 22. Februar der nächtliche Himmel ähnlich wie am 25. Januar zu flammen beginne. Besonders starke Polarlichter haben nämlich die Neigung, nach einer Zeitspanne von 27 Tagen — das ist die Umdrehungsdauer der Sonne in der Breite der Sonnenflecken, die meist nur bis zu 30 Grad nördlich und südlich vom Sonnenäquator auftreten, in etwas geringerem Maße wieder aufzutauchen. Aber die Flecke auf dem Feuerball haben es in sich. Bald machen sie sich klein, bald „puffen" sie sich auf, daß unsere Erde siebenmal darin Platz hätte, denn Sonnenflecken mit einem Durchmesser von 90 000 Kilometern sind keine Seltenheit. Sie erscheinen ziemlich regellos und in kurzer Zeit, verändern sich im Laufe von Tagen oft sehr beträchtlich, um dann noch weiteren Tagen oder Wochen plötzlich wieder zu verschwinden.

Dabei machen sie natürlich die Umdrehungszeit der ganzen Sonne mit und liefern damit einen festen Anhaltspunkt, ihre genaue Rotationsdauer zu ermitteln. Der große Sonnenfleck der am 25. Januar beobachtet wurde und der mitbestimmt gewesen sein soll an der wundervollen Erscheinung des Polarlichts, hatte am 22. Februar die gleiche Stellung zur Erde einnehmen müssen wie 27 Tage zuvor, aber entweder kam er sehr verändert wieder oder sein und der übrigen Sonnenflecke Einfluß auf das nächtliche Farbenwunder war zu gering. Man muß also erst abwarten, was die Wissenschaft über das Ausbleiben des erwarteten Nordlichts zu sagen hat.

Auf alle Fälle steht fest, daß die Häufigkeit der Polarlichter innerhalb eines Jahres und in aufeinanderfolgenden Jahren mit der Häufigkeit der Sonnenflecken zusammenhängt, für die sich über lange Zeiträume hinweg und aus einem sehr großen Beobachtungsmaterial eine Periode von 11,3 Jahren bestimmen ließ. Nach Dr. Flüber vom Astrophysikalischen Observatorium Potsdam befinden wir uns gegenwärtig im Anfang eines Maximums, das diesmal besonders kräftig zu werden scheint.

Was sind eigentlich Sonnenflecken? Kleine Wunden am Tagesgestirn, die man sich aber nicht als erkaltete Schlacken, wie man früher annahm, vorstellen darf. Nein, die jüngste astrophysikalische Untersuchung hat gezeigt, daß es sich bei den Sonnenflecken um Stellen in der glühenden Gasatmosphäre der Sonne handelt, an denen die Temperatur der dort schwebenden Gase um etwa 1500 Grad tiefer liegt als sonst auf der sichtbaren Oberfläche dieses Sterns, dessen Wärme mit etwa 6000 Grad berechnet werden konnte.

Leider können die Astronomen über das Zustandekommen und die Entstehungsursache der Fleckenebilde sehr wenig aussagen. Dr. v. Klüber ist der Ansicht, daß sie vielleicht durch aus der Tiefe heraufsteigende Gasmassen entstehen, die sich dabei aus bestimmten physikalisch wohlbekannten Gründen abkühlen müssen. Nebenbei besteht kein Zweifel darüber, daß die Flecke beträchtliche Störungen stellen im glühenden Gasozean der Sonne anzeigen, wenn auch von einer „Wirbelschwäche" wohl nicht die Rede sein kann.

Menschen werden krank

Noch reichlich ungeklärt ist die Frage, ob Sonnenflecke oder die ungeheuren Ausbrüche überhitzter glühender Gase, die mit ihnen einhergehen, einen Einfluß auf unsere Großwetterlage und schließlich auch auf uns Menschen ausüben. Es scheint kein Zweifel darüber möglich, daß von derartigen Störungsherden auf der Sonne Strahlungen auf unseren Planeten treffen und das Magnetfeld der Erde in Unordnung bringen. Ihre unsichtbare elektrische Wirkung bekommt vor allem der Rundfunk zu spüren, und es ist nicht so selten, daß bei besonders starker Fleckentätigkeit der Kurzwellenverkehr über die Ozeane vollständig unterbunden wird, wie dies erst kürzlich der Fall war.

Dagegen hält es Dr. Dinies vom Reichsamt für Wetterdienst nicht für erwiesen, daß ein gesicherter Zusammenhang zwischen der Zahl der Sonnenflecken und unserer Witterung besteht. Jahrzehntelange Beobachtungen haben ergeben, daß eine Häufigkeit von Naturkatastrophen nicht parallel läuft mit einer großen Intensität der Sonnenflecken, wenn auch gewisse Andeutungen einer Beziehung nicht von der Hand zu weisen sind. Interessant ist die Anschauung des Biologen Dr. Bernhard Düll, der es nicht für ausgeschlossen hält, daß an Tagen mit besonders heftiger Sonneneruption und den damit zusammenhängenden Störungen des Sonnenmagnetismus, der Gebirtrömme und der Luftelektrizität Erkrankungsbereitschaften bei Menschen in Erkrankungen übergehen können und bei bereits bestehenden schweren Erkrankungen der Tod ausgelöst werden kann. Die Untersuchungen sind hier noch im Gange. Wir sehen also, daß es noch viele Geheimnisse der Sonne, der wir auf Gedeih und Verderben verbunden sind, für die Forscher zu enträtseln gibt, eine Riesenaufgabe, die vielleicht wohl niemals mit unseren zur Verfügung stehenden Mitteln völlig gelöst werden kann.

Dr. E. H.

Der volkstümlichste Orden 125 Jahre alt

Das schlichte Kreuz aus Eisen

Napoleons Insel wird Seefestung

Am 10. März 1813, also vor 125 Jahren, stiftete König Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz.

Das schwarz-weiße Band im Knopfloch oder das schlichte Kreuz an der Uniform zahlreicher Frontkämpfer ist heute jedem Deutschen ein vertrauter Anblick. Und so kann man, nachdem während des Weltkrieges rund 218 000 mal in der ersten und in 5 196 000 Fällen in der zweiten Klasse das Eiserne Kreuz verliehen worden ist, zweifellos von einem „Volksorden" sprechen. Es ist jetzt 125 Jahre her, daß König Friedrich Wilhelm III. diese Auszeichnung für bewiesene Tapferkeit stiftete. Der König selbst fertigte eine Skizze des Ordens an, Wildhauer Schinkel, der Schöpfer vieler schöner Bauten und Denkmäler, entwarf dann in Berlin die endgültige Fassung, gleichzeitig ließ er durch den Kurweiler Neuwerker und die Kgl. Eisengießerei Probestücke herstellen, welche die Billigung des Herrschers fanden.

Auch eine Frau bekam das Eiserne Kreuz

Wie aus der Stiftungsurkunde hervorgeht, die neben dem Datum des 10. März 1813 Breslau als Stiftungsort nennt, sollte die Erste Klasse des Ordens in Gestalt einer kreuzgenähten Bandschleife verliehen werden. Diese Form bewährte sich nicht, Offiziere des Hauptquartiers stellten daher, wie alte Chroniken berichten, aus Ordenlieb und weißer Farbe ein anderes Muster her. Dieses Muster fand jedoch nicht die Billigung des König, wohl aber ein Kreuz, das sein Schwager, Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz in Breslau verfertigen ließ. Außer den beiden Klassen gibt es bekanntlich noch ein Großkreuz, das als Halsbandorden getragen wird. Fünf Heerführer erhielten es in dem Befreiungskrieg von 1813, sieben im deutsch-französischen Krieg 1870/71 und wiederum fünf im Weltkrieg. Neben dem Kaiser und Hindenburg trugen es Ludendorff, Mackensen und Prinz Leopold von Bayern. Nachdem Blücher bei Belle-Alliance den entscheidenden Sieg über Napoleon davongetragen hatte, wurde für ihn — da er im Besitz sämtlicher Kriegsauszeichnungen war — ein besonderer Orden angefertigt, der unter dem Namen „Blücherkreuz" in die Geschichte eingegangen ist. Dieser achteckige goldene Stern mit einem schlichten Eck. in der Mitte wurde in den abgelaufenen 125 Jahren nur noch ein zweites Mal verliehen und zwar an Generalfeldmarschall von Hindenburg nach der Befreiungsfeierstunde 1918. Insgesamt erhielten während der Befreiungskriege 16 000 Offiziere und Mannschaften die zweite Klasse der Kriegsauszeichnung. 1870/71 erwarben diese 1819 Kämpfer in der ersten, 43 249 in der zweiten Klasse, während rund 4000 Männer mit dem Kreuz am schwarz-weißen Bande für Verdienste hinter der Front ausgezeichnet wurden.

Auch eine Frau bekam das Eis. am schwarz-weißen Band, nämlich die Freiwillige Friederike Auguste Krüger, die sich unter dem Namen Lübeck im Jahre 1813 in die neu aufgestellte Armee eingeschlichen hatte und sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Nachdem sie bereits Unteroffizier geworden war, erhielt sie nach dem Gefecht bei Laon im Jahre 1814 das „Kreuz".

Mit wissen, daß König Wilhelm von Preußen den Orden seines Vaters auch in den Krieg gegen Frankreich im Sommer 1870 entbrannte. Nachdem er am Grabe der Eltern um den Sieg für die Waffen Deutschlands gebetet hatte, stiftete er die Auszeichnung am Todestage seiner Mutter für den bevorstehenden Kampf. Im Weltkrieg wurde die Auszeichnung am 5. August 1914 von Wilhelm II. erneuert und im März 1918 auf die Angehörigen der verbündeten Heere ausgedehnt.

Kanonen auf St. Helena /

Die britische Regierung hat den Ausbau der Insel Sankt Helena, des historischen Verbannungsorts Napoleons, zur Seefestung beschlossen.

Vor dem langgestreckten Regierungsgebäude in Jamestown auf St. Helena stehen ständig eifrig diskutierende Menschengruppen und lesen die frisch angeschlagenen Plakate. Die Bekanntmachungen verkünden Dinge, die alle Einwohner der im Atlantischen Ozean verlorenen Kleinen Insel angehen: die beteiligen Londoner Ministerien haben beschlossen, die Insel zu einem starken Seefestungsausbauen und sie militärisch und verwaltungstechnisch zu einer Einheit mit allen anderen Inselgruppen westlich von Afrika, der Gruppe der „Ertsinsel" und der Ascension-Gruppe zusammenzufassen.

Was hat das Augenmerk von London plötzlich auf das kleine Inselchen gelenkt, das einst als Exil Napoleons in die Geschichtsbücher Einkehr fand? Man muß sich die Lage der Insel ansehen, ihre politische Bedeutung vergegenwärtigen, um das auffallende Interesse Londons zu verstehen. Sankt Helena liegt auf der Höhe etwa von Porto Alexandre in Portugiesisch-Westafrika, fast 1900 Kilometer von Afrika entfernt. Es wurde drei Jahre nach der ersten Fahrt des Kolumbus entdeckt und gehört seit 1673 den Engländern, die von Anfang an großen Wert auf das nur 122 Quadratkilometer große Inselchen legten; denn es liegt in einer nahezu geraden Linie mit einerseits Kapstadt und andererseits der Insel Ascension, die ebenfalls den Briten gehört, und weiter hinaus den portugiesischen Kap Verdischen Inseln. Diese Inselliniе aber bildete die Reihe der früher unumgänglich notwendigen Stützpunkte des Segelwegs nach Indien rund um Afrika herum: nach Norden zu waren es weiter die Kanarischen Inseln, die jedes Schiff auf dem Weg von England nach Indien anlaufen mußte. Dann aber wurde 1869 der Suezkanal eröffnet, und man konnte sich den Umweg über die Inseln rund um Afrika herum sparen.

Der Gefangene von Longwood

Bis zum Jahre 1815 kannten nur die Seefahrer und Geographen Sankt Helena; dann aber wurde es mit einem Mal weltberühmt, als die Engländer den Vorschlag machten, den gestürzten Kaiser Napoleon, nachdem sich sein erstes Exil Elba als dem Festland zu nahe gelegen erwiesen hatte, hierher zu bringen, wo der gefährliche Mann sicherlich nicht fliehen konnte. Die Engländer stellten ihm den Hof Longwood zur Verfügung, und hier verbrachte Napoleon seine letzten Jahre, bis er am 5. Mai 1821 starb. Seitdem war diese Insel nichts als eine historische Erinnerung, und auch der einst rege Schiffsverkehr versiegte nach der Eröffnung des Suezkanals fast völlig. Heute kommt nur alle acht Tage ein kleiner Postdampfer von Südwestafrika herauf, bringt ein paar Säcke Briefe und Pakete, ein paar Geschäftsreisende, die den schwarzen Farmarbeitern Baumwollhemden, Taschenmesser und Radioapparate der billigsten Sorte verkaufen.

Die meisten der nur 4000 Einwohner sind Neger, ein paar hundert Weiße sind Engländer, der Rest Portugiesen und Holländer. Der 63jährige grauhaarige Gouverneur, Sir Spencer Davis, hat bisher kein allzu schweres Amt gehabt. Er saß in seinem Regierungsgebäude in Jamestown, der einzigen größeren Ansiedlung der Insel, ließ dem Ventilator laufen, trank seinen Whisky und spielte abends mit seiner Frau und einem holländischen Arzt Karten. Das Idyll von Sankt Helena ist aber nun durch die Pläne der britischen Admiralität beendet worden. Auf dem Eiland wird jetzt durch die Stille das Dröhnen von Baggern und Dampfhämmern schneiden ...

Konjunktur im Atlantik

Ascension und Sankt Helena sind ausgezeichnete Häfen, die sich auch für die Unterbringung und Versorgung von schweren Schlachtschiffen eignen. Sankt Helena wird also zu einem Flotten erster Ordnung ausgebaut. Schon sind britische Ingenieure aus Kapstadt eingetroffen, und bald werden Spezialarbeiter, Vermessungsbeamte und Schiffsladungen mit Panzerplatten, Betonbauvorschriften und Mittenverteidigungsbatterien folgen. Verwaltungstechnisch ist der erste Schritt bereits erfolgt: Sankt Helena wurde mit Tristan da Cunha, Ascension und den Gough-Inseln zu einer politisch-militärischen Einheit zusammengefaßt, und Sir Spencer Davis zum Generalgouverneur der Gesamtheit ernannt.

Sankt Helenas Ruhe ist hin, aber dafür hat die kleine Insel ein wildes Konjunkturfieber erfaßt. Vor den Plakatsäulen am Regierungsgebäude diskutiert man nicht mehr theoretisch über die kommenden Dinge, sondern schmiedet Pläne und macht Geschäfte. Die Arbeiter, die den Festungsbau ausführen werden, und dann die Marinetruppen, die auf Sankt Helena stationiert werden sollen, werden der Insel einen erhöhten Warenumsatz verschaffen. Man wird Läden, Kaffeehäuser, Gaststätten brauchen. Herr Oliveira hat bereits eine Tonfilmapparatur bestellt, um sein altes Kino zu modernisieren, und allenthalben sieht man neue Gebäude für Geschäftslokale und Unterhaltungsstätten aus dem Boden schießen. Den Plan eines portugiesischen Farmers, ein etwas „unabhundenes" Beranstaunungslokal im Stil von Marseille zu errichten, hat Sir Spencer Davis allerdings bisher noch nicht genehmigt. Mehr Aussicht auf Verwirklichung hat der Plan eines Holländers, Napoleons Exil zu pachten und ein Museum daraus zu machen, das dann gegen entsprechende Eintrittsgeld besichtigt werden kann. Sankt Helena verändert sein Gesicht ...

Besuch im „Paradies Lundy"

In Bristol Kanal, fünfundzwanzig Kilometer von der englischen Küste entfernt, liegt die kleine Insel Lundy. Diese Insel, eigentlich ein kleines Königreich für sich, gehört Mr. Martin C. Harman. Verwaltet wird sie von Kapitän Gade, den man scherzweise als den Vizekönig bezeichnet.

Ich kam in einem Motorboot von Infracombe und landete bei einem Felsen, der als Rat-Cape bezeichnet wird. Kapitän Gade erwartete mich am Ufer und verlangte einen Schilling. „Die einzige Taxe, die jeder Fremde bezahlen muß", sagte er. „Weitere Taxen kennen wir hier nicht. Ebensowenig kennen wir Steuern." Das war die erste Ueberraschung — ein Land ohne Steuern, mitten in Europa! Meine nächste Frage lautete: „Kann ich hier landen, obwohl ich die Einreisegenehmigung des Königs nicht habe?"

„Natürlich", entgegnete der Kapitän, „aber Sie müssen sich unseren Gesetzen unterwerfen." — „Ich bin doch Engländer." Er lachte: „Das zählt bei uns nicht. Wir liegen außerhalb der dreimeilenzone und gehören nur dem Namen nach zu England. Wir zahlen keine Abgaben an England, wir haben unsere eigenen Briefmarken und wir hatten bis vor kurzem auch eigenes Geld."

Es war wirklich ein seltsames Stück Erde, das ich hier sah. Vor einiger Zeit kamen elliche englische Marineoffiziere von Infracombe nach Lundy, weigerten sich, die Einreisetaxe zu zahlen und kampierten zwei Tage am Strand, ohne um die Erlaubnis zu fragen. Mister Harman beschwerte sich in London, und das Auswärtige Amt in London — entschuldigte sich für die „Verletzung der Souveränität Lundys".

Auf Lundy gibt es ein großes Schloß, Marisco-Castle, das achthundert Jahre alt ist. In diesem Schloß lebte einst der berüchtigte Pirat Kapitän Robert Nutt. Man behauptet, daß er vor seinem Tode seinen Goldschatz, den man auf sieben Millionen Pfund schätzt, irgendwo auf der Insel vergraben hätte. Aber niemand sucht ihn. „Geld bedeutet uns nicht viel", sagte Kapitän Gade. „Wir haben alles, was wir brauchen. Wozu sollen wir uns noch abplagen?"

Das Interessanteste aber erfuhr ich erst einen Tag später. Kapitän Gade forderte mich auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. „Auf wilde Ziegen." Als ich ihn erstaunt ansah, lachte er. „Wir sind das einzige Land Europas, das noch wilde Ziegen hat", sagte er, „und an ihnen kann man sehen, wie kriegerisch die wilden Vorfahren der gutmütigen Hausziege waren. Wir haben auch wilde Pferde . . ." Ich sah die Tiere später mit eigenen Augen. Pferden wilder Ziegen, die in den Klippen leben. Und große Rudel zottiger, wilder Ponnis, die in den tiefen Tälern hausen. Die Ziegen werden geschossen, aber nur dann, wenn man frisches Fleisch braucht und wenn die Lebensmittelboote vom Festland ausbleiben. Und das ist eben das Unangenehme auf Lundy — die Stürme. Ich habe einen Sturm erlebt, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Sechzehn Stunden lang saßen wir zu Hause, in einem Haus, das keine Fenster hatte. Der Sturm würde jedes Fenster eindrücken.

Es wird im allgemeinen angenommen, daß die äußere Gestalt des Eis. außer Jahreszahl und Datum seit 1813 unverändert geblieben ist. Das ist aber nicht zutreffend, denn die Vorderseite des Kreuzes war ursprünglich glatt, während die Rückseite das „FW", dreifaches Eichenlaub und die Zahl 1813 enthielt. Kein einziger Träger richtete sich aber an diese Bestimmung, sondern trug die ein gifelierte Seite nach oben. Friedrich Wilhelm IV. ließ sich schließlich gewinnen, im Jahre 1838 durch Kabinettsorder diese Tragweise zu billigen.

Wo blieb der erste Orden?

Ueber den Verbleib des ersten Ordens, den der König getragen hat, sind vielerlei Legenden entstanden. Historische Wahrheit ist, daß sich das nämliche Kreuz, welches Friedrich Wilhelm während des ganzen Krieges getragen hat", wie es in einer Urkunde heißt, in den Sockel eines Denkmals befindet, das 1816 zu Ehren der Königin im Schloßgarten zu Hohenzieritz, zwölf Kilometer von Neustrelitz entfernt, errichtet wurden ist. Mit einer Denkmünze, gestiftet aus Anlaß der Völkerschlacht bei Leipzig, und einem Stück des Louisenordens, der für Auszeichnung der Edelsten der Frauen aller Stände bestimmt war. Die mit eingemauerte Urkunde schließt mit folgenden Worten, die zugleich den tiefen Sinn der Stiftung und die Liebe zu der Verstorbenen umfassen: „Wer du auch sein magst, in diesen Hard einst das kalte Metall gelangen wird, so wird es dein Gemüth bewegen und dein Herz mit einem allüdenden Strome von heiliger Liebe und Ehrfurcht erfüllen; denn du hast empfunden, was Louise und was Friedrich Wilhelm war. Würdig zu bezeichnen eine große Zeit und mit leuchtendem Beispiel ihr voranzugehen!"

Uns auch jenes Wort wurde erfüllt, das sich in dieser Urkunde auf das eingemauerte Kreuz bezieht und das wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden: „Hier ruht das eiserne Kreuz, gestiftet von dem Könige, als begann der Krieg für die Freiheit des Vaterlandes, im Jahre 1813 den 10. März, dem Geburtstage der Verklärten. Es war nur für Helden gestiftet und hat neuen Helden gezieret; denn alle, die gefochten haben in diesem Kriege, sind geblieben oder haben gesieget!"

Fünfeinhalb Millionen Helden sind in den abgelaufenen 125 Jahren mit dem schlichten Orden des Befreiungskrieges ausgezeichnet worden. An der Spitze der Lebenden unser Führer, der als unbekannter Gefreiter die Erste Klasse erhielt, die einzige Kriegsauszeichnung, die er auf dem braunen Ehrenkleid des Kämpfers der Bewegung zu tragen pflegt.

Diamantam IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

9. Folge

„Ja, Zoe." Mokat hebt den Kopf, kaum erwartungsvoll. Jetzt kommt es wohl. Jetzt will Zoe ihm auseinandersetzen, daß die Verhältnisse sich verändert haben, daß sie ihr Wort nicht länger halten kann. „Ich stehe gern zur Verfügung, Zoe." sagt er langsam und schwer. „Wenn du willst . . ."

„Warum so feierlich, Franz? Wir sind doch verlobt!"

Eine lustige laute Männerstimme bricht in das Gespräch ein. „Hallo, Fräulein Zoe! Keine geheimen Unterhaltungen hier an der Bar! Wir verdursten ja!"

„Ich komme schon, Mr. Fracher!" Zoe nickt ihrem Verlobten noch einmal strahlend zu und eilt an die andere Ecke der Bar, um die Whiskygläser zu füllen. Im Nu ist sie wieder mitten in einem Wirbel, muß lachen, scherzen, bedienen . . .

„Verlobt?" sinnt Franz Mokat dem letzten Wort nach. „Sind wir denn wirklich verlobt? Bin ich nicht ein Esel, daß ich damals das ernst genommen habe? Wir waren alle lustig und übermütig an jenem Abend. Ich selber war ja nie betrunken und hab hier angegeben wie ein Wahnsinniger. Vielleicht sollte das Ganze nur ein Scherz sein. Vielleicht hat Zoe es gar nicht so gemeint, und später . . . später hat sie vielleicht aus Mitleid mit mir die Komödie fortgespielt. Denn es ist doch eine Komödie! Verlobt? Wie kann ich, Franz Mokat, der Pechvogel, den niemand mehr beachtet, verlobt sein mit Zoe von Doemen, der Königin von Lüderitzbucht! Kein Mensch hier würde mir das glauben, außer dem Dutzend Leuten, die an jenem Abend selber Zeugen waren. Und vielleicht glauben auch die es gar nicht. Vielleicht haben die lange schon im Stillen über den dummen Kerl gelacht, der keinen Spaß versteht und ein solches Hirngespinst ernst genommen hat.

Eine knallende Backpfeife reißt ihn aus seinen Grübeln. Drüben, wo die Gäste sich um Zoe drängen, geht es wieder einmal lustig zu. Ein diamantenschwerer Holländer hat das heulende Elend bekommen.

„Sie sind eine Teufelin, Zoe!" greint er, ihre beiden Hände in seinen Schaufeln festhaltend. „Warum lachen Sie mich immer aus?"

„Warum wollen Sie mich nicht heiraten?"

„Sie sind zu dick, Mynheer!" brüllt jemand lachend neben ihm. „Menschenskind, wie können Sie Fräulein Zoe einen so schiefen Gesichtsausdruck antun? Da bin ich doch . . ."

„Um kein Haar besser," fällt ein ehemaliger englischer Kolonialoffizier trocken ein. „Lassen wir Miß von Doemen doch ruhig selbst entscheiden, wen sie mag."

„Hier wird wohl Auktion über mich gehalten?" lacht Zoe, ihre Hände aus den Tatzen des leise schluchzenden Holländers befreiend. „Meine Herren, ich denke nicht daran, eine Wahl zu treffen."

„Aber Zoe, warum denn nicht?"

„Sie werden doch nicht als alte Jungfer sterben wollen?"

„Einmal müssen Sie doch Farbe bekennen, schönste Zoe!"

Der Holländer hat wieder ihre Hände erhascht. „Heiraten Sie mich, Zoe!" stöhnt er hartnäckig. „Werden Sie meine kleine, geliebte Frau, Zoe von Doemen. Wir sind doch Landsleute!"

Unaeduldig an ihren Händen zerrend, wirft Zoe unwillkürlich einen schnellen Seitenblick zu Franz Mokat hinüber, und ihr Lachen weicht einem jähen Erschrecken. Wie trostlos und grau sein Gesicht doch auffiehl Droht Gott, er kann doch nicht etwa an ihr zweifeln? Er wird doch nicht glauben, daß sie . . .

Ein blitzschneller Entschluß durchfährt Zoe. „Warum ich Sie nicht heiraten kann, Mynheer Paas?" sagt sie sehr laut, sich in ihrer ganzen Schlankheit aufrichtend. „Warum ich überhaupt nicht eine Wahl treffen will? Wenn Sie es denn absolut wissen wollen, Gentlemen: Weil ich meine Wahl längst getroffen habe! Weil ich verlobt bin!"

„Was, der Taufend!"

„Zoe! Sie brechen mir das Herz!"

„So eine unsittliche Leichtfertigkeit!"

„Wann? Mit wem denn? Heraus damit! Wer ist der Kerl?"

„Etwa Sie, Feacher?"

Zoe wehrt mit beiden Händen den auf sie eindringenden Sturm ab. Ein rascher, affektlich lächelnder Blick fliegt zu Franz Mokat hinüber. „So lassen Sie mich doch zu Worte kommen, meine Herren! Es ist kein Geheimnis, daß ich mit Herrn Mokat verlobt bin!"

„Mit Mr. Mokat?" Ein Augenblick stutzen sie alle und blicken unwillkürlich verdutzt zu dem unscheinbaren stillen Gast hin, der mit rotem Kopf da hinten an der Ecke des Schanktisches hockt und ausfiebt, als ob er am liebsten von seinem Schemel herunterglciten und sich verkriechen wolle. Dann bricht plötzlich ein rasendes, jubelndes Gelächter los.

„Reingelegt!"

„Famoser Witz!"

„Da hat sie uns ordentlich zum Narren gehalten!"

„Bitte, meine Herren, es ist wirklich . . ." Zoes ärgerlicher Protest geht unter in dem allgemeinen Lachen und Jubeln. Natürlich ist es nur ein Scherz. Die schöne Zoe und ausgerechnet der kleine harmlose Kerl da, der nicht mal einen Cloim hat! Donnerwetter, heimahe hätte man es gar geglaubt, so ernsthaft hat sie den Witz vom Stapel gelassen.

„Hurra für Zoe und ihren Verlobten!" Die Männer überstönen jeden Widerspruch mit brüllendem Lachen. Selbst der Polizeiinspektor Hamman, der an jenem Verlobungsabend dabei war, lacht mit. Damals — nun ja. Aber inzwischen haben sich ja die Verhältnisse erheblich geändert. Wäre zuviel verlangt, daß die schöne Zoe heute noch an dem armen Mokat festhalten sollte. Und daß sie selber über ihre damalige „Verlobung Witze macht, faat ja genug.

Franz Mokat schweigt zu den Scherafragen, die an ihn herübergerufen werden, und lächelt bitter. Ein Witz! Kein einziger hier im Lokal hat Zoes Worte anders aufgefaßt. Jeder ist fest davon überzeugt, daß nur ein Verrückter ernsthaft glauben kann, daß Zoe von Doemen wirklich mit Franz Mokat verlobt sei. Und du, Franz Mokat, du hast geglaubt . . .

Während Zoe, entfeßt über die Wirkung ihres Bekenntnisses, sich ärgerlich bemüht, die ihr Zunächststehenden von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, gleitet Franz Mokat unbemerkt von seinem Stuhl und verschwindet im Gewühl der Gäste.

XI.

Von diesem Abend an kommt Franz Mokat nicht mehr in Gutzes Bar. Im ihren kurzen Freistunden hat Zoe mehrmals versucht, ihn zu erreichen. Sie ist sogar nach Colmannskuppe hinausgeritten, um mit ihm zu sprechen, aber sie hat dort nur Max Freytag gefunden. Franz Mokat ist seit acht Tagen nicht mehr in seiner Behausung gewesen.

Von anderer Seite aber erfährt Zoe, daß Mokat sich in Lüderitzbucht bei einem Angestellten des Prokuristen Stein ein Kämmerlein gemietet hat und daß er die Abende jetzt in verschiedenen anderen Bars verbringt. Was ihr jedoch am meisten Sorge macht, ist die unglaubliche, unfaßbare Kunde, die allmählich zu ihr dringt: Franz Mokat hat begonnen zu trinken.

Er sitzt nicht mehr bescheiden bei seinem Sodawasser und Apfelsaft. Man sagt, daß er in den Bars allabendlich gehörig dem Whisky zuspricht und sogar Sektflaschen auf seinem Tisch stehen hat. Zuerst hat Zoe überlegen abwehrend zu diesen Erzählungen den Kopf geschüttelt, aber allmählich kommt ihr zum Bewußtsein, daß es wirklich so ist. Franz Mokat ist im Begriff, unterzugehen.

Hilde Stein macht große Augen, als eines Tages um die Mittagszeit Zoe von Doemen bei ihr erscheint und sie um eine Unterredung bittet.

„Es handelt sich um Franz Mokat," sagt Zoe etwas nervös, noch ehe sie auf dem angebotenen Stuhl Platz genommen hat. „Ich nehme an, Fräulein Stein, sie wissen, wie es um ihn steht."

Hilde belaht ernst. Ja, sie hat von ihrem Vater gehört, daß Franz Mokat sich plötzlich vollkommen verändert hat. Er arbeitet nicht mehr und trinkt. Steffens, der Kontorist, in dessen Hinterstübchen Mokat sich für schweres Geld eingemietet hat, hört ihn fast jede Nacht betrunken nach Hause kommen.

„Es ist schade um Mokat," schließt Hilde ihren Bericht. „Aber verständlich ist es schließlich. Ein Mensch, der dicht davorstand, Millionen sein eigen zu nennen und nun plötzlich sich zurückgestoßen sieht ins Nichts, durch seine eigene Schuld. So was kann wohl einen stärkeren Mann umwerfen als Franz Mokat."

Die Diamanten!" fäßt Zoe feindselig hervor. „Glauben Sie wirklich, daß ihm der entgangene Reichtum alles ist? Daß ich ihm nichts bin?"

Auto-Anekdoten

Das Kennzeichen

Max Reger hatte einen sehr leichen, aber auch sehr sparsamen Freund. Der kaufte sich einen Tages ein Auto — natürlich ganz billig, und mit einem Motorengeräusch, das man wegen seines Kraches leicht unter Hunderten heraushörte. Drei Tage später stürzte der Freund mit allen Anzeichen äußerster Aufregung in das Arbeitszimmer des Komponisten und jammerte: „Er ist fort — er ist fort!" — „Sorge dich nur nicht um deinen Nummisterten Miniaturdrachen", tröstete Reger, „die Polizei wird ihn schon bald irgendwo stehen hören".

Der Fahrlehrer

Als König Haakon vor mehr als dreißig Jahren den norwegischen Thron bestieg, war er einer der ersten Monarchen, der sich dem damals aufstrebenden Automobilsport zuwandte. Sein Fahrlehrer sammte aus der Normandie. hatte viel Temperament aber nur geringe norwegische Sprachkenntnisse. Einmal kreuzten die beiden einen etwas belebten Platz, und plötzlich rief der Lehrer dem König zu: „Bremsen!" — Ein Ruck — und der König hatte den Wagen zum Stehen gebracht, aber so ungeschickt, daß auch der Motor stand. Da vergaß der Fahrlehrer, daß sein Schüler ein König war und rief: „Mensch, was sein du dumm! Dann aber entsetzte er sich über sein unhöfliches Benehmen und fügte freundlich hinzu: „Eure Majestät."

Der Wagen wurde wieder angekurbelt, die Fahrt wurde fortgesetzt. Dabei quälte den Lehrer dauernd der Gedanke, ob er den König nicht schwer beleidigt hätte. Endlich klopfte er dem „Schüler" verlegen auf die Schulter und lächelte: „Majestät, ich meinen, du dumm nicht als König — du dumm nur als Fahrer."

König Haakon lachte herzlich und schätzte seitdem seinen Fahrlehrer ganz besonders.

Vorsicht

Carl Benz war nach vielen mühseligen Jahren, in denen man seine Motorerfindung belächelt und verhöhnt hatte, bereits zu einer Berühmtheit geworden, als er zu einem Ausfluge einmal einen Wagen befaßt. Plötzlich fand natürlich ein Automobil vor der Tür, aber Benz beachtete es gar nicht, sondern wandte sich ärgerlich an den Diener, wo denn der Wagen bliebe? Auf die Antwort, er stünde ja längst draußen, wußte Benz nur zu sagen: „Das ist ein Experimentiergerät. Heute mache ich aber einen Ausflug und habe nicht meine Knochen aufs Spiel. Also fahr ich doch nicht mit dem Knatterliez. Einen richtigen Wagen mit Pferden her, einen Zweispänner!"

Das gute Mittel

Der vor einigen Jahren verstorbene Schriftsteller Dorennes war ein begeisterter Autosportler und fuhr ausgezeichnet, aber auch in einem unerhörten Tempo. Einst lud er den Bürgermeister von Cannstetten ein und konnte mit ihm so schnell nach Biarritz, daß dem Fahrgast beinahe Hören und Sehen verging. In einer Kurve meinte der etwas ängstliche Bürgermeister schüchtern: „Ich glaube. Sie fahren doch ein wenig zu schnell, Herr Derennes!" — „Angstigst Sie das?" entgegnete dieser, „dann machen Sie es wie ich: schließen Sie die Augen!"

Das Schwein

Ein anderemal rannte Derennes in einer Dorfstraße ein Schwein derart, daß das Tier in den Graben kugelte und alle vier von sich streckte. Er bremste scharf, hielt an, ein Bauer leuchte heran und schimpfte und tobte ganz gottesläfterlich. „Weiben Sie ruhig, lieber Mann", beschwichtigte Derennes, „ich bin gerne bereit, Ihnen das Tier zu ersetzen." Da musterte der Bauer schlank Gestalt des Sportlers und brüllte: „Sie sind ja gar nicht fett genug! Die Sau wog dreieinhalb Zentner, Herr — he, und was wiegen Sie?"

Sie sah grün

Eine Berliner Künstlerin wurde vor kurzem Unter den Linden von einem Verkehrsschutzmann angehalten, weil sie bei rotem Licht eine Straßenkreuzung überfahren hatte. „Zum Donnerwetter", brauste der entrüstete Beamte auf. „Können Sie denn nicht sehen? Es war rot, und Sie fahren weiter, und noch dazu in einem solchen Tempo!" — Da meinte die Künstlerin lächelnd: „Aber, Herr Wachtmeister, es war doch grün!" — „Nein, es war rot!" — — „Und doch war es grün", beharrte die junge Dame bei ihrer Behauptung, „ich habe noch nie ein so entzückendes, leuchtend grünes Käppchen gesehen, wie das, das die Dame in dem Wagen vor mir trug!"

„Sie, Fräulein von Doemen?" Hilde sieht erstaunt ihre Besucherin an und zögert ein wenig. „Ich habe auch darüber schon mit Mater gesprochen. Auch mit Herrn Freytag. Die beiden meinen, daß Mokat nicht mehr an seine

druck von Gleichgültigkeit und Verwahrlosigkeit.

„Was . . . was ist . . . Wie kommen Sie . . . ich meine, wie kommst du . . . hierher?"

„Frag doch nicht so komisch." Zoe setzt sich wie selbstverständlich auf den Bettrand und nimmt seine unruhig hin und herfahrenden Finger in ihre Hände. „Ich gehöre doch zu dir."

Ein geqaältes Stöhnen ist nur seine Antwort. Franz Mokats Augen irren scheu zur Seite. „Ich bitte dich, Zoe . . . es ist unmöglich, daß du hierher . . . zu mir kommst. Wenn dich jemand sähe!"

„Was dann?" Zoes Herz krampft sich zusammen beim Anblick des zerstörten, leidgequälten Gesichtes, aber grade um ihm das nicht merken zu lassen, schlägt sie einen lustigen, forschen Ton an. „Meinetwegen kann ganz Lüderitzbucht wissen, daß ich bei dir bin. Ich habe den Leuten doch neulich schon klar genug gesagt, wie wir beide zueinander stehen."

„Und wurdest ausgelacht, Zoe." Mokats Mundwinkel krümmen sich bitter. „Kein Mensch hat es dir geglaubt."

„Was im Grunde auch herzlich gleichgültig ist, Franz. Sollen sie glauben, was sie wollen. Das einzig Wesentlichste ist doch, daß wir beide wissen, ob es wahr ist oder nicht. Wann wollen wir nun heiraten, lieber Franz?"

„Heiraten?" Mokats Augen weiten sich entsetzt bei der plötzlichen Frage. Er starrt sprachlos das Mädchen so lange an, bis es ihm lächelnd mit der Hand das wirre Haar glättet.

„Nun ja, ich meine, es wäre an der Zeit, Franz. Ich habe in diesen Monaten tüchtig Ersparnisse machen können bei Gutze. Zusammen mit deinem Kapital langt das schon, um uns irgendwo hier in Südwest anzusiedeln. Gutze wird natürlich zetern und jammern, aber einmal muß er sich ja doch ohne mich behelfen, und ich habe, offen gestanden, den Lärm und Betrieb dort satt."

Franz Mokat schluckt schwer. „Das glaube ich dir, Zoe. Aber — heiraten? Du wißt doch nicht . . . im Ernst . . . mich heiraten? Du, der ganz Lüderitzbucht zu Füßen liegt!"

„Ich hoffe, das ist längst ausgemacht, Franz."

„Damals! Damals!" Mokats Hände fahren verzweifelt zum Kopf und werfen die von Zoes zärtlichen Fingern eben geordneten Haare wieder durcheinander. „Aber das ist doch jetzt ganz anders. Das mußt du doch einsehen. Du kannst heute ganz, ganz andere Partien machen!"

Zoe verbirgt ihr Erschrecken unter einem Lächeln. So weit ist es also schon mit Franz Mokat! Er glaubt nicht mehr an ihre Liebe! Die Diamanten, die ewig verflochten Diamanten blenden ihn. Ein paarmal muß sie Atem schöpfen, ehe sie mit seidlich ruhiger Stimme fortfahren kann.

„Wenn du unter ‚guten Partien" Männer verstehst, die mehr Geld haben als du, oder etwa eine angesehenere Stellung, dann, lieber Franz — glaubst du nicht, daß ich auch damals schon, als ich mich dir verlobte, solche Partien hätte machen können? Siehst du, du nicht. Also, dann muß dir doch auch klar sein, daß ich gar keine andere ‚Partie" will."

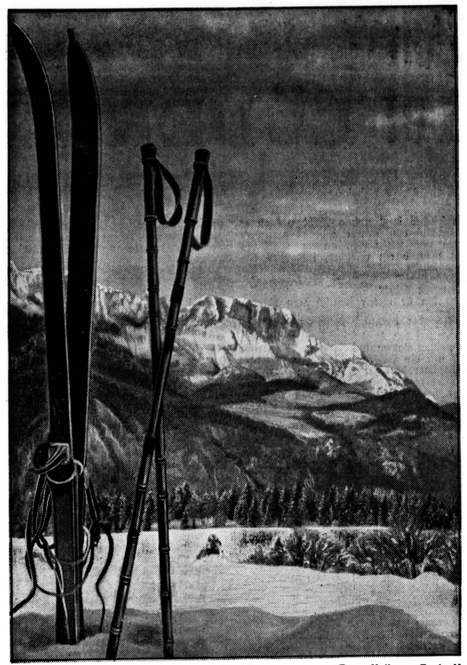
„Aber das ist Wahnsinn, Zoe! Soll ich mich mitschuldig machen, deine ganze Zukunft zu ruinieren? Sieh mich doch an! Wer bin ich denn? Ein armer, verlachter, häßlicher Pechvogel! Kindergespött! Und du . . . ."

Noch tiefer wird das Erschrecken in Zoes Seele. Sie sieht deutlich die abgrundtiefe Verzweiflung in diesen durchfurchten Zügen, diesen flackernden, bangen Augen. Einen Herzschlag lang will sie selber die Mutlosigkeit überfallen, aber dann hebt plötzlich ein lichtes Strahlen in ihren Augen an. Im Bewußtsein ihrer Macht recken sich die jungen Glieder. Ich kann ihm helfen — sagt es in Zoe — und ich will ihm helfen aus seinen Nöten und Zweifeln. Franz Mokat soll seinen Glauben wiederfinden, glücklich werden und — mich selber glücklich machen!

„Ich bin nun einmal da, du unglaubiger Thomas", sagt sie, seine Hände festhaltend. „Ich bin zu dir gekommen und werde nicht von dir gehen. Gutze und seine Bar müssen heute ohne mich fertig werden. Heute, morgen — für immer, wenn du willst." Ihre Stimme zittert. Ganz nahe schmiegt sich ihre schlanke Gestalt an den Mann, der erschrocken zur Seite rücken will. „Ich bleibe bei dir, Franz, denn — ich werde deine Frau!"

„Nein! Nein!" Mit einem wilden Ruck reißt Mokat sich los, springt auf, steht keuchend da, mit geballten Fäusten und bebenden Lippen. „Ich will nicht! Du . . . du willst dich opfern, Zoe! Du bist . . . wahnsinnig!"

Auch Zoe hat sich erhoben. Das Strahlen in ihren Augen ist erloschen. Bitter zuckt es um ihren Mund. „Man kann das nicht zweimal sagen", fühlt sie deutlich irgendwo in ihrem Innern, und dennoch beginnt ihr Mund zu sprechen. Aber es ist eben nur der Mund, das Eingebende, Sieghafte in ihrer Stimme ist fort und mit ihm die Kraft, die Franz Mokat zu überwältigen drohte. Hätte er sie eben in seine Arme gerissen oder auch nur ein einziges liebes Wort gesagt, sie hätte keine Sekunde bereut, was sie getan. Aber jetzt . . . ein Schauer durchschüttelt sie, während ihr Mund immer noch spricht, kaltvernünftige Worte, überlegene Argumente, die ihn von der Verkehrtheit seiner Zweifel überzeugen sollen und es doch nicht können. „Natürlich liebe ich dich", sagt Zoe einmal im Laufe der Ueberredungsschlacht, und



Ski-Rast (Presse-Hoffmann, Zander-M.

staunt tiefinnerst, wie kalt und gefühllos das Wort auf einmal klingt! Mit Gewalt raft sie sich auf und versucht noch einmal, einen zärtlichen Ton anzuschlagen. Aber sie empfindet selbst: die goldenen Saiten klingen nicht mehr echt. Irgend etwas ist vorhin da drinnen gerissen. Nicht mehr zwei Liebende stehen sich gegenüber, die um einander bangen und ringen, sondern nur ein Mann und eine Frau, die sich gegenseitig durch nüchterne Vernunftgründe von der Richtigkeit ihrer Standpunkte zu überzeugen suchen. Und je länger sie sprechen, um so ärgerlicher und schärfer klingen Zoes Worte, um so heftiger und eigensinniger wird Mokats Widerstand.

Als Zoe van Doemen eine Stunde später das Haus verläßt, trägt sie den Kopf tief gesenkt. Eine Welle heißer Scham durchflutet sie. Weißt du, Franz Mokat, was du getan hast in deiner Kurzsichtigkeit, deinem lächerlichen, grundlosen Minderwertigkeitsgefühl? Ein Mensch kann zu dir, der bereit war, dir zu achören, alles aufzugeben und bei dir zu bleiben. Und du hast ihn von dir gestoßen! Verschmäht! Dunkler färben sich Zoes Wangen unter dem breiten Strohhut. Noch nie in ihrem Leben hat sie sich so klein, so gedemütigt gefühlt. Mehr als das! Beschimpft fühlt sie sich, betrogen und verraten um das Beste in ihrem Leben! Ich habe mich einem Mann angetragen, der mich — gar nicht liebt! — schreit es in ihr. — Was sind Zweifel und Unglauben! Franz Mokat m u ß t e in meinen Augen lesen, welch heiliger Ernst es mir war. Und doch hat er mich zurückgewiesen, statt mich in seine Arme zu nehmen. Wenn er mich liebte, er hätte mich verstanden und nicht von „Opfern" gesprochen. Nein, Franz Mokat liebt mich nicht. Aber was ist das mit mir, daß ich das nicht selber merke? Bin ich so stumpf, so armselig, daß nicht die leiseste Stimme in meinem Innern mich warnt? Daß ich, Zoe van Doemen, mich einem Mann anbiete, der mich nicht ebenso sieht wie ich ihn!

Mit hämmernden Schläfen erreicht Zoe die Bar, wo Vater Gutze bereits völlig verstört und händeringend nach ihr gesucht hat. Ein feindseliger, stählerner Schein steht in ihren Augen, als sie, von den Gästen jubelnd begrüßt, ihren Platz hinter dem Schanktisch einnimmt, aber ihr Mund lächelt gewohnheitsmäßig.

„Hallo, schöne Zoe! Was hat Ihnen denn das Gläschen getan?"

„Sie haben sich doch nicht geschnitten?"

Verwundert beugen sich die Gäste über die Bar vor, denn Zoe hat eben das erste Whiskyglas so hart auf den Schanktisch gesetzt, daß es zerbrach.

Vergessen! — setzt Zoe innerlich einen Schlußpunkt unter ihre Gedanken. — Ich will diese schändliche Stunde vergessen! Jetzt muß Franz Mokat zu m i r kommen, wenn er mich noch will!

14 Tage seit jener Stunde, da sie fast weinend vor Scham und Zorn sein Zimmer verließ. Er hat sich nicht wieder in Gutzes Bar sehen lassen, und sie selber hat trotzig und gekränkt sich auch nicht mehr um ihn gekümmert. Nur durch Freytag hat sie so nebenher erfahren, daß Franz Mokat immer noch die Nächte in den verschiedensten Lokalen verbummelt und sein Geld vertrinkt. Aber jetzt — angesichts dieser ungeheuerlichen Nachricht — ist auf einmal Kopf und Herz wieder voll von Franz Mokat. Gottlob, da kommt Max Freytag eben! Zoe winkt ihm schon von weitem lebhaft entgegen.

„Hierher, Herr Freytag! Ich möchte Sie etwas fragen!"

„Gern." Freytag sieht sich suchend um. „Geht aber leider augenblicklich nicht, Fräulein Zoe. Ihre Bar ist wieder mal bis auf den letzten Platz besetzt."

Zoe weiß Rat. Sie wendet sich an einen jungen Herrn, der auf einem Schemel an der Ecke der Bar thront, und bittet ihn mit ihrem schönsten Lächeln, seinen Platz ein paar Minuten dem neuen Ankömmling zu überlassen, und ihr lockendes Lächeln verfehlt natürlich seine Wirkung nicht. Der junge Mann gleitet sofort von seinem Sitz hinunter, verfügt sich mit seinem Whiskyglas an einen der Tische und träumt dort beseligt diesem Lächeln nach. Seinen Platz an der Bar nimmt Max Freytag ein.

„Haben Sie etwas gehört, Herr Freytag? Ist es wahr?"

„Fünf Millionen", nickt Freytag grimmig. „Soviel hätte Mokat jetzt haben können, das blöde Kamel! Entschuldigen Sie, Fräulein Zoe, aber es ist wirklich zum An-die-Wände-hochgehen! Wenn Franz Mokat mir damals gefolgt wäre, hätte nicht Staupe, sondern er jetzt den ganzen Kies!"

„Es ist entsetzlich! Ich fürchte . . . ich fürchte . . ."

„Franz Mokat geht vor die Hunde", sagt Freytag hart. „Er hat bisher schon schwer unter seinem Pech gelitten. Das hier gibt ihm den Rest."

Zoes Finger verschlingen sich in heißer Erregung.

„Wir müssen ihm helfen, Herr Freytag! Staupe muß ihm etwas abgeben!"

„Möglich, daß er das tut. Karl Staupe ist nicht kleinlich. Aber Sie wissen ja, Zoe, was Freund Mokat darauf antworten wird. Dasselbe wie beim erstenmal. Er nimmt keine Almosen an!"

„Nein, nein, das soll er auch nicht. Staupe muß ihn an den Feldern offiziell beteiligen!"

„Dazu kann niemand ihn zwingen."

„Gegen Sie zu ihm hin, Freytag!" In Zoes Augen steht eine flehentliche Bitte. „Sie kennen Herrn Staupe gut. Suchen Sie ihn auf und stellen Sie's ihm vor! Er wird nicht wollen, daß Franz untergeht! Ich bitte Sie, Freytag . . ."

„Hm. Das müßten wir doch erst mal erörtern, Fräulein Zoe." Freytag rührt sich nicht von seinem Platz. In seinen Augen glimmt das alte Mißtrauen auf. „Geben Sie mir erst noch mal 'nen Whisky. White Horse. So, danke. Jetzt wollen wir zwei mal ritsch ins der Leber weg reden. Wenn ich zu Staupe gehen soll, muß ich erst genau wissen, woran ich mit Ihnen bin."

„Wieso denn? Was wollen Sie damit sagen?"

„Allerhand. Ich weiß schon, Hilde . . . hm, Fräulein Stein hält sehr viel von Ihnen. Ich hingegen . . ."

„Sie haben mir nicht vergeben, daß ich Franz Mokats Geheimnis an Staupe verriet?" fast Zoe leise.

Stimmt haarscharf. Und nun schlägt Ihnen also das Gewissen, wie?"

Zoe kann nicht gleich antworten, denn von dem anderen Ende der Bar rufen fünf, sechs Stimmen nach ihr. Während sie die Gäste bedient, genießt Freytag seinen Whisky und brummt zufrieden dabei. Ganz gut, daß er jetzt mit der schönen Zoe gründlich die Meinung sagen kann, denn seine Stimmung ist reichlich streitsüchtig. Eben war er bei Hilde Stein und hat seinem Herzen über die Geschichte mit Staupe Luft gemacht. Dabei natürlich auch mächtig über Zoe geschimpft. Aber die Hilde will nun mal davon nichts wissen. Erklärt rund heraus, Zoe van Doemen sei ein „herrliches Geschöpf" und sie lasse ihre Freundin — wahrhaftig, sie hat „Freundin" gesagt! — nicht beleidigen. Heute habe es heute eine regelrechten Krach mit Hilde gegeben. Na, nun kann man doch wenigstens der schönen Zoe ihre Scheandtaten unter das Näschen reiben.

Zoe hat Glück heute abend. Die Sensation Staupe nimmt die Gemüter so sehr gefangen, daß man sich weniger als sonst um ihre Gesellschaft reißt. In dichten Gruppen stehen die Männer an der Bar und besprechen erregt das große Ereignis. Immer neue kommen hinzu, denen die Geschichte brühwarm erzählt werden muß. Zoe flüstert Vater Gutze ein paar bittende Worte zu, und der Wirt übernimmt verständnisvoll die Bedienung. So kann sie wenigstens ein Viertelstündchen sich ungestört Freytag widmen.

„Sie sprachen eben von Gewissensbissen", nimmt Zoe zurückkehrend die Unterhaltung wieder auf. „Ich fühle nichts dergleichen, **Herr Freytag.**"

(Fortsetzung folgt.)

Lilian einmal in Hosen

Hundertmal dieselbe Strophe. — Ein Singspiel in neuem Stil

Unser Berliner zb-Mitarbeiter hatte Gelegenheit, in den Ateliers in Babelsberg den Aufnahmen zu dem neuen Ufa-Film „Capriccio" unter der Spielleitung von Karl Ritter beizuwohnen.

Es ist gar nicht so einfach, in das Filmparadies hineinzugelangen, das das Kiel so vieler Mädchenträume und Zukunftshoffnungen i². Hat man die Sperren und Verbotsspielern auf, um ihnen eine Bewegung vorzumachen, dann wieder steht er an der Kamera oder dirigiert mit weitausholenden Armschwüngen die Komparserie.

Karl Ritter wollte mit „Capriccio" etwas vollkommen Neues schaffen. Es schwebte ihm dabei ein Filmluftspiel im Stile der alten Komödie del Arte" vor, bei dem Musik und Gesang nicht als „Schlager" gedacht, sondern i der Handlung dynamisch und dramaturgisch verankert sind. Man hört also in dem neuen

„Halt, hiergeblieben!" Lilian Harvey in eine Szene aus dem neuen Film „Capriccio" mit Victor Staal und Paul Kemp

Stück hauptsächlich Arien und Rezitative, die mit Prosagesprächen abwechseln.

Die Handlung selbst stellt ein buntes Durcheinander lustiger Ereignisse und Zwischenfälle ohne irgendwelche Bindung an ein bestimmtes künstlerisches Schema dar. Lilian Harvey wird in „Capriccio" mit Aribert Wäscher verheiratet, brennt ihm jedoch vor der Hochzeit durch und zieht, als Page verkleidet, mit Paul Kemp und Viktor Staal singend und musizierend durch die Lande. Natürlich wird hierbei allerlei Unfug getrieben, wozu Lilian Harvey in ihrer H o s e n r o l l e jede sich bietende Gelegenheit ausnutzen wird. Die Filmleute bereits genannten Künstlern sind in dem Stück noch Paul Dahlke, Käte Kühl und die Geschwister Höpfner als Tänzerinnen beschäftigt. Sie alle präsentieren sich der Kamera als übermütige Goldonitypen, denen Komplikationen absichtlich nicht auf einen bestimmten Stil zugeschnitten sind, dafür aber an Mannigfaltigkeit und Buntheit ihresgleichen suchen. Die Musik zu „Capriccio" stammt von Meßlichar, dem hiermit von Produktions- und Spielleiter Karl Ritter eine besondere Dankesaufgabe gestellt wurde, galt es doch, eine bisher ganz zu Unrecht stark vernachlässigte Kunstgattung in zeitgemäßer, neuer Form wiederaufleben zu lassen.

Tages in unliebsamer Weise auf das Gefährliche seines Berufes aufmerksam gemacht wurde. Er übte einen neuen Trick ein: Eine Löwin sollte sich hinter ihm auf zwei Hinterpfoten stellen und eine Vorderpfote auf seinen Kopf drücken. Sie tat es mit so viel Eifer, daß er erst nach vier Monaten aus dem Spital entlassen werden konnte.

Wenig bekannt ist es, daß Löwinnen mit einem einzigen Jungen keineswegs zufrieden sind. Gebären sie nur ein Baby, dann fressen sie es in aller Seelenruhe auf — es lohnt sich nicht, die Zeit mit der Erziehung eines einzigen Sprößlings zu vertrödeln! Zwei oder mehr Löwenkinder aber können ihrer aufopferungsvollen Hingabe sicher sein. Die Löwenmama entwickelt eine rührende Mutterliebe, die allen Katzenarten eigenen ist. In der Farm des Mr. Gay jedoch werden ihr die Jungen nach einiger Zeit abgenommen, um gemeinsam mit anderen Jungen der Farm mit menschlicher Sorge und geregelter Nahrung aufgezogen zu werden. Das Futter wächst fast täglich an Gewicht und Umfang, bis es eine gehörige Portion von 10 Kilogramm rohen Fleisches pro Tag erreicht hat. Wilde Löwen können sogar bis zu 40 Kilo auf einmal verzehren, aber sie leben nur etwa 15 bis 16 Jahre, während die in der Gefangenschaft genährten und aufgezogenen Tiere bis zu 40 Jahre alt werden können.

Wenn ein Löwe erkrankt, ist er in der Farm sorgfältigster Pflege gewiß. Er wird unter Narkose gesetzt und behandelt. Ist aber die Krankheit unheilbar, dann verblitzt ihm die Kugel zu einem schmerzlosen und schnellen Tode. Selbst nach dem Tode verliert der Löwe seinen Wert nicht. Das Fell wird abgenommen und verkauft, und manch ein Löwenjäger, der Afrika nur aus den Büchern kennt, hat seine „selbsterlegten Wüstenkönige" von „Gay's Lion Farm" franko Haus zugeschickt bekommen. Der Preis für die Felle ist erschwinglich gesunken. Vor 20 Jahren kostete ein komplettes Fell an 500 Dollar, während man es heute schon für 100 Dollar haben kann.

Ohne Zigarre geht's nicht

Ein Aufnahmetag bei den „Andalusischen Nächten"

Es geht altspanisch her im Froelich-Studio am ersten Aufnahmetag zu den „Andalusischen Nächten". Nach der berühmten Carmen-Novelle entsteht ein Ufa-Film und, wenn man durch den großangelegten Komplex von Dekorationen geht — „Links Sevilla", sagt der Begleiter mit der verschenkenden Handbewegung eines Fremdenführers, „und hier die große Kaserne" —, dann ist man bald ganz im altspanischen Milieu.

Und dieses Milieu: Luft, Musik und was immer dazugehört, das soll in diesem Film echter und wirklicher werden, als man es in der Oper „Carmen" kennt. Die blohe literarische Vorstellung von dem, was altspanisch ist, eine Vorstellung, die sich gern mit ein paar Vokabeln begnügt (Florianetten, Melonen und Toreros), soll mehr echte Farbe bekommen.

Zwei spanische Komponisten schrieben die Musik zu dem Film, und Imperio Argentina, die spanische Schauspielerin, Sängerin und Tänzerin, die in Spanien und den lateinamerikanischen Ländern sehr populär ist, stimmte künstlerisches Schema dar. Lilian Harvey wird in „Capriccio" mit Aribert Wäscher verheiratet, brennt ihm jedoch vor der Hochzeit durch und zieht, als Page verkleidet, mit Paul Kemp und Viktor Staal singend und musizierend durch die Lande. Natürlich wird hierbei allerlei Unfug getrieben, wozu Lilian Harvey in ihrer H o s e n r o l l e jede sich bietende Gelegenheit ausnutzen wird. Die Filmleute bereits genannten Künstlern sind in dem Stück noch Paul Dahlke, Käte Kühl und die Geschwister Höpfner als Tänzerinnen beschäftigt. Sie alle präsentieren sich der Kamera als übermütige Goldonitypen, denen Komplikationen absichtlich nicht auf einen bestimmten Stil zugeschnitten sind, dafür aber an Mannigfaltigkeit und Buntheit ihresgleichen suchen. Die Musik zu „Capriccio" stammt von Meßlichar, dem hiermit von Produktions- und Spielleiter Karl Ritter eine besondere Dankesaufgabe gestellt wurde, galt es doch, eine bisher ganz zu Unrecht stark vernachlässigte Kunstgattung in zeitgemäßer, neuer Form wiederaufleben zu lassen.

Es soll, um das noch einmal zu betonen, keine Verfilmung der Oper „Carmen" werden. Das Textbuch hat der Oper nichts entnommen, nur die Carmen-Novelle selbst zu einem Film umgedichtet.

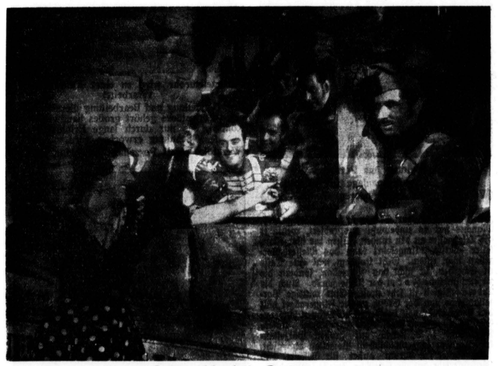
Während oben in einer Stube der Kaserne die erste Aufnahme vorbereitet wird, geht der Brichterstatter allein etwas in der Dekoration spazieren — man entdeckt da manchmal dies und das, was man sonst nie entdecken würde. Riecht es nicht, meine ich, hier irgendwo nach — ja, nach was? Nach Apfelsinen? Nach Melonen? Ich gehe über den weiten Hof der Kaserne von Sevilla, ich gehe diesem Geruch nach und finde hinten einen Mann im weißen Kittel, der wirklich vor sich auf einem Tisch einen Haufen Melonen und Apfelsinen liegen hat.

Dann spaziere ich zurück, und oben probt nun Herbert Maisch die erste Szene. Edwin Fürstenau, spanischer Kommandeur, sitzt vor der Kamera. Es ist nicht ganz leicht für einen Schauspieler, in einer Dekoration zu proben, an der allenthalben noch gehoppt und gehämmert wird. Sagen Sie mal in einer Tischlerwerkstatt ein Gedicht auf! Da rutscht einem manchmal ein Satz, den man proben soll, mittenwegs weg und ist nicht aufzufinden. Ich weiß nicht, ob das Schauspielern einen Tischler nervös macht, aber das Tischlern macht wenigstens einen Schauspieler nervös.

„Jürgensen", sagt Herbert Maisch, „kneten Sie die Zigarre an, ohne Zigarre können Sie nicht in Form!" — Man muß seine Schauspieler kennen.

Jürgensen paßt, und plötzlich klappt es, plötzlich preßt er nicht mehr, er spielt! Und Maisch dreht zufrieden die Rauchwolken mit, die Jürgensen beim Spielen macht.

C. Bock



Carmen spielt mit den Dragonern . . .
Imperio Argentina in „Andalusischen Nächte"

Hollywoods „wilde Filmstars"

Die Farm der Wüstenkönige. - Mr. Gay, Herr über 200 Löwen

Eine Filmstadt wie Hollywood stellt in Wirklichkeit eine Welt im kleinen dar. Nicht nur die bekannten Straßenzüge der führenden Weltstädte sind jederzeit gebrauchsfertig aufgebaut und Kostüme aller Zeiten und Länder stets zur Hand — Hollywood verfügt sogar über eine „Vorratskammer für wilde Filmstars". Es ist die Löwenfarm des Mr. Gay, in der sich 200 t o l l e B ü r s c h e n tummeln, die berühmteste dieser Einrichtungen.

Zwar sind die meisten Löwen in der Gefangenschaft geboren, aber Mr. Gay erklärt, daß sie deswegen nicht weniger unberechenbar und gefährlich wären. Zweifellos ist er aber der Mann, der große Erfahrungen über die Zähmungen wilder Bestien sammeln konnte. Als 18jähriger Junge lief er von seines Vaters Juwelierladen in Frankreich fort und ging zu einem englischen Dompteur in die Schule. Er lernte das Handwerk „von der Pike auf", und als sich in der jungen Filmindustrie ein gewisser Bedarf an gezähmten Raubtieren herausstellte, erkannte er seine Chance, fuhr nach Amerika, kaufte drei Löwen und ließ sich mit ihnen bei Hollywood nieder. Diese drei Löwen bildeten den Grundstock seines heutigen Vermögens. Zwei seiner besten Filmlöwen brachten ihm allein 20 000 Dollar in langen Jahresverträgen. Natürlich ist die Aufrechterhaltung einer solchen Farm nicht sehr billig, und in der Tat fand Gay nach einiger Zeit, daß die Filmarbeit allein mit ihren langen Pausen der Unsicherheit nicht ausreichte. Er begann, seine Löwen an Zirkusunternehmungen zu vermieten, öffnete seine Farm für Besucher und veranstaltete eigene Vorführungen.

Wie jeder tüchtige Mann, war Mr. Gay am Anfang „Leib und Seele" seines Unternehmens. Er zähmte die Tiere, fütterte sie, lehrte sie die Tricks, spielte mit ihnen, führte sie vor, machte die Kontrakte — bis er eines Tages unliebsamer Weise auf das Gefährliche seines Berufes aufmerksam gemacht wurde. Er übte einen neuen Trick ein: Eine Löwin sollte sich hinter ihm auf zwei Hinterpfoten stellen und eine Vorderpfote auf seinen Kopf drücken. Sie tat es mit so viel Eifer, daß er erst nach vier Monaten aus dem Spital entlassen werden konnte.

Wenig bekannt ist es, daß Löwinnen mit einem einzigen Jungen keineswegs zufrieden sind. Gebären sie nur ein Baby, dann fressen sie es in aller Seelenruhe auf — es lohnt sich nicht, die Zeit mit der Erziehung eines einzigen Sprößlings zu vertrödeln! Zwei oder mehr Löwenkinder aber können ihrer aufopferungsvollen Hingabe sicher sein. Die Löwenmama entwickelt eine rührende Mutterliebe, die allen Katzenarten eigenen ist. In der Farm des Mr. Gay jedoch werden ihr die Jungen nach einiger Zeit abgenommen, um gemeinsam mit anderen Jungen der Farm mit menschlicher Sorge und geregelter Nahrung aufgezogen zu werden. Das Futter wächst fast täglich an Gewicht und Umfang, bis es eine gehörige Portion von 10 Kilogramm rohen Fleisches pro Tag erreicht hat. Wilde Löwen können sogar bis zu 40 Kilo auf einmal verzehren, aber sie leben nur etwa 15 bis 16 Jahre, während die in der Gefangenschaft genährten und aufgezogenen Tiere bis zu 40 Jahre alt werden können.

Wenn ein Löwe erkrankt, ist er in der Farm sorgfältigster Pflege gewiß. Er wird unter Narkose gesetzt und behandelt. Ist aber die Krankheit unheilbar, dann verblitzt ihm die Kugel zu einem schmerzlosen und schnellen Tode. Selbst nach dem Tode verliert der Löwe seinen Wert nicht. Das Fell wird abgenommen und verkauft, und manch ein Löwenjäger, der Afrika nur aus den Büchern kennt, hat seine „selbsterlegten Wüstenkönige" von „Gay's Lion Farm" franko Haus zugeschickt bekommen. Der Preis für die Felle ist erschwinglich gesunken. Vor 20 Jahren kostete ein komplettes Fell an 500 Dollar, während man es heute schon für 100 Dollar haben kann.

Mann und Grete heiraten

Nachbarskinder waren sie und hatten sich sehr lieb. Schon als Kinder sind sie unzertrennlich, als das ältere Mädel den Buben liebevoll betreut. Dann werden sie älter, Hans muß zum Militär, und als er wiederkommt, sieht er so plötzlich auch das hübsche junge Mädel verwandelt, den Kopf nach ihm wendet. Er aber sieht nur seine Grete, und als er eine gute Stellung findet, heiratet er sie kurzentschlossen, ohne sich um die Vorhaltungen zu kümmern, die man ihm wegen des Altersunterschiedes macht. „Es ist richtig," sagt er, „sie ist etwas älter als ich, aber ich habe sie lieb und damit basta." So heiraten Hans und Grete, und alle Neugierigen und Mißgünstigen warten auf das baldige Ende dieser glücklichen Ehe.

Sie wurden enttäuscht. Die Ehe war sehr glücklich, trotz des Altersunterschiedes, und sie wurde von Jahr zu Jahr, als die Kinder kamen, noch glücklicher. Grete sah trotz der vielen Arbeit immer hübsch und gepflegt aus, und Hansens Eltern, die zuerst auch nichts von Grete wissen wollten, weil sie doch älter war als ihr Junge, waren jetzt sehr stolz auf ihre hübsche Schwiegertochter. „Sie sieht wirklich jünger aus als der Mann," sagten die Leute, und niemand dachte sie ihn in einen offenen Umschlag (3 Pf. Porto), und schreiben Sie auf die Rückseite Ihre Adresse. Dann erhalten Sie vom Marylan-Vertrieb eine Probe Marylan-Creme und ein ganzes Büchlein mit wichtigen Ratschlägen für die Schönheitspflege und ein Döschen mit Bildern von Filmgrößen — alles kostenlos und portofrei.

Es wird Sie interessieren, daß der Marylan-Vertrieb zwei Neuschöpfungen herausgebracht hat: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold", ein besonders wirksames Mittel zur Pflege von Zähnen und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife, eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft. — Meine Ergebenste sind in den einschlägigen Geschäften zu haben.

Freibezugsschein: Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Blücherstr. 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Drucksachen über Seife und Zahnpasta.

Porzellan

BRUCHFEST WIE GUSSEISEN

Funktürme auf Porzellankugeln. - Kabel, Rohre und Pilastersteine aus Porzellan. - Riesenisolatoren von 5 Meter Höhe

Wie ein reißender Sturzbach sind in diesem Jahrhundert die technischen Fortschritte über die Menschen gekommen. Vor 30 Jahren war ein Auto noch das Gespött des Publikums, an Flugzeugverkehr dachte kein Mensch, und elektrisches Licht in Straßen und Häusern war eine Seltenheit.

Das Tempo und die Vielzahl der technischen Fortschritte macht es den Menschen schwer, Schritt zu halten, alles zu wissen und alles zu verstehen. An manches hat man sich gewöhnt, aber vieles kommt uns noch fremd und ausgefallen vor, nicht nur wo es sich um ganz neue Werkstoffe, sondern auch um neue Errungenschaften alter Werkstoffe handelt. In einigen Fällen will uns ein hartnäckiges Mißtrauen gegen das Neue nicht verlassen. Dabei ist dieses Mißtrauen, genau besehen, nichts weiter als Unkenntnis.

Das Neue ist uns nie so vertraut wie das Althergebrachte. Darum müssen wir uns um das Neue immerfort bemühen, auch dann und dort, wo es uns beinahe wie ein Wunder erscheint.

I.

Unsere Vorstellung von Porzellan ist recht altmodisch. Wie zu Großvaters Zeiten denken wir zuerst an die Scherben. Porzellan und zerbrechlich sind für uns eines und dasselbe. Wir besitzen heute zwar kein unzerbrechliches Porzellan. Dafür aber ist die entscheidende Fortschritte, daß die Angst vor den Scherben wie ein verlaubtes Vorurteil anmutet.

Schon das gewöhnliche Porzellan, als Tasse und Teller, Vase und Dose ist gar nicht so zerbrechlich, wie wir immer glauben. Von den bekannten 10 Härtegraden rangiert es unter Nr. 8. Alles, was den Härtegrad 1—7 besitzt, läßt sich mit Porzellan ritzen. Sogar Stahl mit dem Härtegrad 7. Mancher hat es unbewußt ausprobiert, wenn er die Tischmesser an den runden Füßen der Porzellanteller schärfte. Umgekehrt kann das Messer Porzellan nicht ritzen. Geht trotzdem mal eine Tasse in Scherben, ist nicht das Porzellan, sondern die zu empfindliche Form der Tasse schuld. Auch die Druckfestigkeit ist sehr groß. Eine winzige Porzellanfläche von der Größe zweier Fingernägel hält den Druck eines voll beladenen 10 Tonnen schweren Eisenbahnwaggons aus, ohne zu brechen. Unsere Funktürme z. B. stehen auf großen Porzellankugeln. Gar so zerbrechlich ist Porzellan also nicht.

Es eignet sich darum außer für Geschirr- und Zierstücke sehr gut für technische Zwecke. Wir brauchen nur die elektrischen Sicherungen in unserer Wohnung oder die elektrischen Lichtschalter abzumontieren oder den Radioapparat oder das elektrische Bügeleisen aufzuklappen. Auch Beleuchtungskörper, Türe- und Fenstergriffe, Gewichte und Garderobenhaken, Griffe für Eßbestecke u. a. stellt man daraus her.

Für größere Beanspruchungen reicht das gewöhnliche Porzellan natürlich nicht aus. Dazu braucht man ein mechanisch noch festeres, noch härteres Porzellan. Man hat es in dem sog. Hartporzellan gefunden, einer noch jungen Errungenschaft, und in zahlreichen hochwertigen Sondermassen. Hartporzellan besitzt alle typischen Porzellaneigenschaften. Es wird daher weder von Rost noch Säuren noch Laugen angegriffen (was für die Bauwirtschaft, für die chemische Industrie und Nahrungsmittelindustrie wichtig ist). Es ist ein ganz schlechter Wärmeleiter (deshalb idealen Isoliermaterial für die Elektroindustrie). Man kann es wegen seiner Feuerfestigkeit bei Temperaturen bis weit über 1000 Grad, einzelne Sondermassen sogar bis 2000 Grad verwenden, ohne Befürchten zu müssen, daß es bricht, schmilzt oder sich verformt. Und alle diese Vorzüge vereinigt das Hartporzellan mit einer Bruchfestigkeit, die der des Gußeisens entspricht.

Tausendertei läßt sich mit diesen Eigenschaften anfangen. Es ist nicht nötig, die lange Liste der Verwendungsmöglichkeiten hier aufzuzählen. Vieles ist längst eingeführt und wird in aller Welt gebraucht. Einiges ist neu und beginnt erst, die Welt zu interessieren.

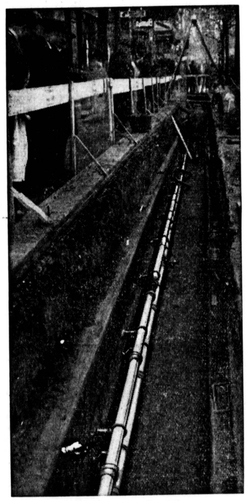
II.

Haben Sie schon mal etwas von Pflastersteinen aus Porzellan, von Rohren und Rasseln aus Porzellan, und von Präzisionswalzen aus Porzellan gehört?

Mancher fragt vielleicht verdutzt: „Nanu, Pflastersteine und Rohre aus Porzellan? Halten die denn?" Er denkt vielleicht an die Kaffeetasse, die ihm heute morgen entzwei ging und fragt aus mißtrauischer Gewohnheit nochmals: „Porzellan, das „zerbrechliche" Porzellan?

Jawohl, Porzellan! Gerade Porzellan! Man verwendet es nicht, weil man sonst nichts hat, sondern weil es besser und geeigneter ist als die für gleiche Zwecke bisher benutzten Metalle. Glücklicherweise hat uns die Natur mit allen dafür nötigen Rohstoffen sehr reichlich ausgestattet, so daß wir nicht auf das Ausland angewiesen sind.

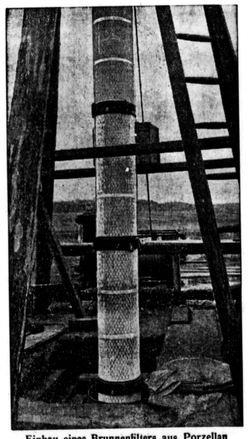
Es handelt sich keineswegs um kuriose Zufallserfindungen, sondern um die Ergebnisse langer und zäher Forschung von hoher praktischer Bedeutung.



Rohrleitung aus Porzellan für die Kochbrunnenanlage in Wiesbaden
(Werkfoto: Rosenthal-Isolatoren GmbH., Selb.)

Porzellanrohr wird zu einer Kühlschlange verarbeitet

Zur Herstellung und Bearbeitung dieser schwierigen Formstücke gehört großes handwerkliches Können, das nur durch lange Erfahrung und Schulung erworben wird.
(Werkfoto: Staatl. Porzellan-Manufaktur, Berlin.)



Einbau eines Brunnenfilters aus Porzellan
(Werkfoto: Rosenthal-Isolatoren GmbH., Selb.)

III.

Wozu man Rohre aus Porzellan herstellt? Genügen nicht Metallrohre?

Nein, sie genügen nicht. Porzellanrohre sind kein Metallersatz im landläufigen Sinn. Man hat sie schon in beschränktem Umfang verwendet, als die Welt noch im Metallüberfluß schwamm. Sie müssen also Eigenschaften besitzen, die den Metallen fehlen. In Wiesbaden hat man für die Leitung des Thermalwassers bisher nur Metallrohre eingebaut. Alle paar Jahre mußten die Rohre erneuert werden, weil sie vom heißen Brunnenwasser zerfressen waren. Jetzt verwendet man Porzellanrohre dafür mit dem besten Erfolg. Da Porzellan weder von Wasser noch Chemikalien, noch Erde, noch Luft angegriffen wird, dürfte es vermutlich sehr lange dauern, bis die Rohre altersmüde werden.

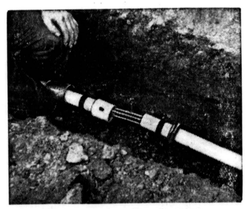
Die größten Wunderwerke finden wir unter den Rohren. Man stellt Rohre bis zu den allerfeinsten Abmessungen her. Die kleinsten Röhrchen sind so schmal, daß man 20 Stück davon auf der Breite eines einzigen Zentimeters nebeneinander legen kann. Sie lassen sich — etwas ganz sonderbares für Porzellan — mit den Händen ziemlich stark biegen. Man braucht die feinen Röhrchen zum Schutz von Edelmetalldrähten für Radioröhren und andere Zwecke. Rohre mit größeren Durchmessern (bis Schenkelstärke) werden viel in der Industrie als Kühlschlangen, Säurekeiler usw. benutzt. Neuerdings ist man dazu übergegangen Warm- und Kaltwasserleitungen aus Porzellan auch in Wohnhäusern einzubauen, wobei Griffe, Hähne, Ausflüsse, Brausen, Seifenschalen usw. ebenfalls aus Porzellan konstruiert sind.

IV.

Wogen der absoluten Unangreifbarkeit verwendet man Porzellan gern bei Brunnenfilteröfen für die Trinkwasserversorgung. Jeder Brunnen muß in der Tiefe, aus der er das Wasser schöpft, einen Filter haben, damit kein Gestein oder Kies oder Pflanzen oder Tiere ins Wasser geraten. Für die Filter benutzte man seither Kupfer. Kupfer hat viele Vorzüge. Für diesen Zweck jedoch noch mehr Nachteile. Es wird von den chemischen Bestandteilen, die in jedem Wasser vorhanden sind, zermahlt und ist darum viel weniger widerstandsfähig als Porzellan. Wenn heute Porzellan statt Kupfer für die Filter verwendet wird, ist nicht die Kupferknappheit, sondern die bessere Eignung des Porzellans daran schuld. Man hat die Filter schon bis zu 120 Meter Tiefe eingebaut.

V.

Mutig in Neuland ist man mit der Konstruktion von Porzellankabeln vorgestoßen. Die blanken Aluminiumleiter werden ohne jede weitere Isolation einfach durch Porzellanrohre gezogen. Alles Gummi, Papier, Blei der üblichen Kabel fällt fort. Die Rohre sind lediglich durch Porzellantrennwände in verschiedene Kanäle geteilt, so daß jeder Strang vom anderen isoliert ist. Die Kabel sind bis zu 2 Meter lang und werden elastisch und feuchtigkeitsfischer miteinander verbunden. Mitte 1937 wurde das erste Porzellankabel im Erzgebirge verlegt. Inzwischen sind weitere Kabel über viele Kilometer hinweg und bis zu 5000 Volt Spannung verlegt worden. Bevor man ein endgültiges Urteil spricht, muß man die bis jetzt ausgezeichneten Erfahrungen dieser Versuche abwarten. Da wir es hier mit einem restlos aus deutschen Werkstoffen hergestellten Kabel zu tun haben, kann man auf die weitere Entwicklung gespannt sein.



Verlegung eines Porzellankabels

Man sieht zwischen den Rohrenden die blanken Aluminiumdrähte. Die Rohre werden aneinandergeschoben und durch einen elastischen Verschluß elastisch und feuchtigkeitssicher verbunden.
(Werkfoto: Rosenthal-Isolatoren GmbH., Selb.)

Kein einziges Land der Welt hat diese Fortschritte überboten oder auch nur eingeholt. Es ist darum abwegig, die Bemühungen der Porzellanindustrie als Folge der Vierjahresplanung zu bezeichnen. Was die Wilder veranschaulichen, war zum Teil schon vorhanden, zum Teil stand es auf dem Programm, als die Parole des Vierjahresplanes ausgegeben wurde. Die Fortschritte in der Porzellantechnik hätten auch unter anderen Verhältnissen notwendig dahin geführt. Freilich ist das Tempo der Entwicklung durch den Vierjahresplan beschleunigt worden.

III.

Wozu man Rohre aus Porzellan herstellt? Genügen nicht Metallrohre?

Nein, sie genügen nicht. Porzellanrohre sind kein Metallersatz im landläufigen Sinn. Man hat sie schon in beschränktem Umfang verwendet, als die Welt noch im Metallüberfluß schwamm. Sie müssen also Eigenschaften besitzen, die den Metallen fehlen. In Wiesbaden hat man für die Leitung des Thermalwassers bisher nur Metallrohre eingebaut. Alle paar Jahre mußten die Rohre erneuert werden, weil sie vom heißen Brunnenwasser zerfressen waren. Jetzt verwendet man Porzellanrohre dafür mit dem besten Erfolg. Da Porzellan weder von Wasser noch Chemikalien, noch Erde, noch Luft angegriffen wird, dürfte es vermutlich sehr lange dauern, bis die Rohre altersmüde werden.

Die größten Wunderwerke finden wir unter den Rohren. Man stellt Rohre bis zu den allerfeinsten Abmessungen her. Die kleinsten Röhrchen sind so schmal, daß man 20 Stück davon auf der Breite eines einzigen Zentimeters nebeneinander legen kann. Sie lassen sich — etwas ganz sonderbares für Porzellan — mit den Händen ziemlich stark biegen. Man braucht die feinen Röhrchen zum Schutz von Edelmetalldrähten für Radioröhren und andere Zwecke. Rohre mit größeren Durchmessern (bis Schenkelstärke) werden viel in der Industrie als Kühlschlangen, Säurekeiler usw. benutzt. Neuerdings ist man dazu übergegangen Warm- und Kaltwasserleitungen aus Porzellan auch in Wohnhäusern einzubauen, wobei Griffe, Hähne, Ausflüsse, Brausen, Seifenschalen usw. ebenfalls aus Porzellan konstruiert sind.

IV.

Wogen der absoluten Unangreifbarkeit verwendet man Porzellan gern bei Brunnenfilteröfen für die Trinkwasserversorgung. Jeder Brunnen muß in der Tiefe, aus der er das Wasser schöpft, einen Filter haben, damit kein Gestein oder Kies oder Pflanzen oder Tiere ins Wasser geraten. Für die Filter benutzte man seither Kupfer. Kupfer hat viele Vorzüge. Für diesen Zweck jedoch noch mehr Nachteile. Es wird von den chemischen Bestandteilen, die in jedem Wasser vorhanden sind, zermahlt und ist darum viel weniger widerstandsfähig als Porzellan. Wenn heute Porzellan statt Kupfer für die Filter verwendet wird, ist nicht die Kupferknappheit, sondern die bessere Eignung des Porzellans daran schuld. Man hat die Filter schon bis zu 120 Meter Tiefe eingebaut.

V.

Mutig in Neuland ist man mit der Konstruktion von Porzellankabeln vorgestoßen. Die blanken Aluminiumleiter werden ohne jede weitere Isolation einfach durch Porzellanrohre gezogen. Alles Gummi, Papier, Blei der üblichen Kabel fällt fort. Die Rohre sind lediglich durch Porzellantrennwände in verschiedene Kanäle geteilt, so daß jeder Strang vom anderen isoliert ist. Die Kabel sind bis zu 2 Meter lang und werden elastisch und feuchtigkeitsfischer miteinander verbunden. Mitte 1937 wurde das erste Porzellankabel im Erzgebirge verlegt. Inzwischen sind weitere Kabel über viele Kilometer hinweg und bis zu 5000 Volt Spannung verlegt worden. Bevor man ein endgültiges Urteil spricht, muß man die bis jetzt ausgezeichneten Erfahrungen dieser Versuche abwarten. Da wir es hier mit einem restlos aus deutschen Werkstoffen hergestellten Kabel zu tun haben, kann man auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

Kabel haben im allgemeinen viel auszuhalten. Das Erdreich streckt sich oder zieht sich zusammen, je nachdem die Sommersonne darauf scheint oder der Boden im Winterfrost erstarrt, der Regen den

Porzellan-Isolator von gewaltigen Ausmaßen für 220 000 Volt
(Werkfoto: Hescho, Hermsdorf.)

Grund aufweicht oder die Erschütterungen des Verkehrs darüber poltern. Hartporzellan hält diesen ungeheuren Spannungen stand. Ein frei aufgelegtes Kabelrohr von 1,40 Meter Länge und 5 Zmtr. Durchmesser läßt sich in der Mitte mit 4 Zentnern belasten, ohne entwei zu gehen!

VI.

Diese Härte und Widerstandsfähigkeit gab den Anlaß, es mal mit Pflastersteinen aus Porzellan zu versuchen. Mit diesen Steinen soll nicht die ganze Straße gepflastert werden, das wäre zu teuer. Die Steine sollen lediglich die Stoßlinien die eisernen Markierungsnägel an verkehrsreicher Straßenübergängen ersetzen. Außerdem lassen sie sich als Richtungsanzeiger, als Einfassungslinien, Kurvenlinien und zur Straßenbeschriftung verwenden. Sie sind feine Schmuckfänger und durch ihre weiße Glasur gut sichtbar. In Hamburg und Bayreuth sammelt man die ersten Erfahrungen damit. Wier Steine sind ungefähr so groß wie ein normaler Pflasterstein.

VII.

Noch ein neues Anwendungsgebiet: Walzen für die Papierherstellung und Papierverarbeitung sowie an Stelle der gummierten Eisenwalzen in der Textilindustrie (zur Einsparung von Gummi und Eisen). Die Walzen sind bis zu 2 Meter lang. Sie müssen ungeheuer genau geschliffen sein. Man erreicht dies durch eine gründliche Zwischen- und Nachbearbeitung. Die Walzen erhalten dadurch Maßgenauigkeiten, die denen von Metallwalzen nicht nachstehen. Die Fortschritte auf diesem Gebiet stammen erst aus den letzten Jahren.

Auch auf dem Stammgebiet des technischen Porzellans, dem Elektroporzellan, ist man erheblich weitergekommen. Vor 50 Jahren stellte man die kleinen Pollisolatoren in Spatengröße her, heute baut man wuchtige Isolatoren von 3—5 Meter Höhe und 1 Meter Durchmesser.

*

Wir sagten eingangs, unsere Vorstellung von Porzellan sei recht altmodisch. Man wird den vielleicht unhöflichen Ausdruck jetzt verstehen. Nach den Beispielen, wofür man Porzellan heute verwendet, sind die hergebrachten populären Ansichten wirklich nicht mehr zeitgemäß. Wir brauchen deswegen nicht gleich ins andere Extrem zu verfallen und zu glauben, daß es in Zukunft außer Porzellan nichts anderes mehr gibt. Solch übertriebener Fortschrittskult würde statt notwendiger Erkenntnis nur neuem Irrtum dienen. Immerhin ist es gut, unsere Vorstellung vom Salon-Porzellan durch die Bekanntschaft mit den Fortschritten auf dem Gebiet des technischen Porzellans zu erweitern.

Haus, Hof und Garten

Ein praktischer neuartiger Nistkasten

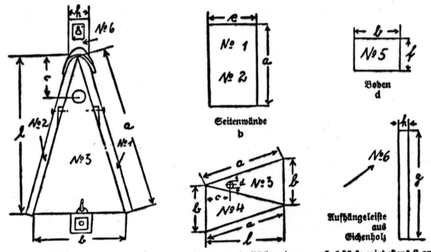
Neue Richtlinien für die Bastelarbeit

Der Winter ist die geeignete Jahreszeit zum Aufhängen von Nistkästen. Bis Ende Februar sollte diese Arbeit beendet sein, denn im März wählen viele Vogelarten schon den Brutplatz. Wo die Nachschau im Sommer oder die Reinigung im Herbst gezeigt hat, daß fast alle Nistgelegenheiten besetzt waren, wird man mit Erfolg noch weitere Kästen anbringen können. Dabei sollte allerdings die Entfernung zwischen Meisenkästen wenigstens 20 Meter voneinander betragen. In Gärten mit geringem Bestand an Bäumen und Sträuchern wird die Annahme wesentlich geringer sein, hier sind also größere Abstände angebracht. Alle Kästen ohne leichte Oeffnung einer Seitenwand sollten durch neue ersetzt werden und ebenso alle die engen, oft ganz unzweckmäßigen und wenig wetterfesten verschwinden.

Die staatlich anerkannten Vogelschutzwarten haben in fünfjährigen Versuchen eine große Zahl von im Handel befindlichen gebräuchten Nistkästen und Nistgelegenheiten geprüft. Die Ergebnisse haben dazu geführt, daß man die brauchbaren Fabrikate durch die Biologische Reichsanstalt amtlich anerkannt hat. Die zuständige Vogelschutzwarte gibt Auskunft über diese anerkannten Nistkästen. Es liegt im Interesse der Verbraucher, wenn nur noch solche wirklich brauchbaren Geräte gekauft werden. Für die Herstellung von Nistkästen sind Richtlinien zusammengestellt worden, die jeder Bastler beherzigen sollte. Die wichtigen Punkte daraus sind folgende:

Die gut getrockneten Bretter sollten wenigstens 18 Millimeter stark sein. Ein Außenanstrich mit Karbolineum oder Oelfarbe ist zu empfehlen. Zu Dachbrettern eignen sich Eiche und Birke, aber auch die übrigen Hölzer, wenn sie mit einem Ueberzug aus nichtrostendem dünnen Blech oder teerfreier Dachpappe versehen werden. Das Dach soll seitwärts 1 cm, über dem Flugloch mindestens 2 cm überstehen. Der Boden muß von den Seitenwänden umschlossen sein und wenigstens zwei Ablauflöcher von je 5 mm Durchmesser erhalten. Die Leiste zum Aufhängen ist aus Eiche, Birke oder Esche von mindestens 1,5×3 cm zu fertigen. Bei Verwendung von Metallnägeln ist an beiden Enden ein nichtrostender Oesenschluß anzubringen. Fluglochweite für Kleinvögel 2,7 bis 3,6 cm, für Stare 4,6 bis 5 cm im Durchmesser. Innere Breite und Tiefe für Kleinvögel wenigstens 12×12 cm, für Stare wenigstens 14×14 cm. Mittlerer innerer Höhenabstand für Kleinvögel wenigstens 20 cm, für Stare wenigstens 25 cm. Abstand des Fluglochs von der Bebachung höchstens 4 cm, von der Bodensohle 15 cm.

Die üblichen viereckigen Kästen haben sich durchaus bewährt, wenn man in sorgfältiger Arbeit für genügend Schutz gegen eindringen den Regen sorgt, vor allem das Dach durch auf allen Seiten nach unten überstehende Ruberoidpappe schützt. Recht glücklich ist diese Frage an dem Bayerischen Nistkasten gelöst. Er vermeidet das Dachbrett überhaupt, die beiden Seitenbretter bilden einen spitzen Winkel und werden am First mit einem Stück rostgeschützten Blech oder Ruberoidpappe übernagelt. Die Vorderwand wird nur in Fluglochhöhe mit zwei durch die Seitenwände getriebenen Nägeln festgehalten und am Boden mit einem Wirbel verschlossen. Man kann sie also um die beiden Nägel wie um eine Achse drehen. An Stelle der Aufhängeleiste läßt sich zur beiderseitigen Anbringung an einem Ast auch ein Bügel aus gut verzinktem Eisendraht verwenden. Er wird mittels zweier Oesen an den beiden Seitenbrettern in Fluglochhöhe befestigt. Bringt man die Oesen nicht genau in der Mitte der Seitenwände an, sondern verschiebt sie etwas nach hinten, so erreicht man dadurch ein leichtes Vornüberhängen des Kastens, also noch besseren Schutz des Flugloch gegen Regen. Alles Weitere ergibt sich aus den Skizzen nach Forstmeister Dr. h. c. Haenel. Der Nistkasten unterliegt dem Musterschutz, darf also nur zum Selbstgebrauch nachgemacht werden.



Maße in cm	a	b	c	d	e	f	g	h	i
Star	37	19	12,5	4,6	21	15	40,5	4	36
Meise	31	17	9	*2,7	18	12,5	41	4	30
				3,2					

*) Fluglochdurchm. 2,7 cm für Blau- und Sumpfmeise.
Fluglochdurchm. 3,2 cm für Kohlmeise und Gartenrotschwanz. Brettstärke 2 cm

Abb. 2. Anleitung zur Herstellung des bayerischen Nistkastens

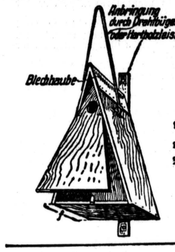
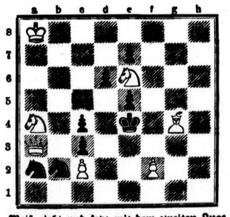


Abb. 1
Bayerischer Nistkasten

Der Saatenmarkt bietet eine neue Sommer-Hartweizensorte an. Nach mehrjähriger sorgsamster Prüfung hat der Reichsnährstand eine neue Hartweizensorte zum Saatenmarkt zugelassen. Es handelt sich um eine frühreifende Sommerweizensorte mit normaler Standfestigkeit. Der Weizen ist begrannt. Die Grannen sollen bei windigem Wetter in der Vollreife größtenteils abfallen. Um die Verunreinigungen zu vermeiden, tut man gut, die neue Sorte in weiterem Abstand von benachbarten Sommerweizensorten anzubauen. Die Drillmaschine muß sorgfältig gesäubert werden. Bei Lagerung, Drusch und Reinigung der Ernte ist jede Vermischung peinlichst auszuschließen. Deutschland baute bis jetzt nur wenig Hartweizen. Wir werden stets genötigt, alljährlich größere Mengen einzuführen.
Dr. E.

Spinat säen wir so früh wie möglich, in den wärmeren Gebieten schon im Februar. Frisches Gemüse und andere Vitaminträger sind bei uns im Winter knapp. Spinat aber ist reich an diesen Lebensstoffen und enthält außerdem ein ganz Teil Eisen, das blutbildend wirkt. Wir bringen den Spinatsamen im Frühjahr breitwürfig auf die mit dem Spaten gelockerten Beete und harken ihn ein. Bei schwerem Boden bevorzugt mancher auch die Reihensaat. Wird frühzeitig gesät, so kann vielleicht schon Ende April der erste junge Spinat geerntet werden. Um die Erntezeit zu verlängern, ist aber im Frühjahr nicht nur eine, sondern sind mehrere Aussaaten notwendig. Die Sorte „Miroflat" ist eine der bekanntesten für die Frühjahrssaat.
Schid.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: (15). Weiß (7): Ka8; Da3; Lg4; Sa4 u. e6; Bc2 u. f2. — Schwarz (6): Ke4; Se3 u. b2; Bc3. e4. b6. e5 u. e7.

Buchstabenrätsel.

1. Domherr, 2. Heirat, 3. Februar, 4. Beilchen 5. Regnet 6. Greif 7. Gottsched, 8. Lektüre 9. Bambus 10. Wiese 11. Palast 12 Kalesche 13. Kerbel, 14. Kreisel, 15. Tomate, 16. Vaterland 17. Dreschen. 18. Unkosten. 19. Forelle. 20. Fiebel 21. Leichtsinn. 22. Ungeduld 23. Geleit, 24. Winter.

Nach Streichung je des ersten und letzten Buchstabens vorstehender Wörter sind durch Umstellen der übrigen aus diesen andere Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, miteinander verbunden, ein Sprichwort ergeben.

Telegrammrätsel.

. . — . — . — Dänische Insel
. . — . — . — Vulkan
. . — . — . — Religionsbekenner
. . — . — . — Wintersport
. . — . — . — Grobe Feile
. . — . — . — Türkischer Titel

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Hat man die bezeichneten Wörter gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben zusammengezogen, erhält man ein Faschingsgebäck.

Problem „Waldlauf".

Erdkundliches Kapselrätsel.

Gebandschaft — Wortegeld — Mitkode — Schurzfell — Ukraine — Sonthofen — Roderich — Elektrizität — Hermannstadt

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort erdkundlicher Bedeutung enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine europäische Hauptstadt.

Zifferblatträtsel.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben einzusetzen, so daß die Zeiger über Wörter der folgenden Bedeutung gehen:
I—IV Gefühlsäußerung. II—III Präposition, IV—VIII geometrische Figur. VI—X rotierender Körper, V—VIII Nahrungsmittel. V—IX Ortsveränderung. VI—VII tierisches Erzeugnis, VI—VIII Naturerzeugnis. VII—I Berg in Tirol, VIII—XII chem. Element. IX—XII Hirschart. IX—I Notlage.

Silbenrätsel.

ath — bee — blau — dampf — di — di — dif — e — ei — en — ex — geiß — i — i — in — le — leicht — mo — mei — ne — nie — on — on — pe — re — ro — schi — schim — ser — stö — tyet — ta — the — ti — ti — tik — tis — tor — vi.

Aus vorstehenden 39 Silben sind 19 Wörter zu bilden deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von Rückert ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Doktorarbeit. 2. Aufsichtsbeamter 3. Salatpflanze. 4. Sportzweig 5. ägyptische Göttin 6. Forschungsreise 7 Waldfrucht 8. Teil eines tierischen Nahrungsmittels. 9. feiner Spott 10. einfarbiges Pferd, 11. griechische Göttin 12. Krafterzeugungsgerät.

Namne und Bauten.

Petroleumlampen tun's (verrückt).
Behandelt man sie ungeschickt.
Und dennoch wird man mit Vertrauen
Sie wohl in allen Häusern schauen.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Hermenegild, 7. Aal, 8. Weg, 9. Rad, 11. Tee. 12. Tor. 14. Jbo. 15. Der. 16. Rrt 17. Nauen, 19. Stute. 21. Sagan, 25. Trab 28. Dur 29. Ehe. 30 Mob 31. Obi. 32. Haf 33. Aga. 34. Noe. 35. Rot. 36. Federstrich. — Von oben nach unten: 1. Heringsdorf, 2. Rabau. 3. Elton. 4. Ewerk. 5. Iglau, 6. Ditterbach, 10. Ada, 13. Ort. 18. Eva. 20. Tor. 22. Rub. 23. Grund. 24. Neger. 25. Teint. 26. Amari, 27. Sog.

Silbenrätsel: Sonne lockt Blumen, Gute Gutes hervor. — 1. Scheinwerfer, 2. Othello. 3. Negativ, 4. Nachsatter. 5. Egge, 6. Labyrinth. 7. Omnibus. 8. Zentime 9 Konzert. 10. Truppenschau, 11. Balmung. 12. Leuchtboje, 13. Unterseeboot, 14. Motife. 15. Efeu. 16. Nahrung.

Buchstabenrätsel: 1. Fuchs, 2. Usche, 3. Esche. 4. Hecht. 5 Nache. 6. Eiche. 7. Recht. — Frehrer.

Pyramidenrätsel: 1. a, 2. Au, 3. Tau, 4. Tula, 5. Laute, 6. Taumel, 7. Mutante, 8. Altertum.

Rebus: Vorbedacht (vor BED G).

Gartenarbeiten im Herbst

Selbst wenn im Herbst die Aufräumungsarbeiten im Garten nicht verstümmt wurden, muß jetzt nochmals an eine Reinigung herangegangen werden, weil der Winter manche Unordnung gebracht hat. Es sollte auch nicht unterlassen werden, die Befestigungen an Bäumen und Spalieren nachzusehen. Dabei sind Bänder, die zu eng wurden und in Aeste und Stämme einzuschneiden drohen, durch weitere Bänder zu ersetzen. Soweit im Februar mit dem Aufpflanzen von Bäumen und Sträuchern noch nicht begonnen werden konnte, kann dies im März geschehen. Weil die Beerensträucher früher austreiben, ist deren Pflanzung vor dem Pflanzen der Bäume vorzunehmen. Hier muß darauf hingewiesen werden, daß besonders Obstbäume nicht zu tief gepflanzt werden dürfen. Der Wurzelhals des Baumes soll dem Erdboden gleich sein. Schlechtes Fortkommen der Bäume, spätere Spitzendürre und dergleichen können die Folgen einer zu tiefen Anpflanzung sein. Am besten ist es, wenn der noch wenig erfahrene Gartenbesitzer beim Anpflanzen von Bäumen einen besser erfahrenen Gartenfreund als Beistand hat.

Um bei einem trockenen Frühjahr und Sommer die Austrocknung zu verhindern, wird um die neu gepflanzten Bäume Stroh oder Torfmull gelegt. Die Bekämpfung des Ungeziefers muß fortgesetzt werden, wobei es in einer größeren Gartenkolonie gut ist, wenn dies gleichmäßig von allen geschieht. In solchen Fällen erweist es sich als zweckmäßig, wenn das Verspritzen der Obstbäume mit den angewandten von der Biologischen Reichsanstalt erprobten Mitteln durch einige hierzu besonders geeignete Personen im ganzen Gartengebiet geschieht, wofür unter den Gartenbesitzern eine Umlage erhoben werden kann. Ein solches Verfahren ist auch für den einzelnen billiger. Soweit andere Arbeiten an Obstbäumen im Februar noch nicht ausgeführt werden konnten, ist dies im März nachzuholen. Die leer gewordenen Obstaufbewahrungsräume sind auszuschwefeln, damit sich eingeschlichenes Ungeziefer nicht weiter verbreiten kann. Auf den Erdbeerbeeten ist der Boden zu lockern, das schon hervorkommende Unkraut zu beseitigen und zwischen die Pflanzen strohiger Dünger zu legen.

Hat die Rasenfläche im Garten im Herbst Kompost übersireut erhalten, so wird dieser jetzt mit einem eisernen Rechen gut abgekarrt und verteilt. Ebenso muß das Moos entfernt werden, das sich angesetzt hat. Es ist darauf zu sehen, daß die Gartenwege durch scharfes Harken und Lockern der Bodenoberfläche bearbeitet werden. Dadurch wird die Weiterentwicklung des eingesäten Unkrautes auf eine Weise unterbunden.

Wenn das Gemüseland im Herbst gut umgegraben wurde, ist jetzt ein flaches Umgraben ausreichend. Bei der Anlegung von Gartenbeeten ist anzuraten, die letzte Hand erst anzulegen, wenn das Ausäsen oder Auspflanzen vor sich gehen soll. Besonders die Gemüsearten kommen auf einem frisch hergerichteten, lockeren Boden am besten fort. Der März ist schon weit mehr Aussaatmonat als der Februar. Bei der Aussaat entsteht die Frage, ob man dabei die Breitsaat oder die Reihensaat anwenden will. Der Reihensaat ist immer mehr der Vorzug zu geben, doch darf dabei nicht übersehen werden, daß beide Arten zu Mißerfolgen führen, wenn zu dicht gesät wird. Um eine zu dichte Aussaat zu verhindern, kann feinkörniger Samen gut mit Sand vermischt werden. Langsam keimende Saaten wie Karotten und Zwiebeln werden mit schnellwüchsigen Arten gemischt wie es zum Beispiel Radieschen und Schnittsalat sind. Der März ist die Zeit, um Stauden von Küchenkräutern zu pflanzen. Rhabarber muß jetzt gut gedüngt werden. —

Lachen Sie . . . Staunen Sie!

Der eitle Herr Hofrat

Der Historiker Friedrich Wiedeburg aus Halle war berühmt wegen seiner Eitelkeit. Geradezu unüberblich ist ein Gespräch geworden, das der Gelehrte einmal auf der Straße mit seinem Diener Jean Baptiste hatte. Wiedeburg (zu seinem in gebührendem Abstand hinter ihm auf der Straße gehenden Diener): „Jean Baptiste!" — Jean (herbeieilend): „Herr Hofrat?" — Wiedeburg: „Hast du die Damen bemerkt, die eben vorübergingen?" — Jean: „Jawohl, Herr Hofrat!" Wiedeburg: „Haben sich die Damen nach mir umgeblickt?" Jean: „Jawohl, Herr Hofrat!" — Wiedeburg: „Lange umgeblickt?" — Jean: „Jawohl, Herr Hofrat!" Wiedeburg (stolz weiterschreitend): „Laß sie schmachten!"

Der zerstreute Professor

Ein bekannter Berliner Gelehrter, Professor von T., verbrachte einen Abend im Hause seines Freundes. Als er aufbrechen wollte, schneite es so stark, daß ihn der Freund überredete, die Nacht in seinem Hause zu verbringen, um sich vor einer Erkältung zu schützen. Der Professor nahm die Einladung dankend an, nach einiger Zeit aber war er plötzlich verschwunden, und niemand wußte wo er sich befand. Schon wollte man zu Bett gehen, als Professor von T. triefend vor Nässe wieder ins Zimmer trat. „Wo waren Sie denn?" erkundigte sich der Freund entsetzt. „Ich dachte, Sie wollten die Nacht hierbleiben, um nicht naß zu werden!" — „Das will ich auch, meine Lieben!" erwiderte der Gelehrte. „Ich bin nur rasch nach Hause gegangen, um mein Nachthemd zu holen".

Der Mann ist kein Schotte

Bei einem Rugbykampf zwischen Schottland und Wales beobachteten zwei Zuschauer kopfschüttelnd ihren Nachbarn, der, im Gegensatz zu dem tobenden Publikum, das die Mannschaften anfeuerte, kein Wort von sich gab und sich auch nicht das geringste Zeichen von Anteilnahme für eine der beiden Mannschaften anmerken ließ. In seiner Spielphase regte er sich auch nur ein bißchen auf, so daß schließlich der eine Nachbar zum anderen sagte: „Wie sonderbar — ein Waliser kann der Mann nicht sein, sonst würde er sich doch die Lunge aus dem Halse schreien!" — „Aber ein Schotte kann er auch nicht sein", entgegnete der andere, „denn er hat sich ein Programm gekauft!"

Die trauernde Witwe

Im Jahre 1899 erschien in der „Spenerer Zeitung" die folgende Todesanzeige: „Mein theuerster Ehegatte, der Stadtzinkenist Jeremias Wend dahier, hatte das schmerzhafte Unglück, bei seinen Lehrleiten gestern mittag 12 Uhr, indem er durch allzugroße Verlängerung eines in seinem Beruf gebräuchlichen Trillers das Gleichgewicht verlor, vom hiesigen Kirchturm herabzustürzen. Schon in der Mitte des Falles hatte er seinen Geist aufgegeben, setzte jedoch seinen Sturz bis aufs Straßenpflaster ungestört fort, wo derselbe vollends verschied. Wer die edle Seele meines Ehemannes kannte, wird die Höhe meines Verlustes, und wer den hiesigen Kirchturm kennt, wird die Höhe dieses Unglücksfalles zu schätzen wissen . . . Die nach Wiedervereinigung schmachtende Stadtzinkenistin Witwe Maria Ursula Wend, geborene Henk. Wirtschaft zum Grünen Löwen und Schneiderherberge."

„Das Zimmer ist eine Dreckbude und voller Wanzen!"
„Dann haben Sie sie mitgebracht!"
„Nö — so viele nicht!"

Berlinisch

Ja, die Berliner halten Verkehrsdisziplin. Fuhren da neulich an einer schlecht übersehbaren Straßenkreuzung eine Autodroschke und ein Privatauto so aufeinander, daß einer von beiden Wagen etwas zurückfahren mußte, wenn sie ohne Schaden aneinanderkommen wollten. Da brüllte der Droschkenschofför den Herrenfahrer an: „Mensch, wenn de jetzt nich sofort zurückfährst, dann sollste mal sehen, wat ich tue!"

Der Herrenfahrer schaltete, vor der Wucht der Worte zurückschreckend, den Rückwärtsgang ein und gab die Bahn frei. Der Droschkenschofför ließ seinen Wagen losbrummen. Da fragte ihn der Fahrgast: „Was hätten Sie denn getan, wenn er nicht zurückgefahren wäre?"
„Na —, dann wär' ick zurückgefahren."

Im Bilde geblieben

„Damals steckst du bis über die Ohren in Schulden! Wie weit hast du die abgetragen?"
„Na, so ungefähr bis zu den Knien!"
(Fliegende Blätter.)

*

Dieb: „Sie brauchen keine Furcht zu haben, Fräulein, ich will nur Ihr Geld."
„Klar, so sind die Männer!"
(Reclams Universum.)

*

Fünf Tage vor Ultimo wandert Hacke mit knurrendem Magen durch den Wald. Ein Räuber dringt aus dem Gebüsch: „Hände hoch! Jeder Widerstand ist nutzlos!"
Da knurrt Hacke: „Jede Gewalt auch!"

„Und sieh hier, Tantchen, unsere neue Waschmaschine!"
„Ach, ihr mit eurem modernen Kram, ich ziehe mir jedenfalls eine richtige Badewanne vor."

*

Mutter: „Du mußt nicht so oft in den Spiegel sehen, Elschen; kleine Kinder dürfen nicht eitel sein."
Elschen: „Ich bin auch gar nicht eitel, Mutti; ich schaue bloß nach, ob ich noch da bin."

*

Der riesige Dampfer schwamm auf dem Ozean. Der Passagier lehnte im Liegestuhl auf Deck.
„Wissen Sie", sagte er zu seinem Nachbar und rauchte einen tiefen Zug, „nicht etwa, daß ich ängstlich bin, aber wenn ich zur See fahre, rauche ich nur Zigaretten mit Korkmundstück!"

*

Saufaus ist sternhagelknüppeldickvoll betrunken.
Saufaus steht vor der Litfaßsäule.
Bestaunt ein Plakat: „Dolle Sache das — ein verdrucktes Plakat — jeder Buchstabe zweimal hintereinander — —"

*

„Ihnen fehlt nichts".
„Doch, Herr Doktor."
„Was denn?"
„Das Geld, Sie zu bezahlen."

„Mein Fräulein, Sie müßten Ihre Skier wachsen lassen!"
„Wozu? Die sind doch lang genug!"
(Zeichnungen: Hannesen 3, Näthe 1.)

Am Schalter

Postbeamter: „Kleines Fräulein, der Brief ist zu schwer, da muß noch eine Marke draufgeklebt werden!"
Kleine Lotte: „So? Aber dann wird er doch noch schwerer!"

Benebelt

„Hupp, sehen Sie mal die vier Herren dort."
„Das — hupp — sind nur zwei. Verzeihung, meine Herren, Sie sind wohl Zwillingsbrüder?"
„Nein, mein Name ist Schulze."

*

Mutter: „Das war aber nicht schön von dir, Emil, dem Brüderchen das kleine Stück Kuchen zu geben und selbst das größte zu nehmen. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!"
Emil: „Freilich, deshalb habe ich ja auch das letzte Stück genommen."

*

„Man erzählte mir, daß Sie noch einige schöne Gemälde besitzen!"
„Jawohl!"
„Aus welcher Zeit stammen diese?"
„Aus der Zeit, in der ich noch vermögend war." (Allg. Wegweiser.)

*

McPherson und O'Brien hatten einander so furchtbar beleidigt, daß nur der Tod des einen die Schmach abwaschen konnte. Sie verabredeten daher ein Duell in einem Wäldchen bei einem Dorf in der Nähe von Aberdeen.
Am festgesetzten Morgen trafen sie einander auf dem Bahnhof in Aberdeen.
„Aha", höhnte O'Brien, „Sie haben wohl keine Hoffnung mehr, lebendig zurückzukehren. Ich nehme bei derartigen Gelegenheiten immer eine Rückfahrkarte."
„Das brauche ich nie", lächelte McPherson. „Ich benutze für den Heimweg immer die meines Gegners . . ." (Woche.)

*

Kümmel wurde gefragt: „Wieviel Glas Wein trinken Sie so tagsüber?"
„Nun, so zehn bis zwölf!"
„Donnerwetter! Ich glaube, ich könnte noch nicht einmal so viele Glas Wasser trinken."
„Ich glaube, das könnte ich auch nicht."

Asthma ist heilbar oder oft wenigstens so zu bessern, daß die Anfälle wesentlich seltener und schwächer werden. Dazu gibt es ein von Professoren, Aerzten und Kranken erprobtes und anerkanntes Mittel gegen Erkrankungen der Luftwege (also auch Keuchhusten, Luftröhren-, Bronchialkatarrh), das „Kliphocalin". — Es wirkt nämlich nicht nur schleimlösend, auswurffördernd und entzündungshemmend, sondern vermag das Gewebe der Atmungsschleimhaut widerstandsfähiger und weniger reizempfindlich zu machen, und das ist ausschlaggebend, daß bei dem „Kliphocalin" keinen großen Rest einzutragen. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Kliphocalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 20 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rotenapotheke, München. — *Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Nr. 108 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeabteilung.*

50 Jahre – es glaubt keiner! und doch sieht die Mutter fast so jung aus, wie die Tochter, so straff und frisch. Dabei neigte sie sehr zur Fülle — aber Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee sorgt für ihre Schlankheit und Gesundheit. Nun ist sie stolz auf ihre gute Figur, die keineswegs ein Vorrecht der Jüngeren ist. Trinken auch Sie täglich den bewährten „Jungbrunnen"
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Gute Musik Instrumente VON WEIT SPEZIALPREISEN HERÖLD & Co. KLINGENTHAL Nr. 15 KATALOGE KOSTENLOS FÜR HÄNDLER SONDERAUSTAUSCH VERLANGEN

Ohne Butter – und doch lecker!
Nußkuchen in Kasten- oder Springform.
125 g Nußkerne, 200 g geriebener Zwieback, 75 g Grieß, ½ Päckchen Dr. Oetker's „Backin", 200 g Zucker, ¼ Liter Milch, 2 Eier, 2—3 Tropfen Dr. Oetker's Bittermandelöl, Puderzucker zum Bestäuben.
Die geriebenen Nußkerne, der Zwieback, der Grieß, das „Backin" und der Zucker werden in eine Schüssel gegeben und miteinander vermengt. Dann fügt man die mit der Milch verquirlten Eier und das Backöl hinzu und verrührt alles gut. Den Teig füllt man in eine gefettete, mit Papierfutter ausgelegte Kasten- oder Springform. Nach dem Erkalten wird der Kuchen mit Puderzucker bestäubt. Backzeit: 40 Minuten bei guter Mittelhitze.
Bitte ausschneiden!
mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin"

Damenbart Sichere Entfernung läßt Ihnen durch die weltbekannte Kosmetik. Gebr. Wolf, Berlin-Steglitz, Schloßstraße 30. Ausführliche Broschüre gratis.

Pfunzga Holzbalk! 127 Barben. Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

GROSS und klein **SCHÜTZT** seine **OHREN** mit antiseptischer **„AKUSTIKA"** schalldurchlässige Ohrpropfe bei Zugluft, Wind, gegen Erkältung, Reißen usw. in Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrenarmbanduhr m. gerad. 36 stündig. Werk, Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4 Versilbert, Ovalform, 2 vergold. Ränder, M. 2.30
Nr. 5 Besser Werk, flache Form, M. 3.40
Nr. 6 Sonnendeckel-Uhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90
besseres Werk M. 7.40
Nr. 8 Armbanduhr, versilbert, m. Lederarmband M. 2.60
Nr. 85 Dito, für Damen, kleine Form, mit Lederband M. 4.—
Nr. 99 Dito, Goldschnitt, 5 Jahre Gar.!
Goldene, für Damen, mit Rippband, M. 6.90
für Herren, viereckige Form, M. 6.90
Nr. 642 Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—
Nr. 1467 Taschenuhr **Kuckucksuhr**, 11 cm hoch Kuckuck ruft rund, M. 2.50
Weckeruhr, genau gehend, M. 1.60.
Nickelkette 25. Doppelkette, vergold. M. 70. Kapsel M. —.25.
Nr. 612 Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, elegant. Monogramm M. 1.10
Nr. 614 Siegelring, 8 eckige Platte, M. 1.30
Nr. 2803 Siegelring, massiv, für Damen Form, 1.40.
Trauring, Double, M. —.80
Double-Ring mit Simili, M. —.80. — Illustr. Preisverzeichnis gratis und franko. Jahresversand 20 000 Uhren, 10 000 Ringe.
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A 9

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Heiraten
Welcher Herr über 30 Jahre mit ältenem, ehrlichem Wesen und guter Allgemeinbildg., aus anst. Kreisen, (auch Witw.) bietet ein Dame (Waise) durch
Heirat
ein Heim. Gute Aussteu vorhand. Erbitte Offert. mit Bild unt. Nr. 1168/1 „Der 7 Tag", Paderborn.

Angenehmer, in gut. Pos. und Vermögenslage, 29 J., 1.69 gr., in Großstadt leb., wünscht ein nettes, gebild., wirtschaftl., fath. Mädel bis 25 J. zwecks baldiger
Heirat
kennen zu lernen. Nur ernstgemeinte bitte Bildzuschriften mit Angabe der Verhältnisse u. Nr. 1128/1 an „Der 7. Tag", Paderb.

Geschäftsunternehmen
von Ruf verdanken ihren Aufstieg in allererster Linie der anhaltenden Werbung mittels der Zeitungsanzeige

Kleine Anzeigen kosten wenig

Dirndl billig Echte schöne Stoffe flott praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalt. Sie frei hin u. zurück. Tuch — Kaufmann München 43 Reichenbachstraße 3

Schwindelgefühle Beklemmung, Magenbeschwerden, Schlaflosigkeit, Darmträgheit, Gicht, Leber- und Gallenleiden, Nervenschwäche und Sie hinken hinter Ihren Mitmenschen her! Nehmen Sie **Zirkulin** Knoblauch-Kapseln
1-Monats-Packg. 1 RM. ● 14-Wochen-Packg. 3 RM. mit praktisch-eleg. Taschendose. Zu haben in Apotheken und Drogerien

Ganzgummi wasserdichter Alltagsschuh aus schwarzem Lackgummi
Nr. 22/26 Mk. 1.65
27/29 Mk. 1.75
30—34 Mk. 1.95
35—37 Mk. 1.95
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 1.75
27/29 Mk. 1.85
30—34 Mk. 1.95
35—37 Mk. 2.10
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 1.85
27/29 Mk. 1.95
30—34 Mk. 2.10
35—37 Mk. 2.25
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 1.95
27/29 Mk. 2.10
30—34 Mk. 2.25
35—37 Mk. 2.40
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 2.10
27/29 Mk. 2.25
30—34 Mk. 2.40
35—37 Mk. 2.60
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 2.25
27/29 Mk. 2.40
30—34 Mk. 2.60
35—37 Mk. 2.80
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 2.40
27/29 Mk. 2.60
30—34 Mk. 2.80
35—37 Mk. 3.00
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 2.60
27/29 Mk. 2.80
30—34 Mk. 3.00
35—37 Mk. 3.20
Mod. Überschlagschuh
Nr. 22/26 Mk. 2.80
27/29 Mk.

Wie geht's denn zu Hause? Wie soll er das wissen? Den letzten Brief hat er vor einer Woche bekommen, und da war er schon vierzehn Tage alt. Er weiß ja nicht mal, ob das erwartete Kind schon da ist, ob's ein Junge oder ein Mädel ist und was die Mutter macht.

Aber er wird wohl bald auf Urlaub fahren? — Ach, du lieber Gott! In sechs bis sieben Monaten! Bis dahin kann jede Sekunde ein „Ding" angepfiffen kommen und durch ihn durchhauen, als ob er Luft wäre. Sechs bis sieben Monate! Rechne aus, wieviel Sekunden die haben. So viele Gelegenheiten zum Sterben sind da. Sechs bis sieben Monate, — sechs bis sieben Jahrhunderte! Soweit denkt ja kein Frontsoldat.

*

Achte einmal auf ihre Unterhaltung. Die Worte sind so unbehauen und wahllos wie Felsen. In der „guten Stube" jagst du damit alles zur Tür hinaus, so kräftig sind sie. — Horch! Sie singen Lieder. Nicht wahr, das hättest du ihnen garnicht zugetraut, so zarte, sehnsuchtsvolle Verse, so traurige, entsagende Strophen?! Die Vaterlands- und Kampflieder passen deiner Meinung nach schon besser zu ihnen. Deine Meinung! Was verstehst du als Frau oder Zivilist davon. Deine Meinung! Dann hör lieber gar nicht erst auf das, was sie jetzt singen. Jeder Staatsanwalt würde dies Lied berufsfreudig beschlagnahmen, wenn er's gedruckt sähe, und Drucker und Verleger würden ganz scheußlich reinfallen, so saftig und volkskerngesund ist es.

Da marschieren sie hin: Offiziere, Unteroffiziere und sie, die Gemeinen, die Soldaten. Und es wird gar nicht allzu lange dauern, dann hörst du vor dir, weit hinter den blauen Hügeln und Wäldern dumpfe Schläge und helle Knalle. „Es geht los!" Um deine kleine Geringfügigkeit und ihre Sicherheit hinterm Ofen dreht sich's dabei auch. Vergiß das nicht, niemals! Und wenn du dann sind es nicht mehr so viele, — sonst aber ist alles beim alten.

*

Wenn du mir recht gibst, dann sei nicht so töricht und lobe und preise den Infanteristen als Helden und Retter und weiß Gott was sonst noch. Das sind nur Worte. Gib ihm zwanzig gute Zigaretten, drück ihm die Hand und sprich mit ihm von seiner Frau und von seinem Kornfeld oder seiner Drehbank oder was es nun gerade sein mag. Willst du ein übriges tun, dann lade ihn dir zum Abendbrote ein und rede einfach über Einfaches. Ganz zum Schluß aber kannst du ihm so nebenbei und, unauffällig zwischen zwei Zigarren sagen:

„Ich bin zwar nicht im Felde und nicht Soldat gewesen, aber ich ahne — ich ahne —! Möge Gott uns vor einem zweiten Kriege fürs erste bewahren!"

Dann wird er nachdenklich vor sich hinsehen, mit dem Kopf nicken und vielleicht nur sagen: „Ja". Aber wie er dies „Ja" sagt, wie er es sagt, das wird dir ins Herz gehen.

Und wenn er fort ist, dann kannst du ruhig das Gefühl haben, den wahren Helden des größten Krieges aller Zeiten kennen gelernt zu haben, den deutschen Infanteristen von 1914 bis 1918. Dann nimm heimlich die edelsten Worte deutscher Sprache und umgib ihn mit dem Schimmer höchsten Ruhmes und vollster dichterischer Verklärung. Du gibst es keinem Unwürdigen, und der Kranz senkt sich auf eine vielleicht schweißtriefende und darum würdige Stirn.

Ulan Abromeit / *Von Fritz Helke*

Der Major redet. Die Offiziere stehen in gemessener Haltung, ihre Gesichter, graubleich zwar, abgespannt und fahl überhaucht vom Dunst der Frühe, verraten gespannte Aufmerksamkeit.

Der Ulan Abromeit ist eingetreten, steht in abgezirkelter Haltung — Füße vorschriftsmäßig gewinkelt, Hände an der Hosennaht — an der Tür. Es ist Krieg, und die alten Gesetze gelten nicht mehr. Die alten Wahrheiten sind Lüge geworden, eine neue Wirklichkeit hat die alte verdrängt.

Was ändert daran die Tatsache, daß Schillwischken nur eine knappe Wagstunde entfernt ist, daß dort eine alte Mutter sitzt und ein Mädchen, das Lisa heißt? Denn in Schillwischken sitzt jetzt der Russe. Vielleicht ist es in diesen Augenblick schon ein Trümmerhaufen, ein Leichenfeld. Die Flüchtlinge, die seit Monaten in Scharen die deutschen Stellungen passierten, wußten Grauenvolles zu berichten.

Ein scharfer Ernst reißt den Ulanen Abromeit aus dem Gespinst seiner Gedanken. Er tritt vor. Zwei kluge, helle Augen, seltsam messerscharf, sehen ihn an.

„Du bist hier bekannt in der Gegend?"

„Zu Befehl!"

„Schön. — Du reitest sofort zu unserer Artilleriestellung zurück. Befehl an Hauptmann von Borck. „Hier . . ." Eine schmale, weiße Hand überreicht ein Papier. — „Höchste Eile ist am Platze. Folgendes ist der Inhalt des Befehls: In Schillupischken . . ."

Schwankte der Soldat? Die hellen Augen packen schärfer zu: „Du kennst das Vorwerk?"

„Zu — Befehl!" Das klingt eigentümlich heiser. Aber der Major hat keine Zeit zum Nachdenken jetzt. Er spricht kurz, scharf, in klaren, abgezirkelten Sätzen:

„Es ist: wir haben die feindliche Batterie ermittelt, der wir seit Wochen die verheerenden Verluste verdanken. Sie liegt in oder jenem Vorwerk. — Das Vorwerk ist zusammenzuschießen."

„Das Vorwerk ist zusammenzuschießen." — Der Ulan wiederholt den letzten Satz; es klingt, als rattele ein Automat ab. Auch seine Bewegungen haben etwas Automatenhaftes an sich. Er ist entlassen. Er hat seinen Befehl. Der Major spricht schon wieder mit den Offizieren. So tut er denn, was ein Soldat nach erhaltenem Befehl tut. Seine Kehrtwendung ist untadelig. Beim Hinausgehen klirren die Sporenrädchen an seinen Absätzen.

Zehn Minuten später sitzt der Ulan im Sattel. Es ist noch immer kein Denken in ihm. Und er sollte dem Schicksal dankbar sein für diese kurze Gnade. Auf seiner Brust, gerade über dem Herzen, brennt ein Stück Papier, in seinem Hirn bohrt mit nagender Aufdringlichkeit ein Satz, ein einziger Satz: das Vorwerk ist zusammenzuschießen.

Der Ulan Abromeit reitet. Ueber verkrautete, verödete Landstraßen, vorbei an sterbenden Bäumen, zerschossenen Gehöften. Der Himmel ist trostlos grau, die Welt ist in ein fahles, bleiches Leichentuch gehüllt. Irgendwo brüllen Kanonen, lachern Maschinengewehre die elende Melodie des Krieges. Zuweilen sperren zusammengeschossene Wagenkolonnen den Weg, zuweilen reckt ein Tierkadaver die steifgefrorenen Glieder in die Luft.

Er reitet. Er hat einen Befehl zu überbringen: Das Vorwerk ist zusammenzuschießen! Höchste Eile ist am Platze! — Also dem Pferde die Sporen in die Weichen: Vorwärts!

Plötzlich schwingt Glockenton in der Luft. Es geschieht etwas Seltsames. Der Ulan Abromeit spürt, wie etwas in ihm entzweireißt. Es ist, als würde da urplötzlich etwas frei, was verschüttet gelegen. Gleichzeitig spürt er den harten lastenden Druck einer formlosen Faust. Ruckartig reißt er an den Zügeln. Das Tier steht, schnaufend, mit zitternden Flanken.

Es war kein Glockenton. Wo sollten jetzt Glocken läuten? Unaufhörlich dehnt sich die weite, graunebelige Ebene, in der Ferne dunkeln schwarze Horizonte. Donnergrollen ist in der Luft. Das sind keine Glocken, das sind Geschütze.

Der Ulan Abromeit steigt vom Pferde. Er weiß nicht genau, was er tut, irgendeine Gewalt treibt ihn und mit harter Deutlichkeit spürt er wieder, daß etwas in ihm zerrissen wurde. Minutenlang steht er so, hinausspähend in den frühen, trostlosen Morgen, als müsse von irgendwoher wichtige Nachricht kommen. Aber es ist da nichts weit und breit als das Bellen der Geschütze. Das Pferd neben ihm, zitternd vor Kälte, angefaßt vielleicht von irgendeiner dunklen Bangigkeit, schlägt mit den Hufen.

Auch Lukas Abromeit zittert. Das Denken bemächtigt sich seiner. Ganz klar weiß er mit einemmale, was man ihm da eigentlich aufgetragen hat. Er soll den Befehl überbringen, die Heimstätte seiner Kindheit zusammenzuschießen. Und dort ist die Mutter. Und ein blondes Mädchen, das Lisa heißt.

Aber vielleicht sind sie gar nicht mehr dort, die Mutter und das Mädchen. Sind nicht Tausende geflüchtet! Vielleicht leben sie schon nicht mehr. Was weiß denn einer vom anderen in diesen Tagen?

Eins weiß man: Dort, auf jenem Vorwerk, steht eine Batterie. In wenigen Wochen raubte ihr feuerspeiender Schlund Hunderten von Kameraden das Leben. Die alle eine Mutter haben, oder eine Frau! Kinder! Ein Mädchen vielleicht! Wieder hört er den grollenden Donner der Geschütze, die klare Stimme des Majors: Höchste Eile am Platze!

Die Bilder verwirren sich. So weit, so endlos weit ist die Welt rings um ihn her, grau in grau, schneefleckendurchschüttelt. Nirgendwo ist Leben. Wo ein Körper die Einsamkeit unterbricht, ist er Zeuge der Vernichtung, des Todes. Aber der Ulan Abromeit sieht noch mehr. Endlose Kolonnen grauer Gestalten sieht er dahinziehen, bleiche Gesichter unterm feldgrauen Helm. Tote und Sterbende sieht er, die er gestern noch Kameraden genannt. Und vor dem Zug der endlosen Kolonne sieht er, knatternd im Wind, die Fahne, die alte Fahne in den schwarz-weißen Farben. Sie knattert wie damals auf dem Kasernenhof, als er den Eid leistete, den Eid . . .

Eine verrückte Stimme in ihm bohrt: Zurück, du Narr! Durch die eigenen Linien. Zu den anderen. Zu Mutter und Lisa. Und zu den Russen natürlich. Freilich zu den Russen. Bedenk doch: die Mutter! Und das Mädchen! Ihr Schicksal in deiner Hand! In deiner Hand!

Der Ulan Abromeit schwankt. Allein steht er da, neben ihm zittert ein Tier. Allein ist er. Allein. Und über ihm die Faust des Schicksals. Es reißt in ihm. Und zerrt. Und nimmt ihm den Atem. Er muß die Uniform aufreißen, um dem klammernden Griff zu entgehen. So zwingt es ihn zur Erde. Er steht neben dem Pferd, das ihn aus klugen, bangen Augen anblickt.

Gott! muß er denken. Er weiß um dich. Und um die Mutter und das Mädchen. Und um die Kameraden. Gott allein weiß.

Da steht er, der Ulan Lukas Abromeit aus Schillupischken, und spürt nicht, wie die eisige Luft ihm ans Leben greift. Er steht wieder auf dem Kasernenhof, hört des alten Obersten mahnende Stimme, sieht vor sich das knatternde Fahnentuch. Gott! denkt er. Gott! Sie sind in deiner Hand! Ich aber muß eine Pflicht tun. Laß mich nicht ehrlos werden, Gott!

— — — — — — —

Eine Stunde später steht ein Ulan vor dem Hauptmann von Borck. Er schwankt seltsam hin und her, als sei er betrunken. Die ausgestreckte Hand hält ein Papier, das kalkweiße Gesicht enthält keinen Tropfen Blut. Die Augen liegen in tiefen Höhlen, ein irres Feuer brennt in ihnen. Nur ein Wort kommt, herausgeholt aus den Tiefen der Brust, röchelnd, pfeifend, über seine Lippen: „Zusammenschießen!"

Dann sackt er selber zusammen. Der Arzt konstatiert: Nervenfieber.

Am nächsten Tage schießen Kameraden seiner Eskadron über seinem Grabe den Abschiedssalut.

Fasse dich kurz!

Eduard hat Besorgungen gemacht. Als er zu Hause ankommt, merkt er, daß er seinen Schirm stehengelassen hat. Er geht also noch einmal zurück und fragt in den Geschäften nach. In den ersten fünf sucht man bedauernd die Achseln. Aber im sechsten Laden steht der Schirm und wird Eduard ausgehändigt.

Da meint Eduard: „Sind der einzige ehrliche Mensch. Alle anderen haben glattweg geleugnet." (Woche.)

Seit einer Stunde hält die Dame die Telephonzelle besetzt. Ein fremder Herr:

„Soll man Ihnen vielleicht das Abendessen in der Zelle servieren?"

Schneefenstrich im März (v. Roebel, Zander-M.)

Dies nebenbei

Das Gericht der Stadt Kalkutta sprach vor kurzem gegen einen Arbeitselefanten, der seinem Wärter in einem plötzlichen Wutanfall schwere Verletzungen zugefügt hatte, nach einstündiger Sitzung das Todesurteil aus. Solche Urteile sind in Indien keine Seltenheit, aber auch in Europa saß man in früheren Jahrhunderten häufig über Tiere zu Gericht. So verrät uns eine alte Chronik, daß die hohen Räte der französischen Stadt Longueville im Jahre 1468 eine Katze feierlich zum Tode durch den Galgen verurteilten, die sich auf ein schlafendes Baby gesetzt hatte und den Erstickungstod des Kindes herbeiführte. Zu einer Sondersitzung wurde das Gericht der Stadt Middleburg einberufen, um über das Schicksal eines Stieres zu entscheiden, der „durch allzu kräftiges Vorgehen gegen ein junges Mädchen dessen Tod herbeigeführt hatte". Das Tier wurde zum Tode verurteilt und geköpft. Sein Haupt trug man auf einer Stange durch die Stadt „als abschreckendes Beispiel für seine Brüder", und sein Fleisch wurde unter die Armen verteilt. Im Jahre 1480 mußte gar ein Schwein durch Gerichtsurteil sein Leben lassen, weil es einen kleinen Knaben angefallen hatte. Der Hinrichtung des für seinen letzten Gang geschmückten Tieres wohnte zahlreiches Volk bei, und der Scharfrichter war in Amtskleidung hoch zu Roß erschienen.

*

In der nordamerikanischen Stadt Pittsburg wird gegenwärtig eine große Siedlung errichtet, deren Häuser ganz aus Stahl bestehen. Das billige Ganzstahl-Haus ist der neueste Modeschrei in den Vereinigten Staaten. Zum erstenmal tritt die „Carnegie-Illinois-Steel Corp." mit dem von ihr erworbenen Patent in großem Stil an die Oeffentlichkeit; die Siedlung, die den Namen „Clairton" erhält, umfaßt 500 Einfamilienhäuser, die auch bereits abvermietet worden sind. Das Ganzstahl-Haus wird serienmäßig, gleich einem Automobil, in den Werken der Gesellschaft fix und fertig hergestellt und dann auf das inzwischen errichtete Fundament aufmontiert. Vorerst gibt es drei verschiedene Typen, für niedrige, mittlere und hohe Einkommensklassen. Da man jedoch noch keine Erfahrung darüber hat, wie man in einem derartigen Haus aus Stahl wohnt, werden die ersten 500 Häuser zu billigen Preisen auf ein Jahr an die Arbeiter der Firma vermietet, über deren Erfahrungen dann ein Buch erscheinen soll. Erst nach Fertigstellung dieses Buches wird man dazu übergehen, die Massenproduktion des Stahlhauses zu beginnen.

*

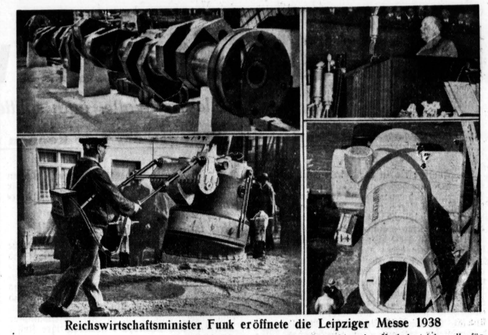
Es geht nichts über den konservativen Geist des Engländers, der zäh an seinen Traditionen festhält, auch wenn er mitunter gar nicht mehr weiß, was sie bedeuten. Wer einmal einer Sitzung des englischen Unterhauses beigewohnt hat, bemerkte zu seinem Erstaunen, daß nach dem Ende der Debatten ein Diener die schweren Flügeltüren öffnet und mit lauter Stimme in den Saal ruft: „Wer geht nach Hause?" Keiner achtet auf diesen lauten Ruf, der nur noch erschallt, weil es eben ein alter Brauch ist. In früheren Zeiten, als es in der britischen Hauptstadt noch keine Straßenbeleuchtung gab, war die Frage, wer nach Hause geht, sehr bedeutungsvoll. Damals pflegten einige Fackelträger die Abgeordneten nach Hause zu begleiten, und man fragte vorher an, um festzustellen, wieviele Fackelträger erforderlich waren. Heute setzen sich die Herren Abgeordneten in ihre vor dem Parlament wartenden Automobile und brauchen keinen Fackelträger. Aber wehe, wenn der traditionelle Ruf einmal vergessen würde!

*

Die abenteuerlichen Schicksale der Mannesseschen Liederhandschrift, der berühmten, mit prächtigen bunten Bildern ausgestatteten Sammlung der Gedichte unserer Minnesänger, schildert im Märzheft von Velhagen & Klasings Monatsheften Prof. Dr. K. Preisendanz, der Direktor der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Die kostbare Sammlung kam aus der Schweiz im Jahre 1554 in die Pfälzische Landbibliothek nach Heidelberg und auf seltsamen und gefährlichen Umwegen im Jahre 1657 nach Paris in den Besitz Ludwigs XIV. Bemühungen, den nationalen Schatz 1815 oder 1871 auf kriegsrechtlichem oder diplomatischem Weg wiederzuerlangen, blieben vergeblich, da der Uebergang der Handschrift an Frankreich durch regelrechten Kauf erfolgt war. Und doch fand sich schließlich die Gelegenheit, die mittelhochdeutschen Lieder für Deutschland wiederzugewinnen. Der Straßburger Buchhändler Karl J. Trübner, ein geborener Heidelberger, erzielte durch persönliche Gewandtheit und ausgedehnte internationale Beziehungen eine deutsch-französisch-englische Einigung, nach der wertvolle, aus französischen Bibliotheken gestohlene und nach England verbrachte Handschriften von ihrem damaligen Besitzer, Lord Ashburnham, an Frankreich zurückkommen konnten. Trübner kaufte sie mit einer nicht geringen, vom Deutschen Reich bewilligten Summe, an und gab sie an Frankreich weiter, das als Gegenwert für einen Teil dieser Manuskripte die Manessesche Liedersammlung in Tausch gab. So konnte nach Abschluß aller Förmlichkeiten die lang umworbene Handschrift am 23. Febr. 1888 der Deutschen Botschaft in Paris übergeben werden, und am 10. April morgens 11 Uhr lieferte sie ein preußischer Kurier der Spitzen der Heidelberger Universität und Universitätsbibliothek unbeschädigt ab. Ihre Rückkehr wurde in ganz Deutschland als nationales Ereignis empfunden und begeistert gefeiert.

Der Führer zum zweiten Male auf der Autoschau

Adolf Hitler besichtigte an einem der letzten Abende noch einmal eingehend die Leistungen und Fortschritte der deutschen Automobilindustrie in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm zu Berlin. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Reichswirtschaftsminister Funk eröffnete die Leipziger Messe 1938

Unter den vielen neuen technischen Darbietungen interessieren besonders eine Kurbelantriebswelle für Dieselmotoren von Krupp, dann eine Preßluftramme für Straßenarbeiten (links unten), und ein vorbildlicher Luftschutzkeller, der in Eisenbeton hergestellt ist. (Schirner 2, Pressephoto, Pr.-Hoffm., Z.-M.-K.)

Generalfeldmarschall Göring

Die erste offizielle Aufnahme des Generalfeldmarschalls Ministerpräsident Göring mit dem Marschallstab. (Presse-Hoffm.-Zander-Multiplex-K.)

Filmball Berlin 1938

In den Räumen des Zoo fand am Sonnabend der traditionelle Filmball statt, der im Rahmen der Jahrestagung der Reichsfilmkammer veranstaltet wurde. Von links: Lida Baarova, Hilde Koerber, Albrecht Schönhals, Dinah Grace, die Gattin Willi Fritschs, Harald Paulsen, Willi Fritsch, ganz rechts Hannes Stelzer. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Lisa Resch Weltmeisterin

In der ersten großen Schlacht um den Weltmeistertitel der alpinen Wettbewerbe, die in Engelberg bestritten, gewann Lisa Resch den Titel im Abfahrtslauf. Sie konnte um 2.4 Sekunden schneller sein als Christl Cranz, die den zweiten Platz belegte.

Staatsbegräbnis für Gabriele d'Annunzio

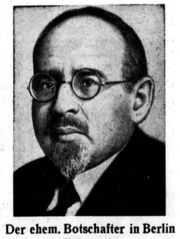
Im Gardone fand die feierliche Beisetzung des großen italienischen Dichters Gabriele d'Annunzio in Anwesenheit des Duce und zahlreicher hoher Würdenträger statt. — Bild: Die Lafette mit dem Sarg des toten Dichters auf dem Wege zum Friedhof. Hinter dem Sarg die Angehörigen des Dichters und der Duce mit den Vertretern von Staat und Partei. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Arbeitsdienst bei den Aufräumungsarbeiten der Eisschäden im Fischerdorf Pillkoppen

Die durch die schweren Stürme auf der Kurischen Nehrung weit ins Land getriebenen Eismassen begruben eine Fischerflottille unter sich, die aufs Land gezogen worden war. Der Arbeitsdienst leistete bei der Befreiung von diesen Eismassen außerordentlich wichtige, erfolgreiche Hilfe. (Weltbild, Z.-M.-K.)

Die älteste Wettkämpferin im Reichsberufswettkampf

In einer Vorstadt Nürnbergs hat die 74jährige Frau Sophie Heid — Inhaberin eines Blumengeschäftes — sich erfolgreich als älteste Teilnehmerin am Berufswettkampf aller schaffenden Deutschen beteiligt: Für ihre Leistung wurde ihr die Ehrenurkunde der Leistungsklasse VI ausgehändigt. (Presse-Hoffm., Zander-Mult.-K.)



Der ehem. Botschafter in Berlin Krestinski

später stellvertretender Kommissar für auswärtige Angelegenheiten und für Justiz, ist einer der Hauptangeklagten in dem zurzeit sich abspielenden Schauprozeß in Moskau. (Weltbild-Archiv, Zander-Mult.-K.)

Moskaus Geist . . .

In Valencia wurde ein Platz in Plaza Roja (Roter Platz) umgetauft. Auf dem Straßenschild sieht man die Köpfe Lenins und Stalins, den Sowjetstern und die Inschrift „Zu Ehren der Sowjetunion", womit die Drahtzieher des spanischen Bürgerkrieges öffentlich gebrandmarkt sind. (Weltbild, Z.-M.-K.)

Moskau-Agent ermordet polnischen Pfarrer

Das dem „Kurjer Poznanski" entnommene Bild des Pfarrers Stanislaus Streich, der während des sonntäglichen Kindergottesdienstes in der kath. Kirche des Posener Fabrikvorortes Lubon von dem von Moskau bezahlten Agenten Nowak durch mehrere Schüsse ermordet wurde. (Weltbild, Zander-M.-K.)

Bricht Glas so leicht wie Glück?

Glas — als Wolle und Watte, auch splitterfrei und noch in vielerlei Art

Technische Fortschritte, die auch der Laie kennen muß

Die Fortschritte in der Glastechnik der letzten Jahrzehnte haben alte Träume verwirklicht. Wie schmerzlich vermißte man früher wärmebeständige Gläser; welche Angst hatte man, daß Glas zu Bruch geht; wie bissartig haben die Glassplitter manchen Lebensfaden abgeschnitten. All diese Sorgen sind behoben. Glas läßt sich heute hitze- und kältebeständig, stoßfest, splitterfrei und elastisch herstellen. Generationen sind an der Erreichung dieser Ziele mit wechselndem Erfolg kätig gewesen. Noch heute sind längst nicht alle Fragen gelöst. Aber es war doch möglich, dem Glas Eigenschaften zu geben, die technisch und wirtschaftlich besser sind als die Eigenschaften vieler Metalle.

Der Leser tut gut, sein anerborenes Mißtrauen abzulegen, wenn er nicht in den Verdacht engstirniger Rückständigkeit geraten will. Wir kennen diese Fortschritte nicht allein in Deutschland. Die ganze Welt macht sie sich zunutze. Ja, vielfach sind uns andere Länder in der Verwendung von Glas weit voraus, z. B. Amerika, das bekanntlich im Metallüberfluß schwimmt, aber trotzdem auf vielen Gebieten Glas dem Metall vorzieht. Wir erzählen hier also keine Märchen, die der Phantasie unserer Metallnöte entsprungen sind, sondern von wirklichen und bleibenden Dingen, wie sie alle Welt beschäftigen.

Wenn die Hausfrau heute ein Waschbrett kauft, nimmt sie statt Zinkblech geriffeltes Glas. Die Wäsche läßt sich damit genau so gut waschen, und das Glas hält — wenn es nicht gerade gewaltsam zerstört wird — dieselbe Beanspruchung aus wie Zinkblech. Auch die Innenverkleidung der Eisschränke besteht nicht mehr aus Zinkblech. Glas und Porzellan erfüllt denselben Zweck.

Die Brauereien und Gastwirtschaften verwenden für ihre Bierdruckleitungen, die Molkereien für ihre Milch- und Sahneleitungen kein Zinn mehr, sondern Glas.

Wer ein neues Wasserschiff für den Küchenherd braucht, nimmt kein Kupfer schiff mehr, sondern ein Schiff aus stoß- und wärmefestem

„Glas isoliert Wärme und Schall"
Ein Hausdach wird mit Glaswatte isoliert (Werkfoto- Sigla)

Isolierung von großen Kesseln und Rohren mit Glaswatte

Glas. Auch die Kupferschwimmer in den Spülkästen werden jetzt aus Glas hergestellt.

Anstelle von Asbest und Kork verwendet man zur Isolierung Watte aus Glasfäden.

Selbst für Transmissionslagerschalen hat man schon Glas anstatt Rotguß und Weißmetall eingebaut. Die Lagerschalen halten Belastungen bis zu 5 Zentner bei 1600 Umdrehungen aus.

Auch Blei hat man bei den Fischernetzen gegen Glas auszutauschen versucht. In der Hochseefischerei hat sich Glas allerdings nicht bewährt, weil die Glasbojen um das nötige Gewicht zu erreichen, zu groß und damit zu unhandlich ausfielen. Dagegen werden Glaskugeln an den Netzen der Binnenfischer mit gutem Erfolg verwendet.

Ein ganz großes Anwendungsgebiet liefern die bis jetzt aus Hartgummi hergestellten Starterbatterien für Autos. Jährlich werden in Deutschland ungefähr eine Million Starterbatterien gebraucht. Man kann sich vorstellen, was es heißt, diesen gewaltigen mit Devisen bisfolten Posten durch heimische Werkstoffe zu ersetzen. Der Preis für einen Glaskasten ist derselbe wie für einen Hartgummikasten. Der Glaskasten ist nur ein paar Pfund schwerer. Doch diese vier Pfund Mehrgewicht sind für ein Auto absolut belanglos.

Das größte und wichtigste Anwendungsgebiet liegt bei den Konservendosen. In keinem Land der Welt wird soviel in Dosen konserviert wie in Deutschland. ½ Milliarde Dosen, das sind 500 Millionen Dosen, verbraucht die deutsche Konservenindustrie in einem einzigen Jahr. Für diese Riesenzahl von Dosen sind rund 200 000 Tonnen Weißblech oder größere Mengen Zinn erforderlich. Warum? Weil es bequemer und weil es billiger ist? Nein. Die Gläser sind nicht teurer als die Dosen. Offenbar nur aus Gewohnheit. Denn im Ausland, in Frankreich, England, Amerika, wird mehr in Gläsern als in Dosen konserviert. Die Gläser sind in Form unserer Milchflaschen konstruiert, nur der Verschluß ist aus Metall. Die Gläser sind immer wieder zu verwenden, die Dosen dagegen nicht. Es gibt also keinen Abfall.

So hätten noch viele Beispiele anzuführen. Sie mögen als allgemeine Orientierung genügen. An drei besonders wichtigen Gebieten wollen wir im einzelnen die Fortschritte näher untersuchen: am Glasgespinst, am splitterfreien Glas und an den Glasrohren.

Glas isoliert Wärme und Schall

Unsere Eisenbahnwagen besitzen elektrische oder Dampfleitungen für die Heizung und Druckluftleitungen für die Bremsen. Die Leitungen sind isoliert. Aus was besteht die Isolierung? Wir wollen es gleich verraten: aus Glas! Sämtliche Wagen der Reichsbahn sind mit Glas isoliert, ebenso die Lokomotivkessel. Auch unsere Schiffe, u. a. die Riesendampfer „Bremen" und „Europa", isolieren ihre Kessel mit — Glas.

Das hört sich sonderbar an. Aber es ist so. Im Ausland, vor allem in Amerika benutzt man Glas schon seit vielen Jahren zur Isolierung. Die Schutzschicht besteht nicht aus Glasscheiben, sondern aus einem Gewirr von winzig fein ausgesponnenen Glasfäden, das man zu regelrechter Watte, Wolle oder Filz verarbeitet und entweder lose oder auf Teerpappen aufgeklebt als Matten, Matratzen, ferner in Form von Streifen und Schnüren oder Schalen verwendet.

Die technischen Verfahren, Glasfasern herzustellen, sind sehr verschieden. Nach dem ältesten und bekanntesten Verfahren wird aus einem vorn erhitzten Glasstab ein langer Glasfaden ausgezogen. Dieses Verfahren kann man mitunter heute noch auf den Messen und Jahrmärkten bei den thüringischen Glasbläsern sehen, wenn sie das sogenannte Engelshaar herstellen. Wirtschaftlich hat das Verfahren keine Bedeutung mehr, da es viel zu umständlich arbeitet, zu wenig liefert und zu teuer ist. Immerhin sind nach dem Stabverfahren schon vor 80 Jahren viele Patente angemeldet worden, weil man sich mit Recht von der Auswertung der Glasfaserherstellung viel versprach.

Inzwischen sind andere bessere Verfahren an die Stelle getreten. Mit ihnen läßt sich eine industrielle Großproduktion absolut rentabel gestalten. Bei dem einen Verfahren werden Tropfen flüssigen Glases auf eine rasch umlaufende keramische Scheibe geschleudert. Die Scheibe dreht sich mit 4000 Touren in der Minute. Die sie zieht das Glas zu einem langen Faden aus, der sich mit anderen Glasfäden zu einem watteähnlichen Fadengewirr verdichtet. Nach dem neuesten Verfahren wird das Ausziehen des Glases durch Dampf besorgt. Der Dampf reißt das flüssige Glas mit einer Ziehgeschwindigkeit von 80 Kilometer in der Minute fort, zerteilt mannigfaltig den Glasstrom und zieht ihn nach Bedarf entweder zu einem losen Fasern oder zu dem verwirrten Wattebündel aus. Auf der Düsseldorfer Ausstellung „Schaffendes Volk" war eine solche Maschine im Betrieb zu sehen.

Die Glasfäden sind äußerst fein. So fein, daß sie sich weich wie Watte anfühlen und dem Laien absolut nicht mehr wie Glas vorkommen. Der feinste bisher erzeugte Faden war ein Tausendstel Millimeter stark. Man kann die Fäden in der Faust zusammendrücken wie Watte, läßt man sie los, zerdrückeln sie nicht etwa, sondern federn elastisch in ihre alte Lage zurück, ein Vorzug, den die Textilwatte in diesem Maß nicht besitzt. Ein solch feiner Faden bildet natürlich keine Splitter und verursacht niemals Schnittwunden.

Daß man gerade Glas zur Isolierung gegen Wärme verwendet, hat seine guten Gründe. Die Glasspinste sind schlechte Wärmeleiter. Sie sind mechanisch äußerst widerstandsfähig. Sie sind leicht und lassen sich wegen ihrer Elastizität bequem montieren. Daß sie nicht brennen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Die Glasspinste haben mit diesen Eigenschaften das Monopol von Asbest gebrochen. Glasgespinst ist volle 85 Prozent leichter als Asbest und erreicht mit dünnerer Isolierschicht denselben Wärmeschutz wie Asbest in dreieinhalbfacher Stärke. Man verwendet es überall, wo Raumausnutzung und Gewichtseinsparung wichtig sind, z. B. im Werkzeugwesen (Eisenbahn, Schiff). Dann aber auch bei ortsfesten Anlagen, Rohrleitungen, Kesseln, Fernheizungen usw.

Außer gegen Wärme isoliert Glas auch gegen Schall und Lärm. Für die Dämpfung von Decken, Wänden und Fußböden gibt es Glaswolle-Matten. Man verwendet sie beim Wohnungsbau, wie bei Saalbauten, etwa Kino und Theater, hier zur Erzielung guter Akustik. Die Fernsprechstellen der Post sind mit Glaswatte ringsum ausgekleidet. Zur Abdichtung von Türe und Fensterrahmen verwendet man Schnüre aus Glaswatte. Die Vorzüge der Glasgespinste sind so groß, daß das Reichswirtschaftsministerium die Glasgespinste als Austauschmaterial für Asbest und Kork anerkannt hat.

Der Gedanke liegt nahe, noch einen Schritt weiter zu gehen, und Glas zu Stoffen zu verspinnen. Glas bringt dazu gute Vorbedingungen mit, bessere z. T. als Wolle. Baumwolle und Rohseide. So ist z. B. die Reißlänge und Zugfestigkeit bei Glas um das 10—30fache größer als bei der Schafwolle. Auf einzelnen Gebieten gibt es bereits Stoffe aus Glas, z. B. in der Damenindustrie. Doch ist das Problem für einen größeren Anwendungsbereich einstweilen noch nicht vollständig gelöst. Es fehlt nicht an der nötigen Feinheit des Fadens. Die ist in sehr hohem Maß vorhanden. Aber der Glasfaden läßt sich wegen seiner Glätte und Sprödigkeit nicht so gut verknoten wie die Textilfaser. Und gerade das Verknoten ist sehr wichtig. Deshalb gibt es einstweilen noch keine Kleider aus Glas. Aber der Weg dorthin ist vielleicht nicht mehr weit.

Glassplitter nicht mehr lebensgefährlich

Am gefährlichsten sind beim Glas die Splitter. Deshalb müssen nach der neuen Verkehrsordnung die Autofahrer für die Windschutzscheibe und für die inneren Querscheiben sogenanntes Sicherheitsglas verwenden. 70% aller Verletzungen durch Verkehrsunfälle rühren von Glassplittern her. Kein Wunder, daß alle Länder mit großem Autoverkehr schon längst die Verwendung von Sicherheitsglas gesetzlich vorgeschrieben haben und wir jetzt ebenfalls dazu übergegangen sind.

Ein Glas zu erfinden, das nicht splittert, beschäftigte schon unsere Urgroßväter. Bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts gehen die Versuche zurück. Die einfachste noch heute sehr gebräuchliche Form ist das Drahtglas, zwar wie es bei der Verglasung von Bahnsteighallen, Telefonzellen u. a. antreffen. In die flüssige Glasmasse wird ein Drahtgewebe eingebettet. Im Fall einer Zerstörung hält das Drahtgewebe die Glassplitter fest. Das Drahtglas läßt sich überall verwenden, wo die Sicht keine Rolle spielt. Für die Verglasung von Fahrzeugen ist es nicht geeignet. Hier mußte die klare Sicht erhalten, die Möglichkeit der Splitterbildung aber verhindert werden.

Man löste die schwierige Aufgabe auf zweierlei Art. Das eine Verfahren knüpft an die zahlreichen Patente aus den 70er und 80er Jahren an, die dem Glas durch besondere Behandlung Eigenschaften gaben, die es von Natur aus nicht besitzt. Die Glasscheibe wird stark erhitzt und dann plötzlich durch Kaltluft abgeschreckt. Zwischen dem Innern und Außern der Scheibe entsteht eine starke Verspannung, die bei Druck, Stoß oder Schlag die Scheibe mit einem eingmachten Netz von Glasrissen überzieht. Wird die Scheibe zerstört, zerfällt sie in lauter kleine etwa erbsengroße stumpfkantige Krümel. Die gefährlichen, langen, messerscharfen Glassplitter bilden sich nicht mehr. Das Glas ist außerordentlich elastisch, es läßt sich weitgehend biegen und hat doch die alte Oberflächenhärte des gewöhnlichen Glases nicht verloren. Es verträgt nur keine Nachbearbeitung, man kann es nicht schneiden, schleifen und bohren, weil die Scheibe sonst unweigerlich zerfällt. Die Scheibe muß ihre fertige Form erhalten, bevor sie ihre Sicherheitseigenschaft annimmt.

Ein anderes Verfahren sucht die Vorteile des Glases mit den Vorteilen der Kunststoffe zu verbinden. Zwischen mehrere dünne Glasscheiben werden Lagen von durchsichtigem, hochelastischem Kunststoff gelegt, wobei Glas und Kunststoff durch Wärme und Pressung eng miteinander verbunden werden. Zum ersten Mal hat dieses Verfahren ein Engländer im Jahre 1905 angewandt und damit erreicht, daß die Nachteile beider Stoffe (Glas: Splitterbildung, Kunststoff: keine Oberflächenhärte, daher nicht kratzfest) sich aufheben. Er verwendete damals als Zwischenschicht eine Celluloidfolie. Heute nimmt man Werkstoff, weil Celluloid sich mit der Zeit verfärbt. Plexiglas dagegen immer glasklar bleibt und sich weder durch Sonneneinstrahlung noch durch sonstige Witterungseinflüsse verändert. Wird gegen die Scheibe ein Stein geworfen, bleiben die Splitter an der klebrigen Zwischenschicht hängen. Es gibt keine frei in die Luft ragenden Glasdolche.

Die Widerstandskraft der Scheiben läßt sich durch Aufeinanderschichten mehrerer Lagen so weit erhöhen, daß nicht einmal ein aus der Nähe abgegebener Revolverschuß durchdringt. Man nennt diese besonders starken Gläser Panzerglas. Sie werden für viele Zwecke u. a. auch für Glasschalben der Kassenschalter verwendet.

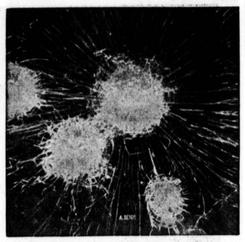
Mit Sicherheitsglas müssen heute alle neu zugelassenen Autos verglast sein. Die Reichsbahn verwendet Sicherheitsglas für die Innenscheiben ihrer Schnelltriebwagen, das Heer für die Windschutzscheiben seiner Kraftwagen, die Handels- und Kriegsflotte für die Schiffsverglasung — alle Verkehrsmittel, kann man sagen, sind ohne Sicherheitsglas heute undenkbar.

Glasrohre bis auf ein Tausendstel Millimeter genau

An Metall fehlt es den Amerikanern nicht. Die Hälfte der Eisenerzvorkommen in der Welt gehören den Vereinigten Staaten, ebenso die Hälfte des Kupfers, ein Drittel des Zinks und ein Drittel des Bleis. Und doch haben sie viel früher als Deutschland mit der Verwendung von Glasrohren begonnen. Vor 1. Jahren schon hat die chemische Industrie in Amerika in großem Umfange Glasrohre eingebaut. Metallknappheit war für die Amerikaner nicht der Anlaß, sondern Vorzüge des Glases, die weder technisch noch wirtschaftlich von dem Metall.n überboten wurden. In Deutschland hat man sich die amerikanischen Erfahrungen nicht gleich zu Nutze gemacht. Die angeborene Scheu vor dem Glas hielt selbst fortschrittlich gesinnte Ingenieure zurück. Heute sind Glasrohre auch bei uns nichts Ungewöhnliches mehr. Der Zwang der Verhältnisse hat sie populär gemacht.

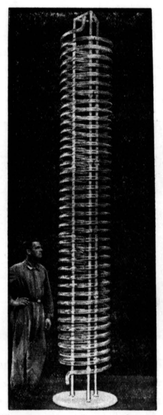
Glas „ersetzt" nicht Metall. Es ist kein Metall-Ersatz, mit dem man sich vorübergehend

(Schluß Seite 9)



„Glassplitter nicht mehr lebensgefährlich"
Revolverschüsse auf Panzerglas. Vier Schüsse aus nächster Nähe abgegeben, haben die Scheibe demoliert, sind aber nicht durchgedrungen. Bei den Einschüssen handelt es sich um Stahlkerngeschosse schwerer Kaliber. Die Scheibe ist in diesem Zustand noch gasdicht. (Werkfoto: Sigla)

„Glasrohre bis auf $^{1}/_{1000}$ Millimeter genau"
Einsetzen einer Kühlschlange aus Glas in die gläserne Bierleitung. (Foto: Senckpiehl, Landsberg)



Kühlschlange aus Glas, in gestrecktem Zustand 70 m lang. (Foto: Jenaer Glaswerk Schott u. Gen.)

Im Weltkrieg gefallen, unsterblich im Geist und in der Seele des deutschen Volkes
Heldendenkmal in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin
von Prof. Constantin Starck

Die letzten Briefe

Von Killan Koll

Wenn die Ueberlebenden eines Truppenteils im Morgengrauen aus dem Großkampf zurückkehrten, pflegte ihnen der Feldwebel oder der Wachtmeister ein Stück vors Quartier entgegen zu gehen, meist wußte er schon durch Meldeläufer, wer kam und wieviel nicht; es war sein Amt, jeden zu kennen. Dann triumphierte zuerst das Leben, das auf die Dauer immer mächtiger ist als der Tod: und wenn nur noch jeder zehnte Mann heil aus der Kampflinie wiederkehrte, jetzt wollte er zuerst essen, die Feldküche dampfte, meist hatte man diese Wochen nichts Warmes in den Magen bekommen — und nun machte der Tod einen wunderlichen Schnörkel: je größer die Verluste gewesen, desto größer waren auch die Portionen, die der Koch austeilte! Danach begann die erschöpfte Truppe ihren unheimlichen, totenähnlichen, tagelangen Schlaf, der doch auch wieder ins Leben führte: dazwischen ging der einzig Wachende, der Feldwebel oder Wachtmeister, zu den Schläfern, rüttelte jeden Einzelnen mit Gewalt wach und schickte den dösig twatappenden Mann wieder an die Feldküche. So kam zu neuen Kräften, was übrig geblieben.

Der Erste, der sich dann der Ermattung entrang, war immer der Führer dieses Truppenteils. Da saßen der Oberleutnant und der Feldwebel und der Schreiber um einen Tisch herum, vor ihnen lagen schmutzige Notizbücher, der Schreiber klappte sein dickes Hauptbuch über Tod und Leben auf: das war die Stammrolle, und er zog mit roter Tinte schräg über Namen und Gefechtslinie der Neugefallenen seinen sauberen Linealstrich. Ordnung muß sein, und oft genug zögerte seine Feder, den Strich zu tun, als sei erst damit das Unwiederbringliche geschehen.

Ordnung mußte auch sein mit den Briefen, die die beiden andern schrieben, manchmal sahen sie tagelang darüber, zuweilen wagten sie sich an manchen Brief kaum heran und zögerten ihn absichtlich hinaus. Damals war noch nicht die allgemeine Zeit der Schreibmaschinen, und wenn es solche auch schon längst bei den höheren Stäben gab: diese Briefe mußten mit der Hand geschrieben werden. Es waren nicht selten zwanzig oder mehr, und dennoch verlangte die einfachste Menschlichkeit, daß sie menschlich lauteten. Kurz oder lang und manche gar Seite über Seite. „Liebe Frau Schmidt! Ich erfülle meine schwere Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Mann, unser unvergeßlicher Kamerad gefallen ist. Tröste Gott Sie in Ihrem Kummer." So hat unser Feldwebel Albert in all den langen Jahren mehr als zweihundertfünfzigmal solche Briefe geschrieben; fast immer kamen dann schriftliche Verzweiflungsschreie zu ihm, langwierige Rückfragen und sehr oft sogar die Antwort einer Frau oder einer Mutter oder einer Braut, die sich weigerte, an das Unabänderliche zu glauben, sie wähnten den Gefallenen immer noch lebendig, war er nicht vielleicht und hoffentlich doch nur vermißt oder in Gefangenschaft geraten? Ich kann es nicht glauben, es ist doch ganz unmöglich, daß es wahr ist, er ist doch so jung und so gesund gewesen und hatte immer Glück und nie ist ihm etwas passiert. Schreiben Sie mir doch, daß es ein Irrtum war!"

Dann wurde beim nächsten Appell vorgenommen, wer mit eigenen Augen den Kameraden fallen oder wer den Toten gesehen oder wer ihn begraben hatte, und diese bekamen den Befehl, den Angehörigen die näheren Umstände mitzuteilen. Fast immer war doch einer dabei, dem Jener der Nächste gewesen — aber wenn eben nur jeder Zehnte heil übriggeblieben, so mußten auch die zu einem Brief der Menschlichkeit veranlaßt werden, die etwas Näheres wußten oder nicht einmal dies.

Jeder dieser Briefe wurde ein Heiligtum; millionen- und abermillionenmal geschrieben, sind wohl nur wenige davon flüchtig gelesen und weggeworfen worden. „Mertes Fräulein", lauteten sie dann wohl, „gebe Ihnen hiermit Bescheid, wie er gefallen ist. Lagen im Unterstand, da kam einer und schrie, sie sind verschüttet. Wir sind gleich raus und haben im ärgsten Feuer gebuddelt wie verrückt, aber nichts mehr gefunden."

Doch kam es vor, daß alles drunter und drüber ging, besonders an den beweglichen Fronten dieses abenteuerlichsten Wikingerfahrt, die deutsches Blut je unternommen — und ein tüchtiger Schreiber sortierte in irgendeinem halbverbrannten Gehöft die

Das sind meine Stiefel, die habe ich getragen in meinen 40 Lebensjahren als Gemaster im Land der Mark, auf den Landstraßen Verdens, über die Sturmhohen auf dem Todten Mann bei Verdun, im Feldzug zurück und in der Heimat. Dann wieder in der Champagne und bei Reims an stürmenden Kampftagen vor dem Brimont. Dort nahmen sie um am 2. Mai 1917 durch eine französische Granate.

Eine unsterbliche Ehrung dem Geringsten!
Ein Holzschnitt des verstorbenen Schriftkünstlers Prof. Rudolf Koch, der wohl das Seltsamste darstellt, das je geschaffen worden ist. Den armseligen, im Kriegsdienst abgewirtschafteten Stiefeln, die schließlich von einer französischen Granate vernichtet wurden, setzt der Künstler, der in ihnen als gemeiner Soldat alles Große und Schwere, alle Leiden und Entbehrungen des Weltkrieges erlebt hat, ein Denkmal. Es zeugt von der Tiefe des Gemüts und der Seelengröße des schlichten deutschen Frontkämpfers

Feldpost, seine Kerze blakte, er stempelte auf Hunderte von Briefen „Zurück. Verwundet", damit sie daheim hofften, sie könnten, „Zurück. Vermißt", damit sie daheim sich aufgebäten zwischen Hoffnung und grenzenlose Angst — und er stempelte den letzten Bescheid: „Zurück. Gefallen auf dem Felde der Ehre".

Briefe, die aus der Heimat kamen und mit dem Todesstempel ins gleiche Haus heimkehrten, brachten oft in ihrer grausam fahlen, unglaubwürdigen Kürze die erste und auf Wochen und Monate die einzige Nachricht. Der Mann, von dem sie aussagten, dessen Namen sie trugen, stand vor der Erinnerung in der Lebensfrische seiner Jugend, vielleicht war es erst ein Knabe, vielleicht einer, der unter den Soldaten für einen alten Mann galt mit seinem eingrauenden Haar; gesehen von Alter aller Lebendigen gab es nur Jugend bei den Feldgrauen.

Wie das Herz sich damit abgefunden hat, daß der Eine nicht wiederkam, das blieb jedem Herzen selbst überlassen. Wer solchen Brief bekam, wünschte wohl, die Zeit möge stillestehen. Die erste Regung war, mitzusterben. Die zweite Regung war immer, den Schmerz nicht abklingen zu lassen und sich in der Nacht des Niewieder zu verlieren. In den Tränen, die nicht versiegen wollten, und im tränenlosen Gram lebte der Eine noch weiter.

Dies war der Irrtum, allzu verständlich zwar, der den Opfertod mit dem natürlichen Tode gleichstellte oder sich gar dagegen auflehnte.

Heut streichen die Winde schon länger als zwanzig Jahre über manches Kriegsgrab. Fern wie eine Sage liegt die Zeit, als es entstand nun noch einmal solange, und die meisten der Mitkämpfer sind selber erloschen! Manche der Gefallenen sind schon länger dahin als ihr Lebensalter gedauert! das Andenken gerade dieser Jünglinge verklärte sich in den Herzen ihrer Mütter zu einer Unwirklichkeit: weil sie so wenig irdische Spuren hinterlassen haben, — ein Bild an der Wand, ein paar Schulhefte und vielleicht auch ein Lehrlingsstück sind Erinnerungen an ihre Leibhaftigkeit. Die andern, denen bestimmt war, im Mannesalter zu fallen, leben in größerer Wirklichkeit fort, ihre Kinder sind heranegewachsen, der Sohn trägt heute dasselbe Feldgrau, in dem der Vater begraben liegt, er arbeitet fröhlich in der Werkstatt, die der Vater in jahrzehntelanger Mühe schuf. Lachen erschallt auf den Stätten, wo jene einst gegangen sind. Und die Starrheit, von der die Herzen der im Leben Gebliebenen damals befallen wurden, als der letzte Brief kam, sie löste sich; fast ist es Leben, das sagar die Schmerzensreichsten führen, selten kreist ihre Hand nach dem Kästchen, das den Brief und ein paar Andenken bewahrt.

Wie wir als Soldaten, wenn wir aus dem Großkampf kamen, die Portionen des Gefallenen mitgegessen haben und uns freuten, daß wir lebendig geblieben und wie es uns schmeckte — so brauchen wir alle uns nicht zu schämen, daß das endlose Gefortbestehen sich in ein mildes Vergessen gewandelt hat, ja, daß erste Vergessenheit über viele der Gräber weht, weil die Angehörigen nun selber gestorben sind oder weil die Zeit neue, mächtige Bindungen knüpfte. Das will die Natur. Sie will, daß die Blätter der letzten Briefe verfallen. Wir wollen weiterleben in den Briefen, die das Schicksal tagtäglich sendet. Bis es auch uns mit sachlichem Strich aus der Stammrolle ausstreicht.

VORFRÜHLING IM FELDE

VON WALTER FLEX

Schneedämm'rung schläferte den Abend ein,
Die Schlacht entschlief . . .

Irrlichternd geisterte der Flackerschein
Vom Mündungsfeuer ferner Batterien,
Das wetterleuchtend um den Himmel lief.
Dann schrak der Krieg aus Fieberphantasien
Und grollte tief
Und sank zurück zu Schlaf und Traum der Nacht . . .

Der Schnee lag schwarz vom Ruß und Dampf der Schlacht
Und wie verbrannt,
Ein Aschenregen aus Granatenschacht,
Gespenstisch über dem zerwühlten Land.

Ich stand in den zerschoßnen Drahtverhauen,
Die Augen übermüdet und verwacht,
Die Ohren taub von Lärm und Geoll und Grauen,
Und hatte nicht der leisen Dinge acht,
Die in der Stille wie im Schlachtentoben
Geruhig in geschäftigem Erbauen
Im ew'gen Leben friedsam weiterwoben.

Ein weicher Westwind schlug in feuchtem Schwall
Mir warm die Wange.
Ach, Herz, verstehst im wüsten Hall und Schall,
Vom leisen West erwacht du kinderbange,
Und warst trotz Eis und Schnee und kahlem Holz
Das erste Leben, dem mit süßem Klange
Die starre Rinde unterm Tauwind schmolz.

Leis schwamm der Mond, als wir vom West getrieben . . .
Da wurden alle Dinge fromm und sacht,
Und nichts war hart und nichts war starr geblieben.

Schlafwandelnd zog der Frühling durch die Nacht
Und warf im Mondlicht seinen scheuen, lieben
Blauschatten auf den Schnee der Winterschlacht.

Rätsel der Urwaldhölle

Der Film der deutschen Amazonas-Jary-Expedition

Die deutsche Amazonas-Jary-Expedition kommt erst verhältnismäßig spät dazu, ihre filmische Ausbeute in Form eines Films zusammenzufassen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das ist erklärlich, denn die jungen deutschen Forscher Schulz-Kampfhenkel, Gerd Kahle und Expeditionsingenieur Krause hatten nach ihrer Rückkehr von ihrer 17monatigen Expedition alle Hände voll zu tun. Es galt vor allem, erst einmal die große Ausbeute auf zoologischem und ethnologischem Gebiet zu sichern. Mit einem Schatz von über 1000 zoologischen Objekten nach Hause zu kommen, ist eine große Seltenheit. Ebenso wichtig sind die völkerkundlichen Ergebnisse der Reise, die die ersten vollständigen Kulturinventare fast völlig unberührter Indianerstämme mitbrachte. Auf geographischem Gebiet gelang der Expedition die Entdeckung zweier bisher in den Karten noch nicht genannter Nebenflüsse des Jary, nämlich des Curecuru und des Iptiinga.

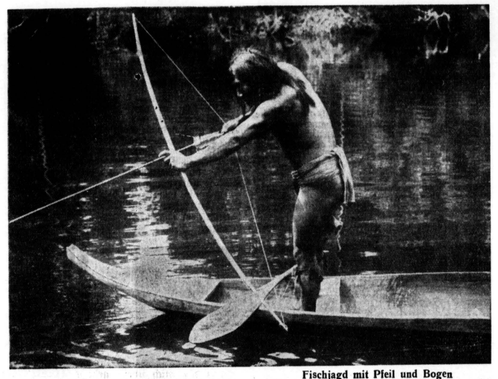
Der Film „Rätsel der Urwaldhölle", der nunmehr im Rahmen der Ufa als abendfüllender Film erscheint, wird zum ersten Mal der breitesten Oeffentlichkeit den Verlauf dieser Expedition nach Amazonien vor Augen führen.

Der Film wird bisher noch nie gesehene Bilder aus dem Urwald Amazoniens, der Tierwelt und der Ueberwältigung dieser Landschaft zeigen. Im Flugzeug erlebt man das ungeheure Amazonas-Delta und die riesigen Wasserfälle von St. Antonio. Hier endet nicht nur die Schiffahrt, sondern die Zivilisation überhaupt. Der dramatische Kampf mit dem Niemandsland beginnt. Immer wieder hemmen kilometerlange Stromschnellen den Weg, die nur mit größten Schwierigkeiten überwunden werden können. Sechs Kähne, von denen jeder einzelne etwa 14 Zentner wog, brachten die Expedition den Jary aufwärts, bis zu den Aparalindianern, wo sich die Deutschen etwa zehn Monate lang aufhielten. Noch niemals in ihrem Leben hatten diese Menschen einen Weißen gesehen. Ihr Leben veranschaulicht der Film. Ihre Fertigkeit im Formen von Gefäßen, im Gebrauch von Pfeil und Bogen, in der Farbenherstellung, dem Bootsbau und der Fischerei ist lebendig veranschaulicht. Ihre Lieder wurden auf Schallplatten aufgenommen, um im Film mitzuklingen und das Bild, das von dem geheimnisvollen Erdteil vor unseren Augen entsteht, zu vervollständigen.

Weiter wird der Verlauf der Reise stromaufwärts gezeigt. Erst nach 53 Tagen erfolgt eine neue Begegnung mit Menschen, den Zwergindianern, die in Pfahlbauten hausen, und deren Leben noch ganz auf der Stufe des Urmenschen steht. „Rätsel der Urwaldhölle" . . . Glasper-

In diesen Tagen machen die beiden jungen Forscher Schulz-Kampfhenkel und Gerd Kahle die filmische Ausbeute von ihrer Amazonas-Jary-Expedition, von der sie Ende Mai 1937 zurückkehrten, der Oeffentlichkeit in einem abendfüllenden Film „Rätsel der Urwaldhölle" zugänglich. 17 Monate lang haben die beiden mit ihrem Kameraden und Expeditionsingenieur Gerhard Krause eine der unzugänglichsten Urwald-Flußlandschaften am Amazonas durchquert. Dort, wo nicht nur die Schiffahrt, sondern die Zivilisation überhaupt aufhört, haben die Forscher — unter Benutzung eines Wasserflugzeuges — einen dramatischen Kampf mit dem Niemandsland aufgenommen, der sie u. a. mit Stämmen zusammenbrachte, deren Leben noch ganz auf der Stufe des Urmenschen steht. — Unser Bild aus dem Film zeigt den Expeditionsingenieur Krause in einem Dorf der Aparab-Indianer, bei denen sich die Deutschen zehn Monate lang aufhielten. Gerade werden Gespräche und Lieder der Eingeborenen auf Wachsplatten geschnitten, die im Film zu den Bildern von den geheimnisvollen Tänzen und Festen klingen werden. Der Strom für die Aufnahmen wurde durch stundenlang laufende Bootsmotore gewonnen.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

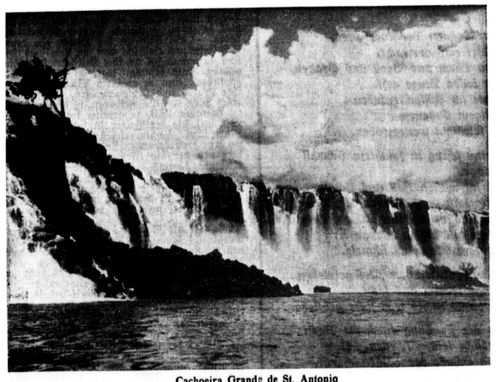


Fischjagd mit Pfeil und Bogen
Die Urwaldmenschen kennen keine Feuerwaffen. Ihr Schießgerät ist primitiv, aber sie führen es mit erstaunlicher Sicherheit.

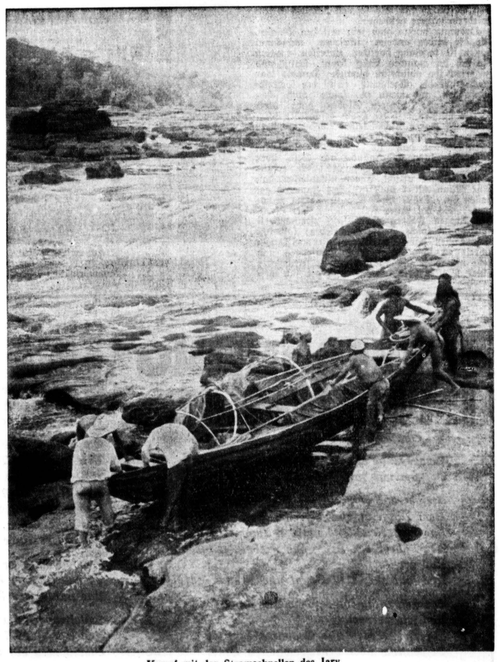
ken, Salz und verschenkte Buschmesser machen die Forscher mit den Dayapiindianern vertraut.

Um einen großen Teil sind unsere Kenntnisse über den südamerikanischen Erdteil vermehrt worden. Zahllos sind die Forscher, die sich um die Lösung seiner Rätsel bemüht haben und teilweise sogar verschollen und zugrunde gegangen sind. Die deutsche Amazonas-Jary-Expedition hat erfolgreich den Kampf aufgenommen und mit dem primitivsten Flußfahrzeug sowohl wie mit dem Flugzeug Forschungsergebnisse erzielt, denen die ganze Welt größtes Interesse entgegenbringen wird.

Bei den Pfahlbaumenschen an den Quellen des Ku-Flusses
Der Stamm gilt für ausgestorben — die Expedition hat sein Alltagsleben gefilmt!



Cachoeira Grande de St. Antonio
Hier liegen die letzten Vorposten der Zivilisation. Oberhalb dieser 25 Meter hohen Wasserfälle liegt unerforschtes Land. Die Verkehrsscheide zum Unerforschten.
Photos (4) aus dem Ufa-Kulturfilm „Rätsel der Urwaldhölle"



Kampf mit den Stromschnellen des Jary
Wochen- und monatelang mußte der Kampf gegen die Wildwasser geführt werden. Geröllhalden und Felsbänke versperrten den Weg. Die leer 14 Zentner wiegenden Boote mußten darüber hinweg.

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

10. Folge

„Bedauerlich. Sie haben Staupe zuerst von Mokats Fund Mitteilung gemacht. Sie werden auch nicht leugnen wollen, daß es Ihre Schuld war, daß Mokat die verdammte Eiselei begann, seine Felder zu verkaufen. Na also! Und jetzt glauben Sie, daß Karl Staupe, genau wie Mokat, um Ihrer schönen Augen willen seinen Riesengewinn teilen wird?"

„Er muß es! Und wenn ich selber zu ihm hingehen und ihn bitten soll!"

Es liegt eine solche Stärke in ihrem Ausdruck, daß Max Freytag ein wenig aus seinem Konzept kommt. „Na, wenn es nicht Ihr Gewissen ist, das Sie treibt", brummt er unsicher, „dann sagen Sie mir doch selber mal gefälligst: warum wollen Sie, daß Franz Mokat sein Teil abkriegt von dem Segen? Ich denke, die Diamanten sind Ihnen schnuppe!"

„Weil ich ihn liebe!" sagt Zoe scharf. „Begreifen Sie denn das nicht? Seid ihr alle hier verrückt geworden? Ich liebe Franz Mokat! Ich habs ihm gesagt! Ich habe es hier öffentlich verkündet! Ich . . . ich bin zu ihm gegangen und habe ihm gesagt, daß ich seine Frau sein will!"

„So was Aehnliches habe ich schon von Hilde Stein gehört." Freytags Kopf, der sich vor dem leidenschaftlichen Atem, der ihm aus Zoes hervorgestoßenen Worten anwehte, verblüfft zurückgezogen hatte, wagt sich wieder vor. „Aber wenn Sie Franz Mokat lieben, warum haben Sie ihm denn seine Felder genommen?"

Noch einmal muß Zoe abbrechen, um einen ungeduldigen Gast zu bedienen und ein wenig mit ihm zu plaudern. Als sie zurückkehrt, ist ihre Stimme ruhig und beherrscht. Ein stiller Schein steht in ihren Augen.

„Ich spreche nicht gern davon, Freytag, aber wenn Sie mir und Franz helfen wollen, ist es wohl besser, daß Sie klar sehen."

„Meine ich auch."

„Ist denn das so schwer? Sie wissen, ich habe meine Jugendzeit unten im Diamantenland verlebt. Ich sah aus nächster Nähe den Fluch, der diesen elenden Glitzersteinen anhaftet. Mein Vater starb daran. Meine Mutter ging daran zugrunde. Ich war verlobt, Freytag — damals. Auch der Mann, dem ich mein Leben geben wollte, wurde durch die Diamanten zum . . . Erlassen Sie mir das. Ich kann nicht darüber reden. Aber seit jener Zeit hasse ich die glitzernden Steine."

Zoe bändigt ihren mühsamen Atem und fährt nach einigen Sekunden ruhiger fort. „Als ich hierher kam, lernte ich Franz Mokat kennen. Ein ruhiger, nüchterner, solider Arbeiter. Einer, der gewiß nicht von Gold- und Diamantenjagd träumte. Und ich sah, daß er mich lieb hatte. Franz war ja zu unerfahren und ungeschickt, um etwas zu verbergen. Ob, gewiß, Freytag, ich habe manche andere Männer kennen gelernt, die mich wohl auch liebten. Vielleicht ebenso stark und ehrlich wie Franz Mokat. Aber mir gefielen sie nicht. Hier unten in Südafrika träumen die Männer ja alle, offen oder heimlich, von dem großen Gewinn, der ihnen eines Tages in die Hände fallen soll: Gold! Diamanten! Eine Erdölquelle! Die Hoffnung darauf steht ihnen in den Augen geschrieben. Ich aber will keinen Mann, dessen Gedanken sich damit beschäftigen. Franz Mokat dachte nicht daran."

„Mein", wirft Freytag bestätigend ein. „Der hat früher wohl nie an so was gedacht."

„Das eben war es, Freytag. Ein braver, fleißiger Mensch, der mit seinem Arbeitslos zufrieden war. Danach sehnte ich mich. Können Sie sich vorstellen, was in mir vorging, als ich dann plötzlich von ihnen hörte, daß eben dieser Mensch — Diamanten gefunden hatte? Ich sah das Unglück kommen: den Fluch der Teufelssteine! Franz Mokat würde Diamanten graben, in seinen Augen würde die wilde Gier aufwachen, und er würde eines Tage unglücklich werden — wie alle. Ich liebte ihn damals schon und beschloß, ihn vor den Teufelssteinen zu bewahren."

„Donnerwetter! Darum haben Sie Staupe den Tip verraten?"

„Ja. Damals glaubte ich noch, es handle sich nur um eine einzelne Fundstelle und veranlaßte Karl Staupe, das Feld zu belegen, bevor Franz es ausbeuten konnte. Die Berechnung schlug fehl, denn Franz fand trotzdem auf seinen Feldern noch übergenug der elenden Steine. Als dann Staupe hier im Lokal sein unerwartetes Kaufgebot machte, sah ich zu meiner Freude eine Möglichkeit, Franz vor dem Fluch der Steine zu retten. Ich redete ihm zu, das Angebot anzunehmen. Natürlich ahnte ich nicht, daß Karl Staupe so viel finden würde. Das wußte ja niemand von uns. Aber ich wollte, daß Franz Mokat keine Felder haben sollte."

Zoe macht eine Pause und seufzt wehmütig. „Nun ist alles anders gekommen, Freytag. Ueber alles, was mit den Diamanten zu tun hat, liegt ein Fluch. Auch über meinem Handeln. Es war gut und richtig, aber nun . . . nun ist es grade zum Gegenteil geworden. Ich wollte Franz Mokat zufrieden und glücklich machen, indem ich ihm die Felder nahm — nun habe ich ihn unglücklich gemacht."

Max Freytag schnappt förmlich nach Luft. So erregt ist er, daß er aus Versehen sein leeres Whiskyglas an den Mund setzt. „Hören Sie mal, Zoe . . . wenn das so ist, dann . . . Donner und Doria, da könnte man wirklich auf den ganzen Diamantenrummel verzichten!"

„Franz kann es nicht", schüttelt Zoe traurig den Kopf. „Ich habe getan, was ich konnte, aber er vermag nicht daran zu glauben, daß ich ihn lieb habe um seinetwillen. Er hat kein Selbstvertrauen."

„Eben!" fällt Freytag lebhaft ein. „Er ist leider ein schlapper Kerl!"

„Vielleicht sind andere mehr schuld daran als er selbst, Freytag. Franz hat mir von seiner Jugend erzählt. Immer ist er herumgestoßen, verlacht und verspottet worden. Wenn er noch auf dem Lande aufgewachsen wäre unter graden, derben Bauernjungen! Aber das Geschick warf ihn in die Großstadt. Seine Arbeitskameraden waren mundgewandte, gewitzte Städter, sogenannte aufgeklärte Proletarier, die den schwerfälligen, schüchternen Menschen verlachten, weil sein Gehirn langsamer arbeitete als das ihre. Dann kam er hierher nach Afrika, kam unter Menschen, die an Bildung und Selbstbewußtsein noch weit höher standen als seine heimatlichen Kollegen. Und ihr mit eurer Bildung habt ihn noch mehr gehänselt und verspottet! Ist es da ein Wunder, wenn sich in seinem Kopf ein unausrottbarer Minderwertigkeitskomplex festgesetzt hat?"

„Ich komme mir hier auf dem Stühlchen vor wie auf der Anklagebank, Fräulein Zoe. Aber — seine Verlobung mit Ihnen hätte ihm doch die Augen öffnen sollen. Auch der Dümmste kann nicht glauben, daß Sie sich in einen Minderwertigen verlieben."

„Danke, Freytag. Es war auch so. In jener ersten Zeit unserer Verlobung war Franz aufrechter, selbstbewußter geworden. Aber nun ist alles wieder dahin. Der Erfolg Staupes hat ihn ins Dunkel zurückgeworfen. Er denkt so beschämend klein von sich, daß er sich einredet, er könne mich nur erringen, wenn er reich wäre. Aber jetzt handelt es sich auch gar nicht mehr um mich. Franz geht zugrunde daran, daß ein anderer seine Felder ausgebeutet. Wenn er jetzt von dem phantastischen Angebot an Staupe erfährt . . ."

„Zoe!" fällt Max Freytag ernst ein. „Ich gebe zu Staupe! Ich habe Ihnen unrecht getan. Die Hilde hat klarere Augen als ich. In Zukunft werde ich mich hüten, ihr zu widersprechen. Ich . . . Deubel auch, ich werde das Mädel mit auf die Jagd nehmen. Die sieht durch die dichsten Bäume!"

„Es freut mich, Freytag, wenn Sie eine bessere Meinung von mir bekommen haben."

„Ist gar kein Ausdruck!" Freytag faßt die Hand Zoes und drückt sie so heftig, daß sie unwillkürlich zurückzuckt. „Ab heute sind wir beiden Freunde. Und jetzt sause ich zu Staupe. Sie haben recht: Er muß Franz Mokat beteiligen!"

„Sagen Sie ihm . . ." Zoes Wangen flammen plötzlich. „Karl Staupe hat einmal . . . etwas für mich übrig gehabt. Sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, mit ihm nach Windhuk zu reisen, wenn er Franz als Kompagnon anerkennt. Er weiß schon, was ich damit meine."

„Das dürfen Sie nicht, Zoe!"

„Es handelt sich jetzt nicht mehr um mich, sondern um Franz", sagte Zoe hart. „Er soll nicht zugrunde gehen! Wir können ihn nur retten, wenn wir ihm seine Diamantenfelder wiederschaffen! Tun Sie nur, was ich Ihnen sagte, Freytag. Sie können besser als ich darüber mit Staupe verhandeln. Sehen Sie, tun kann ich es — um Franz Mokats willen — aber sagen kann ich es Karl Staupe nicht."

***

„Fräulein Zoe!" Vater Gupke hat schon mehrmals verlegene Zeichen zu den beiden hinüber gemacht und sieht jetzt aufatmend, daß der Gast, mit dem Zoe sich so endlos lange unterhalten hat, endlich davongeht. „Es geht nicht mehr! Die Herren stürmen mir noch die Bar, wenn Sie nicht wieder bedienen."

„Hallo, Zoe! Endlich! Da ist sie ja!"

„Haben Sie sich etwa wieder verlobt?"

„Wenn Mr. Staupes Geschäft perfekt ist, muß er . . ."

Mr. Feachers Donnerstimme grollt wütend über die anderen. „Holly Gee, jetzt ists aber genug mit Mr. Staupe! Haben wir nicht was Besseres hier als seine dämlichen Pfunde? Brauchen wir auf ihn zu warten, Gentlemen! Ich schlage vor: Morgen machen wir aus dieser Bar hier eine Feerie! Wir proklamieren Miß van Doemen zur Königin von Lüderitzbucht!"

„Oha, Mr. Feacher! Was sagt der deutsche Gouverneur dazu?"

„Well, also zur Königin der Diggers, um diplomatische Schwierigkeiten zu vermeiden! Die Kosten trage ich!"

„Häng dich, Feacher! Ich lasse mich nicht ausschalten!"

„Wir alle nicht!"

Hände zucken ringsum nach den Brieftaschen und Diamantenbeuteln. Mr. Feacher winkt ab. „Morgen, Boys. Jeder kann sich beteiligen, wie er Lust hat. Aber die Bude hier muß strahlen. Strahlen, sag ich!"

„Bravo! Wir kaufen auf, was Mr. Gupke an Champagner vorrätig hat!"

„Es wird ein Hauptjux!"

Mr. Feacher verwahrt sich energisch. „Kein Scherz, Gentlemen! Ich hoffe ernstlich, Miß van Doemen wird dem Fest die richtige Weihe geben, indem sie sich endlich für einen von uns entscheidet. Sind Sie mit dem Plan einverstanden?"

Zoe nickt zerstreut. Ihre Gedanken sind bei Max Freytag, der jetzt wohl Staupe gegenübersteht. Vielleicht entscheidet sich in dieser Minute ihr Leben. Um sie ist ein allgemeines Lachen und Palavern. Unter Mr. Feachers Vorsitz wird in einer Ecke ein regelrechtes Festkomitee gebildet. Fragen nach Wein, Dekorationen, Blumen schwirren auf Vater Gupke ein. Auch Zoe muß Fragen beantworten, ernstgemeinte und lustige Vorschläge anhören, auf den großartigen Plan Mr. Feachers im voraus ein Glas Sekt leeren.

Endlich — endlich taucht in der Tür Freytags wohlbekanntes Gesicht auf. Sie läßt den Herrn, der eben auf sie einspricht, einfach stehen und drängt Freytag entgegen.

„Nun? Sie waren bei Staupe?"

Max Freytag macht ein ernstes Gesicht. „Ich war in seiner Wohnung, Zoe, aber wir

Ein Kapitel Hund

Wenn einem hundeelend zu Mute ist, dann ist das ein wenig mehr, als wenn man nur hundemüde wäre, immerhin aber genügt es, falls sich ein Dauerzustand daraus entwickelt, auf den Hund zu kommen. Stellt sich dazu noch ein Wetter ein, bei dem man keinen Hund vor die Tür jagt, dann ist es vollends aus. Es können sich derzwickte Zustände einstellen, in denen man vergeblich danach trachtet, herauszufinden, was des Pudels Kern ist, in denen man schnüffelt wie in den Hundstagen, um doch niemals dahinter zu kommen, wo der Knüppel beim Hund liegt. Und ein Hundsfott der Kerl, der darüber lachen kann!

Sicherlich ist es höchstens, wenn ein riesiger Neufundländer auf den Namen Fifi hört und eins jener winzigen Wesen, die in der hohlen Hand Platz haben und auch zu den Hunden

Wo geht der Hund mit dem Kind hin?
Barry hat keine Lust, photographiert zu werden.

gehören, Cäsar oder Pluto. Aber das sind Geschmacksachen, die weniger den Hund kompromittieren als Herrchen und Frauchen, und bei denen ein Unger Dackel sich einen Knoten in den Veh lachen möchte. Denn er gerät niemals in Gefahr, Pussi oder Hektor benamst zu werden — er ist einfach der Waddl.

Damit wäre dieser kleine, quicklebendige und immer vergnügtverschmitzte Bursche trotz aller Lebhaftigkeit der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, d. h. soweit es sich um den Namen handelt.

Bei den Hunden gibt es aber noch etwas Anderes als die Namen, z. B. die Treue. Sie bezieht sich ausschließlich auf das Verhältnis zwischen Hund und Besitzer, niemals auf das zwischen dem Hund und seiner Artgenossen. Es besteht also ein kleiner Unterschied. Ein weiterer, der zwischen Rassehund und Promenadenmischung, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Daß Hunde kein Spielzeug sind, wissen viele Menschen immer noch nicht. Selbst wenn ein Hund zwielt, ist und bleibt er immer nur Hund, auch dann, wenn Baron der großmütige Bernhardiner, sich dazu herbeiläßt, mit dem Kleinen Töchterchen seines Herrn durch den Garten zu tollen. Das ist ganz etwas anderes, als wenn die Frau Mama ihr Liliputschnuffichen hätschelt, das sein Dasein lediglich der Spekulation eines „Züchters" verdankt und mit Natur schon kaum noch etwas zu tun hat. Sonderbar übrigens, daß Erwachsene gerne mit kleinen Hunden „spielen", während den Kindern der gute, liebe vierbeinige Kamerad nicht groß genug sein kann.

Wenn dem Menschen ein Hund nicht „schön" genug ist, dann hilft er der Natur nach, indem er dem Tier die Ohren zurechtstutzt und den Schwanz abschneidet. Doch was dem Dobermann recht ist, ist dem Dackel nicht billig, und wenn man einen Pudel wie eine lebendige Tarnbeckenfigur herumlaufen läßt, darf man das noch lange nicht mit einem Polarhund tun. Und ein Mops ist kein Parfait. Das ist bombensicher. Darüber aber wer oder was ein Windhund sei, gehen die Meinungen auseinander. Es wird sogar behauptet, unter den Hunden selbst gäbe es gar keinen, sondern nur unter den geschmeicheltsten Zweibeinern. Und um Irrtümer zu vermeiden, soll zum Schluß noch gesagt sein, daß es tatsächlich Hunde gibt, die gar keine Hunde sind, und das sind: der Seehund, der Fliegende Hund, der Präriehund und der Schweinehund.

In der nächsten Nummer

beginnen wir mit unserem neuen Roman. Die spannende Handlung führt uns zu den einsamen Holzfällern in den verschneiten kanadischen Bergen. Hier entbrennt der

● KAMPF UM PEGGY ●

– so heißt der Roman von Hendrik Oyen – in dem Mannesmut und Unerschrockenheit, Einsatzwille für ein großes Werk und Kameradschaft, Anständigkeit in Gesinnung und Tat über Verrat und Schleicherei, über rücksichtslose Gewinnsucht den Sieg davontragen. Sie werden sich gut und anregend unterhalten, wenn Sie von Anfang an

mitlesen!

kommen zu spät. Karl Staupe ist in aller Stille heute Mittag bereits abgereist. Nach Kimberley, um dort persönlich mit dem Trust über den Verkauf seiner Felder zu verhandeln."

Zoe preßt die Hand gegen ihr hämmerndes Herz. Nach Kimberley! Das bedeutet, daß Wochen vergehen werden, bevor er zurück sein kann. Und inzwischen . . .

„Noch ist nichts verloren," tröstet Frentag, ohne innere Ueberzeugung. „Es handelt sich ja nicht um die Felder, sondern um das Geld. Wenn Staupe mit dem Mammon zurückkommt, kann er immer noch Freund Mokat beteiligen."

„Könnte man nicht . . . ein Telegramm?"

Frentag schüttelt den Kopf. „Wir wissen ja nicht, wo Staupe in Kimberley absteigt. Und außerdem: So was läßt sich nicht telegraphisch abmachen. Es wird schwer genug halten, Staupe zu überreden."

Zoe beißt sich auf die Lippen und schweigt eine Weile nachdenklich. Plötzlich fährt sie auf. „Dann muß es ohne Staupe gehen. Die Zeit drängt. Franz wird bald wissen, was man Staupe für die Felder geboten hat."

„Natürlich. Die ganze Stadt ist ja voll davon. Wahrscheinlich weiß er es schon."

„Wissen Sie, wo Franz sich befindet, Frentag?"

„In irgendeiner Bar." Frentag zuckt die Achseln. „Er sitzt ja jeden Abend in so einer verdammten Kneipe."

„Können Sie ihn finden?"

„Wäre wohl nicht so schwer. Es gibt ja nur fünf oder sechs Lokale hier."

„Bitte, bitte, Frentag, versuchen Sie es! Finden Sie Franz Mokat!"

„Tja." Frentag sieht ehrlich bekümmert aus. „Aufstöbern werd ich ihn schon, aber ob ich ihn dazu überreden kann, mit herauszukommen, das ist sehr fraglich."

„Ich muß ihn heute noch sprechen. Oder halt!" — Zoes heiße Hand legt sich auf Frentags Arm und hält ihn zurück. „Mir fällt noch etwas Besseres ein! Ja, so geht's! Das muß gehen! Mokat soll fort von hier! Ganz fort aus Afrika! In einem Land, wo es keine Diamanten gibt und niemand ihn mit seinem Unglück verspotten kann!"

„Wäre nicht schlecht. Aber wie wollen Sie ihn dazu kriegen?"

„Er selber sehnt sich oft nach der Heimat." fährt Zoe eifrig fort. „Ich weiß es. Er hat mich einmal selbst gefragt, ob ich mir denken könnte, das Land hier zu verlassen. Damals hab ich gelacht, ich möchte gern hier im Sonnenlande bleiben, das meine Kindheit sah und das ich gern hab. Hören Sie gut zu, Frentag!" Ihre Hand führt unter die Bar, fischt ein Täschchen heraus und entnimmt ihm einige große Geldscheine. „Hier ist Geld! Morgen mittag geht der Woermanndampfer nach Hamburg. Können Sie diese Nacht noch Passagescheine beschaffen?"

„Das wird natürlich nicht leicht sein. Das Passagebüro ist jetzt geschlossen."

„Aber Sie müssen es möglich machen!"

„Will's versuchen. Vielleicht kann ich meinen alten Freund, den Schiffsagenten Sind, irgendwo erwischen oder aus seinem Bett trommeln."

„Verschaffen Sie mir zwei Kajütenplätze für den Dampfer, Frentag! Kosten spielen keine Rolle. Und dann suchen Sie Mokat auf. Bleiben Sie diese Nacht bei ihm! Machen Sie ihn meinetwegen betrunken! Tun Sie alles, was Sie für gut befinden. Nur sorgen Sie dafür, daß er morgen mittag, kurz vor der Abfahrt, an Bord des Dampfers ist! Sagen Sie ihm . . . ja, sagen Sie ihm doch, irgend jemand wünsche ihn vor seiner Abreise dort noch zu sprechen. Etwa Karl Staupe. Oder sonst ein Bekannter."

„Und dann?"

Zoe tut einen tiefen Atemzug. „Ich werde auch an Bord sein. Wenn Franz sieht, daß ich bereit bin, alles hier stehen und liegen zu lassen und mit ihm nach Deutschland zu fahren, dann . . . glaubt er vielleicht endlich, daß ich ihn lieb habe!"

„Einen Whisky!" schreit Frentag begeistert. „Ohne Wasser, wenn ich bitten darf! Ist das nun wirklich Ihr Ernst, Zoe? Sie wollen Knall und Fall hier alles aufgeben, um mit Mokat abzudampfen?"

„Natürlich! Glauben Sie mir, Franz, es wird mir tausendmal leichter fallen als — mit Karl Staupe zu reisen!"

Im einzigen Zuge stürzt Frentag das scharfe Getränk hinunter. „Zoe, Sie sind ein . . . ein herrliches Gefährt," sagt er dann überzeugt, ohne daran zu denken, daß er die gleichen Worte wiederholt, die ihm noch vor ein paar Stunden in Hilde Steins Mund so lächerlich klangen. „Verlassen Sie sich auf mich! Ich gehe Franz Mokat nicht von der Pelle! Morgen mittag ist er an Bord der „Louise Woermann", und wenn ich ihn erst niederboren und als Bewußtlosen hinschleppen sollte!"

XIII.

Eine Stunde später ist Max Frentag wieder zurück. Zoe, die zu sehr von den Gästen in Anspruch genommen war, hat ihn diesmal nicht kommen sehen und erschrickt, als sie ihn plötzlich bereits dicht an der Bar stehen sieht.

„Sie kommen zurück, Frentag? Sie haben Franz nicht finden können?"

„Erst mal das da." Frentag zieht aus seiner Rocktasche zwei aestempelte Passagescheine und zeigt sie unauffällig. „War kein leichtes Stück Arbeit, die Kabinenkarten zu kriegen bei der Nacht zu kriegen. Na schließlich hatte mein Freund Sind ein Einsehen. Sie können also morgen reisen."

„Ich danke Ihnen." Zoe greift hastig nach dem einen der Scheine und birgt ihn in ihrem Täschchen. „Aber Franz? Was ist mit ihm? Sie wollten doch bei ihm bleiben, bis . . ."

„Franz Mokat hat bis vor zwei Stunden in der sog. Alligator-Bar gesessen Aber er ist leider nicht mehr dort. Der Wirt und die Barmädels erzählten mir übereinstimmend, Mokat habe vor zwei Stunden ganz plötzlich seine Zeche bezahlt, sei hinausgegangen und habe sich von einem Bekannten ein Pferd ausgeliehen."

„Ein Pferd? Jetzt in der Nacht?"

„Ja. Es war Kerkhoff, von dem er den Gaul borgte. Ich traf ihn glücklicherweise noch in der Bar, und er bestätigte mir die Sache. Mokat habe ihn gebeten, sofort einen Gaul zu borgen. Er sei sehr aufgeregt gewesen und habe sogar seine dicksüllte Brieftasche hingeworfen und als Pfand dalassen wollen. Das hat Kerkhoff natürlich abgelehnt. Er kennt ja Mokat und weiß, daß man ihm einen Gaul anvertrauen kann."

„Weiter, Frentag! Und dann?"

„Tja, dann ist Franz Mokat fortgeritten, in der Richtung Colmannskuppe — sagt Kerkhoff."

„Ich werde ihm natürlich nachreiten und ihn zu finden suchen." fährt Frentag fort, als Zoe mit zusammengezogenen Brauen nachsinnend schweigt. „Wollte nur schnell Ihnen Bescheid sagen, und . . ." Er bricht den Satz jäh ab, denn aus Zoes Mund ist ein leises, schmerzliches Stöhnen gekommen. Ihr Gesicht ist plötzlich fahlfam stark geworden.

„Hat . . . hat Franz gewußt, daß man Staupe fünf Millionen für seine Felder geboten hat?"

„Ich glaube wohl. Wenigstens sagt Kerkhoff mir, daß kurz vor Mokats Aufbruch in der Alligator-Bar laut über dieses fabelhafte Angebot gesprochen worden sei."

„Dann muß ich hin! Sofort!"

„Wohin?"

„Zu ihm! Nach Colmannskuppe!" Zoes Stimme klingt. „Ich fühle es, Frentag! Es ist höchste Gefahr für Franz!"

„Nur ruhig bleiben, Zoe!" Frentag greift nach ihrer zitternden Hand und hält sie fest. „Ich hole sofort meine gute alte „Belinde" und reite hinaus."

„Nein, nein! Ich muß selber hin! Ich muß jetzt bei ihm sein! Begreifen Sie das nicht?"

„Und die Bar hier?"

„Das ist doch so gleichgültig, Frentag! Es geht um Franz!"

Zoe will sich mit verstörtem Gesicht losmachen, aber die Hand Frentags hält eisern die ihrige fest. „Wenn Sie jetzt hier wegsaufen, Zoe, haben Sie eine Kavalkade von fünfzig Männern hinter sich. Oder glauben Sie, die Gentlemen hier würden ruhig in Gutzes Bar bleiben, wenn Sie plötzlich davonreiten. Sie müssen verrücken, ganz still und heimlich hier losjukommen."

„Wie soll ich das?" Zoe blickt sich verstört um. „Sie merken es doch gleich, wenn ich fehle. Herr Gutze kann nicht allein die ganze Bar bedienen."

„Veranlassen Sie ihn, einen Ersatz für Sie einzustellen. Für ein paar Stunden nur."

„Ja, wen denn? Es ist doch kein Mädel außer mir im Hause! Und die anwesenden Damen unter den Gästen . . ."

„Nur ja nicht! Die Gentlemen schlagen die Bude kurz und klein, wenn eine von den — Gemälden da auf einmal statt ihrer „Königin" den Whisky kredenzt. Es muß schon jemand sein, der . . . Schade, daß Vater Gutze keine Tochter oder Nichte hat!"

„Hilde Stein!" sagt Zoe jäh und entschieden. „Lassen Sie, Frentag! Bitten Sie Fräulein Stein, hierherzukommen!"

„Wen?" Frentag traut seinen Ohren nicht. „Sie sind verrückt, Zoe! Das heißt — verzeihen Sie, aber das ist wirklich eine Tollhausidee. Bilden Sie sich ernstlich ein, Hilde Stein würde jetzt, mitten in der Nacht, hierherkommen? Ausgerechnet in Gutzes Bar?"

„Sie ist noch wach!" stößt Zoe hervor, ohne den Einwand zu beachten. „Ich weiß es von Herrn Hammon, der vorhin hier war. Er ging erst vor einer Stunde fort, weil er bei Steins eingeladen war."

„Aber Hilde . . ."

„Ja, ja doch! Er ist drüben und spielt mit ihr und Herrn Stein Skat. Schnell, Frentag! Sehen Sie! Sagen Sie Fräulein Stein, daß ich sie bitte! Sagen Sie ihr, daß es sich um Tod und Leben handelt."

„Na, na, so schlimm wirds wohl nicht sein!"

„Um Tod und Leben," wiederholt Zoe heiser. „Ich fühl das besser als Sie. Und Hilde Stein kommt, wenn sie es hört. Laufen Sie schnell! Und bringen Sie die Pferde gleich mit!"

„Wäre wohl nicht schlecht, wenn ich's tun könnte," sagt Frentag, nicht skeptisch die Achseln. „Aber wenn Hilde Stein, die noch nie einen Fuß in die Bar gesetzt hat, das tut, dann . . . hol mich der Geier, Zoe, dann kann ich selber an, zu glauben, daß es hier um mehr geht als eine verrückte Idee!"

Einzelne Minuten lang steht Zoe wie in einer Hölle. Ihre aufgescheuchten Gedanken sind bei Franz Mokat, der jetzt durch die Nacht reitet, nach Colmannskuppe! Was will er dort? Nach Hause? Sich verzweifelt wie ein wehrloses Tier in seine alte Hütte verkriechen? Oder . . . oder . . .?

Alles um Zoe hat plötzlich ein anderes Gesicht bekommen. Die von Rauchschwaden durchzogene Bar ist ein Inferno geworden, aus dem grinende, verzerrte Fratzen sie anstarren. Ihre Hände flattern, daß sie mehrmals die Getränke verschüttet, die sie eingießen soll. So blaß ist ihr Antlitz, so fahrig und unsicher sind ihre Bewegungen, daß die Gäste allmählich aufmerksam werden. „Es ist nichts, meine Herren. Nur ein wenig Müdigkeit. Noch einen Whisky, Mr. Feacher? Bitte sehr."

Ewigkeiten verrinnen. „Noch fünf Minuten," schreit es in Zoe. „Wenn Frentag in fünf Minuten nicht zurück ist, weiß ich alles hin und laufe offen davon. Mag geschehen, was da will." Mechanisch suchen ihre Augen den langsam vorrückenden Zeiger der Uhr.

Da! Durch die Menge der Gäste drängt sich Max Frentag, und dicht hinter ihm — Hilde Stein! Die Erlösung kommt so überwältigend, daß Zoe fast taumelt.

Die Bar ist wieder dicht belagert, aber der herantretenden Dame macht man selbstverständlich höflich Platz. Frentags Gesicht sieht fast dumm aus vor Verblüffung. Er hat Hilde tatsächlich beim Kartenspiel mit ihrem Vater und Hammon gefunden und hat es kaum zu glauben, aber Zoe hat recht behalten!

„Die Welt steht Kopf," sagt Frentag atemlos. „Entweder bin ich verrückt oder sie sind es. Kaum zehn Worte hab ich der Hilde gesagt, da steht sie einfach auf und — na, also da ist sie! Aber ich will die ganze Nami umgraben, wenn ich das verstehe!"

„Graben Sie lieber Ihr Gehirn um, Max!" Hilde Stein schiebt ihn kurzerhand beiseite und nimmt Zoes eiskalte Hand. „Ich weiß schon, Zoe! Sie müssen zu Ihrem Verlobten! Sofort! Weihen Sie Herrn Gutze ein."

„Er weiß es schon."

„Gut. Ich übernehme — so gut ich kann — solange Ihre Stelle hinter der Bar!"

„Du, Hilde?" Frentag bleibt buchstäblich der Atem weg. „Du willst . . . hier, in diesem Affenkasten . . .?"

„Die Affen werden mich so wenig fressen wie Zoe. Uebrigens sollen Sie nicht „Du" sagen, Max." Eine kleine energische Faust stößt den total Verdatterten zur Seite. „Wo kann ich zu Ihnen hineinkommen, Zoe? Ach ja, ich seh schon! Da ist das Türchen!"

Es gibt ein verwundertes Hallo an der Bar, als plötzlich eine fremde junge Dame neben Vater Gutze steht und sich rasch einige Erklärungen geben läßt. Manche der Gäste kennen die Tochter des Prokuristen Stein, aber auch die anderen sind sich sofort klar darüber, daß das junge Mädchen mit dem braven, reinen Gesicht und dem einfachen Tropenkleid eine Dame ist.

„Meine Freundin Zoe fühlt sich unwohl und will sich ein wenig hinlegen," sagt Hilde gelassen, als sie die erstaunten Blicke auf sich gerichtet fühlt. „In Ermangelung einer besseren Vertretung müssen Sie mit mir vorliebnehmen, meine Herren. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich nicht so geschickt bin wie Fräulein von Doemen."

Fräulein Stein als Barmädel! Eine neue Sensation an diesem ereignisvollen Abend! Die Ueberraschung weicht lachender Fröhlichkeit.

„Bravo!" brüllt Mr. Feacher begeistert. „Jungs, die Lady da beschämt uns tüchtig! Hätten wir selber machen sollen! Aber keiner von uns traurigen Idioten ist auf die Idee gekommen, Fräulein von Doemen hier ein bißchen abzulösen!"

Ein paar Herren aus Lüderitzbucht drängen sich in die vorderste Reihe. „Schlag einer lang hin! Fräulein Stein! Die Gerechte unter uns Gottlosen! Man traut ja seinen Augen nicht!"

„Three cheers and a tiger for Miß Stein!" ordnet Mr. Feacher dazwischen. Hurrarufe, Lachen und fröhliche Komplimente. Nur Max Frentag steht da und fährt sich mit dem Handrücken über das Gesicht, als müsse er sich selber aufwecken. Ist denn das nun Traum oder Wirklichkeit?

Ja, es steht wahrhaftig Hilde Stein, die strenge junge Dame, hinter der Bar, läßt sich von den Gästen mit mehr oder weniger feinen Schmeicheleien überschütten, füllt die Gläser und lacht mit bezaubernder Lustigkeit sich selbst zu, wenn sie in ihrer Unkenntnis eine falsche Flasche erwischt hat.

„Sehr intelligent sehen Sie nicht aus, Herr Löwenjäger!" Hildes Hand schiebt plötzlich ein gefülltes Whiskyglas dicht vor ihn hin. „Den dürfen Sie noch trinken, Max. Aber sie."

„Bitte! Ich bin ja sprachlos! Ich falle vom Stengel! Sie als Barmädel?"

„Wenns nicht anders geht. Zoe ist meine Freundin. Das habe ich Ihnen schon mehrfach gebeichtet."

„Aber . . ."

„Kein Aber. Beeilen Sie sich, Zoe sieht sich schon um. Also machen Sie, daß Sie zu den Gäulen kommen!" Noch immer völlig wie vor den Kopf geschlagen, will Max Frentag gehorsam aufbrechen, aber Hildes helle Stimme hält ihn noch einmal zurück. Ihre Fingerknöchel pochen energisch auf den Schanktisch.

„Halt! Zahlen, junger Mann! Zahlen! Einen Whisky, wenn ich bitten darf."

***

Dumpf trappeln durch die Nacht die Hufe über den Sand. Im Osten fliegt bereits der erste schwache Schein des anbrechenden Tages über den Himmel. Max Frentag und Zoe sprechen nur wenig miteinander auf diesem nächtlichen Ritt. Wenn Frentag anfangs die Unruhe Zoes als ein wenig übertrieben betrachtet hat — seitdem er mit eigenen Augen das Unerhörte gesehen hat; daß Hilde Stein nicht nur sogleich bereit war, Zoe in der Bar aufzusuchen, sondern sogar ohne weiteres für die Freundin eingesprungen ist —, seit jenem Augenblick ist die Unruhe Zoes auch auf Max Frentag übergesprungen.

Der schmale Sandpfad neben der Bahnlinie ist von Tausenden von Fußgängern, Reitern und Wagen längst zu einem breiten Karawanenweg festgetrampelt worden, auf dem man rasch und gut vorwärts kommt. Manchmal während des Rittes treffen sich die Augen Zoes und Frentags, aber sie irren jedesmal schnell wieder auseinander. Kopf und Herz sind voll von drängenden, unruhigen Gedanken. Man möchte gern davon sprechen, klar sagen, was man eigentlich befürchtet, seine eigene Angst durch ein verständiges, ihr widersprechendes Wort des Gefährten beruhigt sehen — und scheut sich doch, die Frage auszusprechen.

Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Lüderitzbucht und Colmannskuppe kommt den Reitern ein Ochsenkarren entgegen. Zwei schwarze Arbeiter sitzen auf dem Gefährt und dösen vor sich hin. Ovamboleute, Bahnarbeiter, die eine Ladung Wasbolz nach Colmannskuppe gebracht haben und nun zur Hauptstation nach Lüderitzbucht zurückkehren. Max Frentag kennt die beiden Schwarzen und hält seinen Gaul an.

„Hallo, Augustus! Kommt ihr von Colmannskuppe? Habt ihr Herrn Mokat vielleicht da oben gesehen?"

Ja, die beiden schwarzen Arbeiter können Bescheid geben. „Herr Mokat ist in seinem Haus," meint der eine, aber der zweite schnattert heftig dagegen. „Er ist nicht im Haus, Augustus. Als wir abfuhren, kam er doch wieder aus der Station heraus. Er stand vor der Tür und sprach mit Samuel."

„Aber ihr habt ihn also gesehen?"

„Ja, Herr!"

„Wann war das?"

„Als wir abfuhren." bekräftigt der schwarze Augustus noch einmal und hält diese Zeitangabe für durchaus genügend. Jedermann weiß doch, wie lange ein Ochsenkarren von Colmannskuppe bis hierher braucht.

Frentag treibt seinen Gaul wieder an die Seite Zoes. „Mokat ist wirklich oben," sagt er sehr erleichtert. „Das ist gut. Wir werden ihn einfach mit zurücknehmen."

„Und wenn er nicht will?"

„Den Deubel auch, dann werd ich ihm Mores beibringen!"

„Nein, nein, Frentag! Mischen Sie sich, bitte, nicht hinein. Lassen Sie mich mit Franz sprechen. Ich werde schon das richtige Wort finden."

„Schön. Aber wenn er nicht drauf hört, Zoe, dann können Sie mir nicht verwehren, ihm zu sagen, was für ein Hornochse er ist. Wenigstens noch mal, er muß doch einsehen, daß Sie mehr wert sind als alle Diamanten von Südamerika, Australien und Klondyke zusammengenommen!"

„Ach, Frentag, mir steht der Sinn nicht nach Komplimenten."

„Also dann ohne viel Worte. Ich werd den Jungen einfach auf einen Gaul setzen und notfalls festbinden. Wird er radiat, so kriegt er eins unters Kinn. Jedenfalls ist er morgen abend mit Ihnen auf hoher See."

Frentag knurrt ingrimmig. „Ich verbiete Ihnen lange Luft, dem braven Mokat einmal eine ausgewachsene Tracht Prügel zu verpassen für all die Dämlichkeiten!"

„Wenn wir ihn nur erst gefunden haben!"

Frentag schweigt dazu und hängt seinen sorgigen Gedanken nach. Es ist doch auch wirklich zum Tollwerden. Erst verkauft dieser Mokat, statt auf einen guten Rat zu hören, seine kostbaren Felder für lumpige 30 000 Mark, und jetzt reitet das schönste Mädchen von Lüderitzbucht, von Anast und Unruhe gehetzt, hier durch die Nacht, um ihn zur Vernunft zu bringen. Ja, und seinetwegen steht Hilde Stein jetzt hinter einer Bar und verzapft Whisky an fischfluchtrabelnde, aufdringliche Gentlemen! Alles um Franz Mokat!

Weit vorne macht aus dem Sande die Heltstadt von Colmannskuppe auf. Es ist schon heller geworden, so daß man deutlich die Wagenburg, die angepflockten Pferde und die hin und her gehenden Menschen sehen kann. Nun kommt auch hinter den Sandhügeln die Station mit ihren flachen, langgestreckten Schuppen und dem kleinen Häuschen in Sicht. Zoe treibt ihr Pferd zu kürzerer Gangart an, und auch Frentag setzt durch einen leisen Schnalzer seine „Belinde" in Galopp.

Irgend etwas scheint los zu sein da vorne. Schon von weitem hören sie undeutliche, verworrene Rufe, sehen ganze Gruppen von Menschen hastig laufen. Zoe schwankt vor Entsetzen im Sattel. „Sehen Sie das, Frentag? Da ist doch . . . etwas . . . geschehen?"

„Ein neuer Fund dieliesicht! Diamanten!"

„Nein . . . Franz!!"

Vorwärts! In atemlosem Galopp preschen die Reiter durch die ersten Zeltgassen, müssen scharf parieren, um nicht mitten in eine Gruppe aufgeregter Männer hineinzulaufen. Ein Chaos von unverständlichen Ausrufen empfängt sie.

„Frentag! Ihr Kamerad!"

„Da vorne ist er!"

„Kein Mensch hat das geahnt!"

Mit einem wilden Fluch schwingt Max Frentag sich aus dem Sattel. „Was ist denn los? Redet doch nicht alle zugleich, Herrgottsdonnerwetter! Wo ist Mokat? In seiner Bude?"

„Nein, nicht in der Station. Da drüben!"

Ein Schwarzer drängt sich durch die Menge. Frentag erkennt den schwarzen Samuel und packt ihn beim Rockkragen. „Weißt du, wo Herr Mokat ist?"

„Ja, Herr. Ich werde dich zu ihm führen."

In dem schwarzen Gesicht steht ein so trauriger, bekümmerter Ausdruck, daß Frentag erschrocken nach der Hand Zoe van Doemens faßt, die gleichfalls abgesprungen ist und mit ihm hinter dem Schwarzen den Hang hinaufhastet.

Oben auf dem Hügel steht wie eine Mauer eine erbaßte Menge von Männern und Weibern. Die breitkrempigen Hüte einiger Schutztruppenreiter ragen aus der Mitte hervor. Der schwarze Samuel, der sonst an jedem weißen Herrn respektvoll vorbeischleicht, stößt und knufft mit seinen Ellbogen rücksichtslos die den Weg versperrenden Menschen zur Seite. Endlich ist man ganz vorne. Zoe van Doemen schreit nicht auf. Während Frentag sich mit hastigen, überstürzten Fragen an den Unteroffizier wendet, der ihnen entgegentritt, steht sie ganz still, ganz steif und blickt mit brennenden, tränenlosen Augen auf die dunkle Wolldecke, die da in der Mitte des Kreises liegt und einen menschlichen Körper verhüllt.

***

„Gestehen hat es keiner," sagt der Unteroffizier, als Frentag sich als Kameraden des Toten ausgewiesen hat. „Ein paar Diager hörten plötzlich einen Revolverschuß hinter sich, und als sie sich umwandten, sahen sie den Mann etwa fünfzig Schritt entfernt mit dem Gesicht auf dem Boden liegen."

„Er hat sich erschossen?"

„Daran besteht kein Zweifel, Herr Frentag. Er hielt die Waffe noch in der Hand, einen Revolver, aus dem unzweifelhaft der tödliche Schuß abgegeben worden ist. Und der schwarze Bursche da sagt . . ."

„Samuel?" Frentags Kopf fährt zu dem stumm dastehenden Schwarzen herum. „Warst du dabei? Weißt du, wie es kam?"

„Samuel war nicht da, Herr." sagt der Schwarze bekümmert. „Aber ich weiß, daß der Herr, gleich, als er ankam, in sein Haus gegangen ist und die Feuerwaffe geholt hat. Aber sieh doch, Herr! Die Frau!"

Frentags Arme können gerade noch zugreifen, um die Bewußtlose aufzufangen.

***

Als Zoe zu sich kommt, ist Franz Mokats leblofer Körper bereits in die Station getragen und auf dem alten schmalen Feldbett aufgebahrt worden. Einen Arzt aus Lüderitzbucht telegraphisch herbeizuholen, hat keinen Zweck. Die Schutztruppenreiter, unter denen sich auch ein ausgebildeter Sanitäter befindet, haben schon genug Tote gesehen, um zu wissen, daß hier jeder Arzt überflüssig ist. Die Kugel ist genau durch die Schläfe gegangen.

Schneller, als der selber schwer erschütterte Frentag es erwartet hätte, gewinnt Zoe van Doemen ihre Ruhe wieder, eine dumpfe, schwere Ruhe, die aualvoller ist als alles Weinen und Wehklagen.

„Ich möchte wissen, wo Franz gestorben ist", sagt sie leise. „War es dort, wo wir ihn . . . fanden, Samuel?"

„Nein, nicht dort, Frau!" Der Schwarze schüttelt betrübt den Kopf. „Aber ich kann es dir zeigen."

Schweigend geht Frentag neben ihr durch den Sand. Er möchte etwas Gutes, Tröstliches sagen, aber die Worte bleiben ihm in der Kehle stecken. Man kann nicht sprechen zu diesem blassen, stummen Gesicht, das heilig ist in seinem Schmerz.

„Hier war es, Frau." Der schwarze Samuel ist stehen geblieben und zeigt auf eine Stelle, mitten in einem zerwühlten Sandfeld. Max Frentag schaut sich um. Keine vier Meter entfernt geht der Schienenstrang der Bahnlinie. Und da ist wahrhaftig auch noch der kleine Holzstab, den Mokat damals als Zeichen aufgepflanzt hat. Ein Frösteln durchläuft Max Frentags Glieder.

„Hier also," faat er erschüttert zu Zoe, die schwankend in den Sand starrt. „Genau an der Stelle, wo er die ersten Diamanten fand, hat Franz Mokat sich erschossen!"

Zoe hat die Augen geschlossen und die Fäuste geballt. „Die Diamanten!" zittern ihre Lippen. Eine Welt von Haß liegt in dem Wort.

***

Auf der Reede von Lüderitzbucht heult langgezogen die Sirene des Woermann-Dampfers.

„Wir müssen von Bord, Hilde!" mahnt Frentag und nimmt noch einmal die Hand der stillen, blassen Frau, die neben ihm an der Reling steht. „Verstehen kann ich es noch immer nicht, Zoe, daß Sie wirklich reisen wollen. Was wollen Sie in Deutschland?"

„Das weiß ich selbst noch nicht, Frentag."

„Nun also, Hekt, wo Franz . . . ich meine, jetzt hat die Reise für Sie doch gar keinen Sinn mehr. Warum bleiben Sie nicht hier bei uns? Noch ist es Zeit!"

Zoe von Doemen schüttelt den Kopf. „Ich kann nicht mehr," sagt sie leise. „Das ist das zweite Mal, daß die Teufelssteine mein Leben zerstört haben. Ich will fort von dieser Sonne, die stickt und funkelt wie . . . Diamanten."

Ein Steward mahnt höflich zum Aufbruch. Frentag und Hilde müssen ins Boot hinunter. Gleich hinter ihnen wird das Fallreep hochgezogen.

Ein Winken während der Rückfahrt durch die schwarzen Klippen. Dann gehen sie beide noch hinauf zum Strand und schauen aufs Meer hinaus. Weit draußen schon zieht die Rauchfahne der „Louise Woermann".

Zoe van Doemens Abreise ist in aller Stille vor sich gegangen. Gleich nachdem sie mit Frentag von der Colmannskuppe zurückgekommen ist, hat sie sich an Bord begeben. Frentag hat es übernommen, rasch mit Herrn Gutze zu reden und zu veranlassen, daß Zoes Koffer unauffällig zum Schiff gebracht wurden. Er hat auch auf ihren Wunsch mit dem Kollinspektor Hammon gesprochen und ihn gebeten, Zoes Abreise in Lüderitzbucht nicht bekanntzugeben, bevor die „Woermann" auf hoher See sei.

Ein ankommender Dampfer hat in dieser Zeit immer Interesse für die Bewohner von Lüderitzbucht ein absehender herzlich wenig. Die „Louise Woermann" hat auch außer Zoe van Doemen keinen Passagier hier an Bord genommen. Nur Post und Stückgut. In der heißen Mittagsstunde wo die Straßen leer sind ist Zoes Abreise tatsächlich unbemerkt geblieben.

Im Hotelzimmer Mr Feachers „taat" an dieser Stunde das Veranstaltungskomitee, um allerlei gewichtige Vorbereitungen zu treffen für das große Fest, bei dem man heute abend Zoe van Doemen zur „Königin von Lüderitzbucht" proklamieren will, ohne zu ahnen, daß die Frau, deren Schönheit man heute abend jubelnd huldigen, der man die größten und schönsten Diamanten zu Füßen legen will, bereits weit draußen auf dem Meere ist und mit toten, glücklosen Augen zurückblickt auf den verschwindenden gelben Streifen der afrikanischen Küste.

„Nun ist sie also fort," faat Max Frentag nachdenklich, als die „Louise Woermann" fern am Horizont verschwindet. „Die einzige, die das Diamantenland hier verläßt, während Tausende hereinströmen. Weißt du, Hilde, ich habe so ein verdammtes Gefühl, als ob sie recht hat. Vielleicht wäre es wirklich besser, wenn man dem Land hier den Rücken kehrte."

„Zoe und Franz Mokat waren unglückliche Menschen," faat Hilde Stein rubia. „Es lag wohl so etwas wie ein Fluch über ihrem Leben. Wir haben ihn nicht zu fürchten, Max. Wir beide wollen ja keine Diamanten."

„Nee, wahrhaftig nicht, Hilde. Mir ist die Luft zum Prospektor gründlich vergangen."

„Das freut mich. Also haben wir auch keinen Grund, unser schönes Sonnenland zu hassen." Hilde Stein hebt den Blick und sieht Max Frentag mit zubigem Lächeln in die Augen. „Bist du die schon im reinen darüber, wo wir unsere Farm aufbauen wollen?"

Ende.

Schluß des Artikels: „Bricht Glas so leicht wie Glück"?

abfindet. Glas ersetzt auch nicht überall und alles Metall, sondern man verwendet es nur dort, wo es besser und billiger als Metall ist. Man verwendet es z. B. nicht als Kanalisationsrohr, hier genügen einfache Eisenrohre oder Steinzeug- und Zementrohre. Dagegen werden Glasrohre jetzt fast überall in Brauereien, Gastwirtschaften, Kühlhäusern, Molkereien, überhaupt in der gesamten Nahrungs- und Genußmittelindustrie anstelle von Zinn- und Kupferrohren verwendet.

Die Ansprüche, die an das Glas dieser Rohre gestellt werden, sind sehr mannigfaltig. Es hat langer Erfahrungen bedurft, bis man alle notwendigen Eigenschaften beisammen hatte. Die Versuche reichen weit bis ins letzte Jahrhundert zurück. Man hat damals, in den 70er und 80er Jahren, nach einem wärmebeständigen Glas gesucht. Die ersten Bemühungen mißlangen. Dann fand man ein Glas, das den gewünschten Anforderungen entsprach. Die Alteren Leser kennen es sehr gut. Es war jenes Glas, dem das Gasglühlicht seinen Siegeszug durch die Welt verdankt. Ohne dieses Glas hätten wir wohl nie das Gasglühlicht kennengelernt.

Auf den entdeckten Eigenschaften wurde in den folgenden Jahrzehnten weiter gebaut. Wenn uns heute im Haushalt das feuerfeste Glasgeschirr selbstverständlich geworden ist, wenn wir im Kaffeehaus und auf der Lokomotive hitzebeständige Wasserstandsgläser finden, wenn die chemische Industrie Rohrleitungen aus Glas für heiße Säuren, sowie als Kühl- und Heizschlangen benutzt, sind das Errungenschaften, die auf eine jahrzehnte alte Ausschicte zurückblicken. Wir besitzen heute Gläser, die man oben mit einem Eisblock füllen und an derselben Stelle von unten mit dem Bunsenbrenner erhitzen kann, ohne daß sie zerbrinnen. Auch gegen plötzlichen Temperaturwechsel (beim Eingießen eiskalten Wassers in eine erhitzte Form) sind die Gläser unempfindlich.

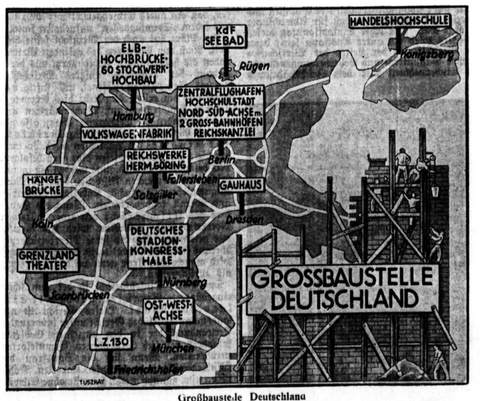
Ein wichtiges Anwendungsgebiet hat sich neuerdings eröffnet durch das Verbot. Zinnrohre für Bierdruckleitungen zu verlaaen. Bierdruckleitungen sind jene Einrichtungen, die in den Gastwirtschaften das Bier aus den in Keller lagernden Fässern bis zum Ausschank befördern. Bisher wurden dafür nur Zinnrohre benutzt. Wiebiel Kilometer Zinnrohr auf diese Weise in Deutschland verlaat sind, mag sich jeder selbst ausrechnen, heute nimmt man Glas statt Zinn. Die Anfertigung von Metallrohr zum Glasrohr verlangte von den Handwerkern, in diesem Fall von den Installateuren und Klempnern ein völliges Umdenken. Nachdem die alten Leitungen verlaat waren, hatten sich die Installateure von den Vorzügen der Glasleitungen überzeugt. Die Glasrohre sind wegen ihrer Durchsichtigkeit viel hygienischer. Verschmutzungen lassen sich sofort genau feststellen und durch kräftiges Ausspülen schnell beseitigen. Die Verlegung der Rohre kann auch unter den schwierigsten baulichen und betrieblichen Verhältnissen erfolgen, da sich die Rohre mit der gewöhnlichen Ortsame in die gewünschte Krümmung bringen lassen. Bei den bis jetzt verlegten Leitungen sind bei sachgemäßer Installation betriebliche Störungen nicht aufgetreten.

Die Rohre werden nach verschiedenen Verfahren hergestellt. Ein maschinelles Verfahren giebt ohne menschliches Dazutun aus der flüssigen Glasmasse automatisch das Glasrohr. Auf einem langen Transportband fühlt das Rohr allmählich so weit ab, daß es von einer ebenfalls automatisch arbeitenden Schneidemaschine in einzelne Stücke zerlegt werden kann. Die Rohre werden nicht nur maschinell gezogen, sie werden auch maschinell gewickelt, was besonders für Heizschlangen die Herstellung erheblich verbilligt.

Doch damit ist die Technik noch keineswegs am Ende. Bei den maschinell gezogenen Rohren läßt es sich nicht vermeiden, daß der Rohrdurchmesser einmal einen halben Millimeter größer und das andere Mal einen halben Millimeter kleiner ausfällt. Nun brauchen wir aber für viele Zwecke, z. B. für ärztliche Spritzen, ein Glasrohr, das so haargenau wie das metallene Stück Metall beschaffen ist. Die Glasindustrie steht auch hier der Metallindustrie nicht nach. Sie fabriziert Glasrohre mit einer Genauigkeit eines Hundertstel Millimeters. Meiner läßt sich selbst Metall nicht herstellen. Solche Rohre werden rund, dreieckig und viereckig gefertigt. Die Glasrohren besitzen die gleiche Maßgenauigkeit wie einem Tausendstel Millimeter, wie die runden Formen.

*

Man hat es also verstanden, diese Vorzüge des Metalls mit den wachsenden technischen Anforderungen genau so gut und vielfach sogar besser auch dem Glase zu geben. Es sind darum auch längst nicht alle Bedarfsgebiete des Metalls angegriffen worden. Immer noch sitzt in den Köpfen mancher Ingenieure und Handwerker das alte Vorurteil gegen das allzu empfindliche und allzu leicht zerbrechliche Glas. Doch dieses Vorurteil tatsächlich verstummt ist, kommen alle Erfahrungen der letzten Jahre. Man ist in der Glasindustrie nie Pessimist gewesen, sondern hat sich immer darauf beschränkt, an Problemen zu arbeiten, die man Durchführbarkeit sind. Rohre aus Glas sind keine technischen Experimente, keine vielleicht technisch interessanten aber wirtschaftlich unbrauchbaren Konstruktionen. Genau so gut wie in Amerika werden sie sich bei uns durchsetzen und ihre Bedeutung behalten, wenn die Metallverknappung längst vorüber ist.


ELB-HOCHBRÜCKE-60 STOCKWERK-HOCHBAU
KdF SEEBAD
Rügen
HANDELS

Welt der Frau

Behandelst du dein Kind gerecht?

Wie oft ermahnen wir unsere Kinder, sie sollen nicht lügen, wie oft verlangen wir von ihnen, offen gegen uns zu sein und nichts zu verheimlichen. Wir wollen unsere Kinder zu wahrheitsliebenden Menschen erziehen. Später im Leben werden sie zwar feststellen, daß nicht alle Menschen offen und ehrlich sind, daß man aus Bequemlichkeit oder aus bestimmter Absicht sie belügt. Sie werden diese Erfahrungen sammeln, und dagegen können wir sie nicht schützen, ebensowenig, wie es uns möglich sein wird, sie vor ungerechter Behandlung durch Lehrer, Vorgesetzte usw. zu bewahren. Aber in dem Kindheitsalter, da Mutter und Vater noch ihr großes Vorbild sind, an das sie mit unerschütterm Herzen glauben, da sie den Eltern noch ihr ganzes, uneingeschränktes Vertrauen schenken, da sollten wir uns davor hüten, durch eine unbedachte Lüge oder eine augenfällige Ungerechtigkeit diesem Vertrauen einen Stoß zu versetzen.

Jedes Kind besitzt ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl. Man hat es gelehrt, was gut und was böse ist. Es weiß, es wird bestraft, wenn es etwas Böses tut. Und es ist in der tiefsten Seele gekränkt, wenn ein Erwachsener, Mutter oder Vater, oder ein anderer Verwandter ihm gegenüber das gleiche „Böse" tut, ohne daß von einer Bestrafung die Rede ist.

Wenn man dem Kind bestraft, weil es gelogen hat, so soll man es nicht an die Tür schicken und sich von ihm gegenüber irgend jemand, den man nicht sprechen will, verleugnen lassen. So etwas untergräbt das Vertrauen und führt dazu, daß ein Kind sich berechtigt fühlt, auch zu bequemen „Notlügen" seine Zuflucht zu nehmen. Noch schlimmer ist es aber, wenn man das Kind selbst anlügt, wenn man ihm, um etwas zu verheimlichen, eine direkte Lüge sagt. Ein empfindsames Kind mit dem Gerechtigkeitsgefühl, das bei Kindern weit stärker ausgeprägt ist als bei den meisten Erwachsenen, kann unglücklich werden, wenn es die Mutter oder den Vater bei einer solchen Lüge ertappt. Vielleicht wollen die Eltern abends gemeinsam fortgehen, sie erzählen dem Kind, sie besuchen nur auf einen Sprung die Nachbarn, sind gleich wieder da. Das Kind wird in der Nacht wach, findet die Eltern nicht und entdeckt am nächsten Tag durch Zufall oder ein unbedacht gefallenes Wort, daß sie im Theater waren oder in einem Restaurant. Es weiß, es ist angelogen worden und das Vertrauen zu den Eltern hat einen Stoß empfangen, von dem es sich oft niemals erholen wird.

Ebenso ist es mit einer ungerechten Bestrafung. Das Kind merkt bald, wenn wir es kleinlich behandeln, unbegründet anfahren, vielleicht schlagen, nur weil wir nervös sind, unsern sog. schlechten Tag haben, und all seine Handlungen, die uns sonst niemals stören, sein Geplapper, das wir oft niedlich und reizend bezeichnen, als ungezogen behandeln. Wir Erwachsenen haben in der harten Schule des Lebens gelernt, daß die Gerechtigkeit nicht immer dem Ideal entspricht, das wir uns von ihr gemacht haben. Wir wissen durchaus, daß wir manchmal auf unser Recht verzichten müssen, wenn es die Umstände erfordern. Aber ein kleines Kind weiß das nicht. Man hat ihm gesagt, du wirst bestraft, wenn du unartig bist, und du wirst gelobt, wenn du artig verstehen, daß etwas, was heute gut und schön ist, morgen böse sein soll und Bestrafung verdient. Es kann auch nicht verstehen, daß man es bestraft, und das Brüderchen oder Schwesterchen, das die gleiche Unart begangen hat, ohne Strafe wegkommt.

Bei den Eltern ist es meist Gedankenlosigkeit oder Bequemlichkeit, wenn sie ungerecht sind, oder ein Kind belügen. Aber jede Mutter, jeder Vater, überhaupt jeder, der ein Kind erzieht, sollte das Kind zu verstehen versuchen und nicht auf seinem Gerechtigkeitsgefühl mit den Füßen trampeln.

Wir wollen jener Mütter gedenken . . .

Wenn wir der Gefallenen des Weltkrieges gedenken, dann dürfen wir auch ihrer nicht vergessen, die diesen Toten das Leben gaben — ihrer Mütter.

Es ist nicht Sache vieler Frauen, wie Spartanermütter oder altrömische Matronen ihre Söhne tränenlos heroisch dem Vaterlande zu opfern. Aber gerade darum sind diese deutschen Mütter, über die der gewaltigste Krieg mit allem Grauen hereinbrach, so zu bewundern. Fassungslos, aber ohne sich zu empören, ergeben in das übermächtige Schicksal gaben sie ihre Söhne dahin, litten um sie in rastlosen Tagen und schlaflosen Nächten des Wartens; bis dann der Brief zurückkam mit dem Vermerk, daß nun nichts mehr zu erwarten war, nie mehr, nie. So verloren sie einen Sohn und vielleicht auch noch einen zweiten und sehen den dritten in der feldgrauen Uniform hinausmarschieren, und hörten Gespräche über die großartigen neuen Waffen und Giftgase und Flammenwerfer und Trommelfeuer, Bombenflugzeuge und Minenwerfer, Tanks- und Torpedos. Was waren dagegen alle Brotkarten und aller Kohlenmangel, all die Schwierigkeiten der Heimat, um die so viel gemurrt wurde . . .

Diese Mütter, erzogen in einer Zeit des Friedens und der absoluten Sicherheit, ohne Ahnung, daß die Welt in Brand geraten könnte, beengt durch Konventionen und eingeschnürt in Vorurteile, — sie wurden über Nacht zu Frauen, die ihre Söhne dem Tod — und was für einem schrecklichen Tod vielleicht — klaglos überließen mußten. Diese Söhne, die sie liebevoll aufgezogen hatten, von denen ihre Hände so weit es irgend war, alles Üble abgehalten hatten, denen sie alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt hatten — diese Söhne sollten nun bis zum Zusammenbrechen marschieren, ungenügend gekleidet, mangelhaft ernährt mit der Waffe in der Faust kämpfen, töten, getötet werden, fern, unerreichbar in einer Masse von Millionen anderen . . . Kam ein Brief mit Nachrichten, daß alles gesund sei, so war dieser Brief viele Tage alt und keine Beruhigung mehr, denn alles konnte sich inzwischen geändert haben, die Hand konnte erstarrt sein, die diese gefallen und vielleicht sogar heiteren Zeilen schrieb. Vier Jahre dauerte die Qual des Leidens, der Unsicherheit auch für die, deren Söhne zurückkamen. Vier Jahre, viermal dreihundertfünfundsechzig Tage in der Erwartung des Todes oder jener vielleicht noch schlimmeren Nachricht „Vermißt".

Wir können uns heute keinen Begriff mehr davon machen, was dies alles für die Frauen jener Zeit bedeutete. Gewiß — Mütter sind aller Zeit gleich in der Liebe zu ihren Söhnen. Doch es gibt Erkenntnisse, die tragen helfen. Diese Erkenntnisse werden dem Menschen unserer Zeit schon früh eröffnet. Es offenbaren sich ihm Dinge, die über dem Einzelschicksal, über der Familie stehen. Er erkennt sie, und er erkennt sie an. Die Frauen jener Zeit aber trieben zum größten Teil hilflos mit ihren Gefühlen in einem Chaos dahin, sie sahen wohl, worum es ging, aber sie begriffen es nicht recht, es stand letzten Endes außerhalb ihrer kleinen Welt, die allein die Familie war.

Daß sie trotzdem dieses Schicksal voll Würde und Ergebenheit trugen, daß sie nicht ihren Glauben verloren, das zeigt eine Kraft in diesen Frauen auf, die sie im Innersten zu dem schuf, wozu das Schicksal sie gewaltsam machte — zu Müttern von Helden.

Eva Schauwecker.

Man trägt Blusen zu allen Tagesstunden

Sechs Blusen und zwei Röcke im Köfferchen — die sollten ausreichen — um auf einer 14tägigen Reise immer wieder neu und frisch auszusehen; nach dazu — wo die Mode schon seit geraumer Zeit die Bluse bevorzugt. Seit ein paar Saisons geht sie in unserem Modebild — erst als Ergänzung zu sport- und schneiderstrengen Kostümen — jetzt als allerweiblichstes Requisit allumfassend Tags, Nachmittags- und Abends-Sport-Strand-Haus-Salon und Straße.

Eine Ueberfülle von hübschen Stoffen liegt wieder einmal bereit — um weiblicher Anmut einen entsüdenden Rahmen zu schaffen und die Verschiedenheit der Gewebe und Muster verspricht eine ganz besonders lebhafte und phantasierende Mode.

Da sind: „Bistra-Krepp" — „Wollstra Georgette", „Wollstra Boucle" und wie sie alle heißen. Als neuer Favorit präsentiert sich der wunderschöne „Bistra-Duvetine" von samtiger Weichheit in erlesenen Pastelltönen.

Bistra-Spitze spielt als Modegenreche eine ganz besondere Rolle für die Abendbluse. — Raupen-Noppen-Stickereien und Chenilleeffekte geben zahllose Anregungen — die schönen Stoffarten geschmackvoll zu verarbeiten. Leuchtende Farben und zarte Töne sind in allen Stoffarten viel vertreten.

Die Macharten der Blüschen am Vormittag sind natürlich viel einfacher als nachmittags. Bei der Wahl des Stoffmaterials wird mehr auf Haltbarkeit und Unempfindlichkeit gesehen, als auf ein schönes Aeußere. Strapaziert man doch so eine Bluse — in der man arbeitet, die mehr als die „gute" Bluse! Zu dem sportlichen Rock paßt am besten das karrierte — oder gestreifte oder getupfte „Flanell-Sporthemd" — das in seiner Machart sehr dem Herren-Oberhemd ähnlich ist. Die kleinen Kragen mit den spitzen Ecken sind sehr kleidsam — besonders dann — wenn sie offen getragen werden, so daß die Kragen leicht auf die Kostümjacke zu liegen kommen.

Für den Vormittag bestimmte Blusen haben kleine Ausschnitte und Kragen! Die leuchtenden Farben wechseln mit Mustern — sie haben einfache — mehr durch Form betonte Aermel und bescheidene Knopf- und Schleifenverzierungen.

Wird die Vormittags-Bluse über oder unter dem Rock getragen? Passend ist es — die ausgesprochene Sportbluse in den Rock hinein zu tragen mit einem schmalen Ledergürtel als Abschluß. — Aber in der Mehrzahl werden Blusen wohl über die Hüfte oder in der Taille drapiert.

Mit dem schwarzen Nachmittagskostüm zusammen ist die weiße Bluse von vollendeter Eleganz. Sie ist der „letzte Schrei". Die weiße Crêpe-Satin-Hemdbluse mit dem Chemisette aus kleinen Fältchen und dem abgerundeten Kragen und den gestickten Monogramm auf der Brusttasche steht wohl jeder Frau und jedem jungen Mädchen — und man fühlt sich in solch einer feinen, einfachen Bluse immer passend angezogen. Aber auch die spitzenbesetzten, einfarbigen Blüschen mit leichter Gold- oder Silberstickerei sind neben einer großen Kleidsamkeit auch apart in ihrer festlichen Wirkung; sie verdrängen etwas die Blusen mit Spitzenbesatzung.

Volle Blusen trägt man gern zu dunklen Röcken — aber das Gegenteil hat nicht weniger Erfolg.

Die Bluse für den Abend macht in ihrer ganzen Linie und Ausschnittung Anspruch darauf, etwas Besonderes zu sein. Das zeigt sie zunächst durch kostbares Material. Die allerliebste reizvolle Machart dieser ganzen Gebilde wird gehoben durch den lang-weich fließenden Rock. Ganz neu und elegant sehen die langen Plisseeröcke aus; plissierte Spitzen- und Tüllröcke geben zur dichten Seidenbluse oder Tuchbluse das Aussehen eines Kleides.

Neben echten Blumen trägt man gern künstliche Blumen als Schmuck für die kleine Abendbluse. Täglich erfindet sich die Mode darin neue Nuancen — neue launische Einfälle.

Trude Glantz-Ruperti

Wohlschmeckender Eintopf-Ausklang!

Ungezählten deutschen Volksgenossen ist auch im Winter 1937/38 durch das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes geholfen worden. Am 13. März werden nun die immer bereiten Helfer des WHW. zum letzten Male in diesem Winterhalbjahr ihre Sammelbüchsen zur Eintopfspende schwingen, und an allen Türen werden gebefreudige Hände sie füllen helfen. Für die Hausfrau aber bringt jeder Eintopfsonntag die Frage: Welches Eintopfgericht soll ich zubereiten? In diesem Winter war die Auswahl nie schwer; denn die Erträge des vergangenen Herbstes an Kartoffeln, den zahlreichen Kohlarten, Mohrrüben und Kohlrüben waren reichlich und Rind- und Hammelfleisch konnte die Hausfrau wie immer überall kaufen. Daneben hatte jeder Kolonialwarenhändler Graupen und allerlei Hülsenfrüchte, so daß für Abwechslung gesorgt war. Der letzte Eintopfsonntag dieses Winters wird ein guter Ausklang sein; denn die Gerichte, die der Leiter der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe im Einvernehmen mit dem Reichsnährstand für den 13. März empfiehlt, werden den Beifall jeder Hausfrau finden. Der Reigen der März-Eintopfgerichte wird von einem Gericht eröffnet, das insbesondere die Hitlerjungen, das BDM-Mädel, aber auch den einsitzigen Arbeitsdienstler und Soldaten an Mutters Tisch mit Freude begrüßen und verzehren werden. Es gibt als erstes Gericht: Erbsen mit Wurst. Das Erbsengericht kann man ruhig als das ideale Eintopfgericht bezeichnen, und wohl jede Hausfrau rechnet es zum festen Bestand ihres monatlichen Küchenplanes. Allerdings kochen viele Hausfrauen immer erst dann Erbsen, wenn ihnen gar nichts anderes einfällt. Am 13. März aber werden die Hausfrauen beweisen, daß ein gutes Erbsengericht mit Wurst es mit jedem „Sonntagsessen" aufnehmen kann.

Im März hat auch der Weißkohl seine hohe Zeit. Nach dem Eintreten des gelinden Wetters haben die holsteinischen Kohlbauern, aus deren Heimat der Hauptteil unseres Weißkohls stammt, ihre Mieten geöffnet, und saftig und frisch wie am ersten Tag steht dies Erzeugnis unseren Hausfrauen auf Wochenmärkten und in jedem Laden zur Verfügung. Wenn also als zweites Eintopfgericht im März Weißkohl mit Rindfleisch empfohlen wird, so werden viele Hausfrauen diesen Rat gern befolgen. Mit besonderer Befriedigung werden die immer zahlreicher werdenden Fischesser den 13. März entgegensehen. Seelachs, Kabeljau, Rotbarsch sind überall reich vertreten. Wenn die Hausfrau das Fischgericht mit einer würzigen Meerrettichtunke anbereitet, wird das Gericht nur gewinnen. Da die letzte Meerrettichernte reichlich und qualitativ hochwertig war, wird manche Hausfrau gern auf dieses Erzeugnis zurückgreifen.

Das vierte Eintopfgericht ist der nun schon eingebürgerte Gemüseeintopf mit Einlage nach Wahl. Dieses Gericht ist als landsmannschaftliches Gericht unter bevorzugter Verwendung der in den einzelnen Gebieten besonders reichlich vorhandenen Gemüsesorten zuzubereiten. Wenn sich die Hausfrau die Wintergemüse, zum Beispiel Karotten, Kohlrüben usw. zunutze macht, kann sie ohne Schwierigkeiten für jeden Gaststand ein nahrhaftes Eintopfessen bereiten. Als Fleischeinlage kommt Rinds- oder Hammelfleisch in Betracht.

Wir können unbesorgt sein. Am letzten Eintopfsonntag werden die Hausfrauen von siebzehn Millionen deutschen Haushaltungen ihr Bestes tun, um den sechs Eintopfsonntagen dieses Winters einen würdigen Abschluß zu geben.

ML

Geschwister (Mauritius, Zander M.)

Vitrine — Sammelschrank des Schönen

Wie ein Möbel der Empirezeit mutet diese Vitrine an mit den beiden sie links und rechts abgrenzenden streng gerafften Vorhängen aus Seidenvelours oder Kunstseidenrips. Versuchen Sie, diesen Vorschlag in Ihrer eigenen Wohnung durchzuführen. In ihrer klaren sauberen Linienführung gehört diese Vitrine ganz und gar in unsere heutige Zeit. Was sie birgt? Durchaus

Entwurf: Prof. Nothelfer (Deike-M)

nicht nur Sammeltassen, Vorsicht damit, wie leicht geraten wir damit ins Süßliche, das wir verpönen. Sie kann zu einem kleinen Raritätenkabinett werden, ein Augenschmaus sein für Große und Kinder. Sie ist der Platz für unsere kostbarste Vase, die nicht im Dunkel des Büfetts trauern will, für zierliche Glasblas-Zierstücke, spielerisch und einmal ohne praktischen Zweck, wohl auch für Dinge, die an sich wertlos sein mögen, die aufzuheben sich nur ihrer eigenartigen Form wegen lohnen mag. Der erlaubte Aufbewahrungsort für die sonderbaren Muscheln, die unsere Kinder im Sommer fanden, für das ererbte Zinnkännchen, das unscheinbar vergessen würde ohne diesen besonderen Rahmen.

Haus, Hof und Garten

„Im Grünland liegen die größten Reserven"

Grünlandpflege erspart ausländische Kraftfuttermittel

Am 12. Dezember 1937 hat das deutsche Landvolk aus dem Munde des Reichsbauernführers den Befehl und die Parole für die Erzeugungsschlacht 1938 erhalten. Klar und eindeutig gehen wir unseren Weg weiter, um das deutsche Volk von der Einfuhr ausländischer Nahrungsmittel so unabhängig wie möglich zu machen. In diesem Rahmen muß besonders auch an der Erzeugung wirtschaftseigenen Futters für die Milcherzeugung gearbeitet werden. Das natürliche Grünland bietet nach dieser Richtung eine der vielen Möglichkeiten, die der Erreichung des Zieles dienen: Weitgehend vom Beifutter ausländischer Kraftfuttermittel frei zu werden.

Voraussetzung für die Pflege des natürlichen Grünlandes ist die Ordnung der Wasserverhältnisse. Alle weiteren Maßnahmen sind zwecklos, wenn nicht der Wasserstand geregelt ist. Bei allen entwässerten Flächen ist daher eine regelmäßige Beobachtung und Instandhaltung der Ent- und Bewässerungsanlagen die grundlegende Maßnahme jeder Pflege. Die Ausläufe der Dränagen müssen regelmäßig nachgesehen werden, ob sie laufen. Schaden bemerkt werden, müssen sie umgehend beseitigt werden. Besonders wichtig ist die richtige Handhabung der eingebauten Stauvorrichtungen. Im Winter sind alle Staue zu öffnen. Der Boden soll nur soviel Wasser aufnehmen, wie er halten kann, vor allem darf beim Einsehen des Wachstums nicht zuviel Wasser vorhanden sein. Dadurch leidet die Erwärmung des Bodens und als Folge kommt es zu einer späten Entwicklung. Erst wenn das Wachstum voll eingesetzt hat, werden die Staue geschlossen, damit nunmehr einem Wassermangel vorgebeugt ist. Auch während des Sommers bleiben die Staue geschlossen, um im Herbst wieder geöffnet zu werden. Ueberall, wo in entwässerten Grünlandflächen noch keine Stauvorrichtungen vorhanden sind, sollte ihr Einbau unbedingt nachgeholt werden. Es gibt kaum ein anderes Mittel, die Höhe der Erträge zu sichern.

Bei der Bearbeitung des Grünlandes muß zwischen Mineral- und Moorboden unterschieden werden. Im allgemeinen haben wir das natürliche Grünland auf Moorboden. Nur in sehr niederschlagreichen Gegenden, im Gebirge und an der See, finden wir auch auf Mineralboden natürliches Grünland. Das Moorgrünland erfordert als wichtigste Pflegearbeit den richtigen Einsatz der schweren Wiesenwalze. Der Moorboden wird durch das Auftreten im Winter so locker, daß die Wurzeln nicht genügend Wasser bekommen. Die Walze soll den Boden zusammendrücken und damit den Wasseranschluß mit tieferen Bodenschichten wiederherstellen. Besonders muß darauf hingewiesen werden, daß es nicht ausreicht, die Walzen des Ackerlandes auf dem Grünland zu benutzen. Hier ist nur die schwere Wiesenwalze (30 Zentner auf 1 Meter Arbeitsbreite) brauchbar (Abb. 1). Gewalzt wird im Frühjahr, sobald das überschüssige Wasser versickert ist, auf keinen Fall früher. Wird dieser Zeitpunkt verpaßt oder kann er aus anderen Gründen nicht eingehalten werden, muß gleich nach dem ersten Schnitt gewalzt werden. Durch die Walze erreicht man eine gute Belastung der ausdauernden wertvollen Gräser. Ihre Anwendung ist auf allen Moorgrünlandflächen Voraussetzung für hohe Erträge.

Abb. 1. Die schwere Wiesenwalze wird auf dem Grünland eingesetzt, sobald das überschüssige Wasser versickert ist, auf keinen Fall früher

Bei der Pflege des Grünlandes auf Mineralboden kommt es darauf an, den meist schweren Boden etwas zu lockern, um so seine Erwärmung und Durchlüftung zu fördern. Hier ist also nicht die Walze, sondern die Egge das wichtigste Pflegegerät (Abb. 2). Gegagt wird im Frühjahr nach dem Abtrocknen und nach jedem Schnitt bzw. Abweiden.

Als notwendige Ergänzung dieser Pflegemaßnahmen muß eine richtige und ausreichende Düngung der Grünlandflächen vorgenommen werden. Besonders wichtig ist die Düngung mit Kompost oder anderen wirtschaftseigenen Düngemitteln, wie Stallmist, Kartoffelsaft, Kalk u. a. Sie dient der Ernährung der für das Bodenleben so wichtigen Bakterien. Trotz des großen Gehaltes des Moorbodens an Humus ist die Zuführung dieser Dungstoffe erforderlich, weil die Kleinlebewesen im Boden mit den schwer verdaulichen Humusmengen des Moorbodens nichts anfangen können. In regelmäßigen Abständen von mindestens drei Jahren soll daher jede Grünlandfläche mit wirtschaftseigenem Dünger abgedüngt werden. Am besten ist es, wenn ausreichend Kompost zur Verfügung steht, da er fertiges Bakterienfutter darstellt, außerdem aber noch Bodenbakterien in großem Umfange enthält. Seine Wirkung ist daher außerordentlich schnell. Erst wenn Kompost nicht mehr vorhanden ist, können die anderen genannten Düngemittel zur Anwendung kommen. Bei Verwendung von Stallmist ist darauf zu achten, daß er gut verrottet ist, damit die Rückstände bei der Ernte nicht Schwierigkeiten machen. Die Kompostdüngung kann zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden, am günstigsten wirkt eine Gabe im Sommer. Die übrigen Dungstoffe werden besser im Herbst und Winter aufgefahren, damit sie im Frühjahr schon weitgehend verwittert sind und sich mit Egge und Kreiselegge zu einer feinen Krume vereinigen lassen.

Außer den wirtschaftseigenen Düngemitteln müssen von den Handelsdüngern besonders Kali und Phosphorsäure in größeren Mengen angewendet werden. Durch Versuche ist immer wieder festgestellt, daß besonders die Moorboden für Kalidüngung dankbar sind. Auf allen Weideflächen muß auch der Stickstoffdüngung in mehreren Gaben Beachtung geschenkt werden. Die Höhe der Gaben wird am besten durch eigene Versuche festgestellt.

Wenn die erwähnten Maßnahmen der Grünlandpflege richtig gehandhabt werden, pflegen irgendwelche Unkräuter in größerem Umfange nicht aufzutreten. Im Gegenteil, Unkräuter lassen sich auf dem Grünland selten durch direkte Bekämpfung beseitigen, sondern nur durch verständige Pflege der guten Gräser. Das Vorkommen von Unkräutern ist also nur ein Zeichen mangelnder Pflege.

Praktischer Ratgeber

Dünge mehr und dünge richtig! Diese Forderung sollte sich nur dann gewissenhaft erfüllen, wenn die Düngungsabsichten planvoll auf die Ergebnisse einer genauen Untersuchung über die in den Böden vorhandenen Nährstoffvorräte aufgebaut werden. Hat man aber so solcher Feststellung, so erscheint die Aufwendung der Untersuchungskosten sehr oft zu teuer. Wie soll man solche Bedenken beseitigen? Beweisende Zahlenwerte sind trotz der sehr zahlreichen Untersuchungen in der großen landwirtschaftlichen Praxis nur ausnahmsweise einmal zu erhalten. Gegenwärtig hat der Leiter einer Milchverlichtstation für Bodenuntersuchung, Dr. Germann, einmal eine dankenswerte Ausnahme gemacht. Der Leser mag auf Grund der nachfolgenden Tabelle selbst entscheiden, ob Bodenuntersuchungen zu teuer sind. Im Durchschnitt wurden auf den Hektar in Doppelzentnern geerntet:

	Vor der Untersuchung	Nach der Untersuchung
bei Winterrung	20	26
bei Sommerung	19	25
bei Rüben	490	610
bei Kartoffeln	140	200

Für die Düngung kann man keine festen Rezepte geben, denn jeder Boden will je nach seiner Entstehung, je nach dem Nährstoffentzug der Vorfrucht ernte, je nach der Sonderernung der anzubauenden Kulturpflanze individuell gedüngt werden. Die Unterlagen zur individuellen Abmessung einer Düngung kann allein eine genaue Bodenuntersuchung liefern. Nur sie gibt die Sicherheit, eine Düngung richtig, ausömmlich und wirtschaftlich zu gestalten.

Dr. E.

Das Lüften und Schattieren sind wichtige Pflegemaßnahmen für das gesunde Gedeihen der Saaten im Frühbeet. Die Lichtstrahlen der Sonne gehen durch das Glas der Frühbeetfenster und erwärmen, vom dunklen Boden in Wärme umgewandelt, den kleinen Luftraum zwischen Erde und Fenster, denn die Wärme entweicht durch das Glas nur wenig. So können mit dem Höherstehen der Sonne solche Temperaturen im Frühbeet auftreten, die den Pflanzen schädlich sind, so zu „Verbrennungen" führen. Je nach Wärme müssen wir also mehr oder weniger Luft geben, d. h. das bereitgehaltene Lufthölzchen flach, hochkant oder ganz unter das Fenster stellen. Und so erhalten die Pflanzen auch frische Luft, was um so wichtiger wird, je näher die Zeit zum Auspflanzen der Sämlinge heranrückt. Gut ist es, wenn im Frühbeet ein Thermometer angebracht ist; zeigt es 15—18 Grad, dann ist es Zeit zu lüften. Bei windigem Wetter wird das Luftholz aber immer auf der dem Wind abgewandten Seite des Fensters untergelegt. Herrscht draußen rauhe Luft und brennt die Sonne trotzdem, so lüften wir bei empfindlichen Saaten nicht aber doch nur wenig, legen aber eine Schattendecke, wenn eine lockere geflochtene Rohrmatte, über die Frühbeete, um die Pflanzen vor zu großer Wärme zu schützen.

Schfd.

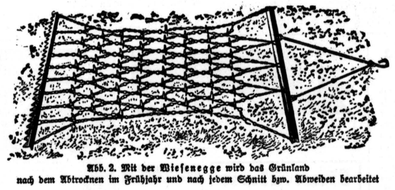
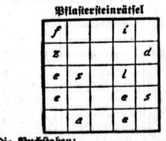


Abb. 2. Mit der Wiesenegge wird das Grünland nach dem Abtrocknen im Frühjahr und nach jedem Schnitt bzw. Abweiden bearbeitet

Illustriertes Kreuzworträtsel

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Pflastersteinrätsel



Die Buchstaben:
e — s — g — i — k — l — x — f — l — t — t — u — v
sind in vorstehende Figur einzupflastern. Das fertige Pflaster muß ein Sprichwort ergeben. Wie lautet dieses?

Silbenrätsel.

a — ab — an — ar — bee — bock — by — chen — del — du — e — e — eg — erd — fe — gel — ger — gie — ne — ne — burg — i — i — in — käpp — kus — la — mei — ner — pi — rnagd — ve — rei — rit — rof — rot — sack — schal — sma — stein — stel — ti — ti — ti — töp — tri — ve — zi

Aus vorstehenden 47 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Blasinstrument. 2. Gartenfrucht. 3. steirischer Erzähler. 4. Menschenaffe. 5. Sendschreiben. 6. altgriechischer Dichter. 7. Edelstein. 8. Gewebeweg. 9. Unternehmungsgeist. 10. Zeichen des Tierkreises. 11. Schlaginstrument. 12. Blasinstrument. 13. italienischer Maler. 14. Teil der Bodenerhebung. 15. Taktart. 16. deutsche Märchengestalt.

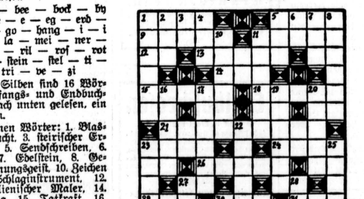
Rätsel.

Ein Gott der alten Griechen frug
Die Maid, die er im Herzen trug,
Ob auch ihr Herz ihm zugewandt.
Der Göttin Antwort, die bestand
Im Namen nur von einem Land,
Das jetzt gar viel und oft genannt.
Doch hat dem Gott sie voll genügt,
Denn er war darob sehr vergnügt.
Nun sage mir, wenn dir's bekannt,
Wie heißt der Gott? Wie heißt das Land?

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8	Bedeutender Staatsmann
2 1 2 3	Sumpfvogel
3 5 1 5	Landschaft in Altarabien
4 5 6 3	Griechischer Gott
5 6 6 5 8	Alkoholisches Getränk
6 5 4 5	Margarinemarke
7 2 3	Tonstufe
8 6 5 4	Und. Wort f. Kleinigkeiten

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 1. Mündungsarm des Rheins, 5. Kurort in Appenzell, 9. Stadt in der Schweiz, 11. ebene Landschaft, 12. MS.-Formation, 13. Opferstätte, 14. römischer Sonnengott, 15. männlicher Vorname, 18. Wohlgeruch, 21. Büroqehilfe, 23. Fluß zur Donau, 24. Göttin der Zwietracht, 26. Bestreben, 29. Schiffsteil, 30. Singstimme, 31. englischer Titel. — Von oben nach unten: 1. Element, 2. Tierleiche, 3. Flächenmaß, 4. Stadt in Oesterreich, 5. Wurfspeer, 6. Faultier, 7. weiblicher Vorname, 8. sommerliche Erfrischung, 10. Mantel, 11. Jagdruf, 16. völkerkundlicher Begriff, 17. Ausruf, 19. männlicher Vorname, 20. weiblicher Vorname, 22. westdeutscher Höhenzug, 23. Stadt im oldenburgischen Bezirk Birkenfeld, 25. Fluß zur Mosel, 27. Flüßchen in Kurland, 28. Spielkarte.

In eine Maid verwandelt.

Es hat ein Mann am Strand
Die Lösung in der Hand.
Doch tritt Herr Ikarus
Zur Hilfe an den Schluß,
Ist diese nicht mehr da.
Dafür — — — —!

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Da5—b4, Sa2×b4 (e1): 2. Se4×c3 matt. a) 1. . . . ., Ke4—b5: 2. Db4—b7 matt. b) 1 . . . . . d6—b5: 2. Sa4—c5 matt. c) 1. . . . . Sb2 beliebig; 2. Db4×e4 matt.

Buchstabenrätsel: 1. Homer, 2. Acker, 3. Bauer, 4. Eichel, 5. Nerz, 6. Ire, 7. Schotte, 8. Türke, 9. Baum, 10. Eis, 11. Saal, 12. Schale, 13. Eber, 14. Riese, 15. Atom, 16. Lateran, 17. Schere, 18. Kosten, 19. Rolle, 20. Idee, 21. Einsicht, 22. Gulden, 23. Elle, 24. Niet. — Haben ist besser als kriegen.

Telegrammrätsel: Faustrecht, Aetna, Christ, Sklave, Rahel, Efendi — Fastnachtskravien.

Problem „Waldlauf": Man sieht in jeder Buchstabenpyramide unten die Buchstaben, wie sie durch die Nummern der Läufer von links nach rechts gelesen bezeichnet werden. Das ergibt dann: Ausdauer und Willenskraft / Dir den Siegespreis verschafft.

Erdkundliches Kapselrätsel: Sun Tegel, Ob Chur, Krain, Hof, Oder, Kel, Man — Stockholm.

Silbenrätsel: Die Liebe ist des Lebens Kern. — 1. Dissertation, 2. Inspektor, 3. Endivie, 4. Leichtathletik, 5. Axis, 6. Expedition, 7. Blaubeere, 8. Eiweiß, 9. Ironie, 10. Schimmel, 11. Thetis, 12. Dampfmaschine.

Flamme und Bauten: Blaken — Balken.

Bilderrätsel: Der beste Seher ist ein mutig Herz.

Der Erfolg

„Wie hast du das gemacht, dein Roman ist kaum heraus und schon ist die zweite Auflage vergriffen?"

„Sehr einfach: Ich habe eine Heiratsanzeige aufgegeben und darin gefordert, daß meine Frau der Heldin meines Romans ähneln müsse. Sofort war der Roman aufverkauft."

Unter Freundinnen

„Was du für eine hübsche Baumwollbluse hast."

„Bitte sehr, das ist eine Seidenbluse!"

„Entschuldige, ich hab's für Kunstseide gehalten!"

*

„Hör mal, die Frieda will fünf Jahre jünger sein als ich; glaubst du das?"

„Ich glaub' schon, daß sie das will!"

*

Der kleine Fritz läßt sich recht gern zum Essen bitten und muß oft gemacht werden. Auch heute weist er die Suppe von sich und sagt: „Ich will nicht, Mutti!" Worauf Mutti erwidert: „Ein kleines Kind hat keinen Willen!" Einen Augenblick sieht Fritzchen nachdenklich, dann sagt er: „Schön, ich mag keine Suppe essen! Einen Magen hat ja ein kleines Kind."

*

Fritzchen hat Geburtstag. Auf dem Gabentisch steht eine Menge Spielsachen aufgebaut. Fritzchen steht nachdenklich davor. „Freust du dich denn gar nicht über die schönen Spielsachen?" fragt Mutti.

„Nein," meint Fritzchen, „wenn ich sie kaputt mache, kriege ich ja doch immer gleich Dresche."

„Aber du sollst sie ja nicht kaputt machen, sondern damit spielen", sagt Mutti.

„Was ist das für ein Unterschied?"

(Koralle.)

*

Zwei streiten sich; sagt der eine: „Und doch stammt der Mensch vom Affen ab!"

„Unsinn!" entgegnet der andere, „woher wollen Sie das wissen?"

„Sagt schon Darwin; auch mein Vater ist der Ansicht, daß wir vom Affen abstammen."

Da wird es dem anderen zu bunt. Er steht auf mit den Worten: „Herr — was interessieren mich Ihre Familienverhältnisse!"

Unwiderstehlich

„Hast du gesehen, wie das hübsche Mädchen mich angelächelt hat?"

„Ach ja, Paul, als ich dich zum erstenmal sah, mußte ich auch lachen!"

Klassisch gebildet

Der Lehrer deklamiert aus Schillers Glocke: Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang! Fritz ist dauernd unaufmerksam.

Lehrer: „Fritz, was habe ich gesagt?"

Fritz weiß von nichts. Fritz bekommt Prügel.

Lehrer: „Nun, weißt du's jetzt?"

Fritz: „Ja. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten!"

*

„Können Sie denn nicht endlich Ihren Köter verkaufen?" fragt erbittert der Nachbar, „gestern hat meine Tochter mit ihrer Gesangsstunde aufhören müssen, weil die verdammte Töle so geheult hat!"

„Ja, aber Ihre Tochter hat angefangen!"

Erst mußte er vorbereitet sein

Onkel Karl besuchte seinen Neffen, der Student war, in der Hauptstadt. Am letzten Tage, als sie beide zusammen in seinem Zimmer saßen, sagte er zu ihm: „So, Horst, nun schreib' mir mal alle deine Schulden auf. Schließlich ist man ja selber jung gewesen und weiß, wie das ist."

„Moment mal, Onkel", sagte Horst, „ich will nur rasch meinen Füllfederhalter neu auffüllen!"

*

Maler: „Gewiß, gnädige Frau, ich werde das Porträt Ihres Gatten gern malen. Wie wünschen Sie es?"

Dame: „Die Länge lebensgroß, aber die Breite nur zwei Drittel."

(Answers.)

*

Der siebenjährige Alfred besucht zum erstenmal mit seinen Eltern ein Konzertcafé. Als die Kapelle gerade ein Lied gespielt hat, schickt der Vater den Kleinen zum Kapellmeister mit dem Auftrage, zu fragen, wie das Lied heiße. Alfred kommt zurück und sagt: „Vater das Lied heißt Willi Meier!"

*

„Das glaube ich aber nicht", meint der Vater.

„Doch —" verteidigt sich das Söhnchen. „Der Mann sagte, das Lied heißt ‚So wie du'!"

„Ihre Zimmernummer, mein Herr?"

„Meine Zimmernummer? — Auf dem Billard habe ich geschlafen, weil alle Zimmer vergeben waren."

„Was habe ich zu zahlen?"

„Gut, gut! Also 1,20 Mark die Stunde." (Morgenbladet.)

*

„Verzeihung", stottert ein Betrunkener, auf die Haustür deutend, und fragt: „Können Sie mir sagen, ob ich hier wohne?"

„Wie kann ich das wissen!" antwortet der Gefragte.

Darauf der Betrunkene: „Ich verstehe! Sie sind noch voller als ich!"

*

„Als ich dann Abendbrot gegessen hatte und nach dem Ofen sah, war das Feuer ausgegangen."

„Und was hast du dann gemacht?"

„Bin ich ausgegangen!"

Taktlosigkeit

„Bitte noch ein Glas Bier, Herr Ober. Ich warte auf eine Dame —"

„Hell oder dunkel?"

„Was geht Sie das an, Sie Trottel?"

*

Frau: „Na, wo fehlt es denn?"

Patient: „Ach, Herr Doktor, ich habe furchtbare Gliederschmerzen! Kaum daß ich die Arme über den Kopf heben kann — und mit den Beinen ist es dieselbe Geschichte!"

Kindermäulchen

„Mutti", möchte Liselotte wissen, „wenn Vatis Motorrad recht viel frißt — wird es dann mit der Zeit ein Automobil?"

Wahrheitsliebe

„Ist es eine Sünde, Herr Professor, daß ich Vergnügen daran finde, wenn die Herren sagen, daß ich schön bin?"

„Es ist immer eine Sünde, gnädige Frau, Vergnügen an der Unwahrheit zu finden!"

Folgerung

„Nannte dich den Kramer wirklich einen dummen Esel?"

„Ja, wenn auch nicht geradezu — er sagte, was Verstand anbelange, hätten wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen."

Der Stolz des Vaters

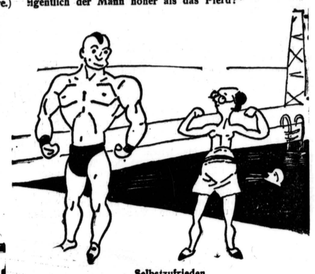
„Na, wie geht's dem Herrn Sohn, Herr Nachbar?"

„Mit dem Jungen hab' ich wirklich Glück gehabt. Ist noch nicht solange her, daß er meine abgelegten Anzüge trug — heute trage ich seine alten Sachen!"

Witze aus aller Welt

„Es ist zum Nervöswerden, mit dieser Mücke." (Gring oire.)

Klein-Else: „Mami, sag' mal, warum springt denn eigentlich der Mann höher als das Pferd?"



Selbstzufrieden

„Wenn ich auch nicht so groß bin, so habe ich doch den gleichen Hüftumfang." Ric et Rac.

Links:

„Bi — bi — bi — bitte, erklär' mir bloß, wozu du ein Geländer vor die Tür gemacht hast!"

Ric et Rac

„Etwas Hervorragendes gegen Rheuma sowie Nerven- und Kopfschmerzen."

Herr Julius Goebe, Werkmeister a. D., Beuffstr. 63/II, schreibt uns am 6. Januar 1938: „Viele Jahre hat meine Frau Rheuma sowie Nerven- und Kopfschmerzen gehabt und es war keine Besserung von Bestand zu erzielen. Da wurden wir auf Togal aufmerksam. Der Erfolg war verblüffend, die Schmerzen ließen nach und blieben so ziemlich ganz weg. Natürlich wurden gleich 2—3 Tabletten genommen, sobald sich etwas bemerkbar machte. Togal ist gegen obige Leiden etwas Hervorragendes und gar nicht oft genug zu empfehlen."

Frau Goetze, Berlin

Togal hat Unzähligen, die von Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß sowie Nerven- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Es befreit von den quälenden Schmerzen und wirkt günstig auf die Ausscheidung von Krankheitsstoffen und Stoffwechselgiften. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Erkältungskrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Togal die Krankheitserreger, wirkt bakterientötend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Das aufklärende Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", welches für Kranke sowohl wie für Gesunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Togalwerk München 27 K/204

Gegen Darmträgheit die weltberühmten Pfarrer MK1- **Kneipp-Pillen**

Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Basedow u. Kropf

Kräuterkuren.

Ohne Bestellung kein Versand! Verl. Sie kostenlos Broschüre ü. Friedr. Hastreiter, Gauting bei München

Heiraten

Zwecks baldiger

Heirat

wünscht Gast- und Landwirtstochter, 1. Stadtnähe, mit geeign. kath. Herrn i. Alter v. 25—35 Jahr in Verbindung zu treten. Gew. Vermögen erwünscht. Gefl. Zuschrift m. Bild, das zurückgegeb. wird, unt. Nr. 1143/1 „Der 7. Tag" Paderborn, erbet. Verschwiegenh. zugesichert. Vermittlg. durch Verwandte angenehm.

Edelbuschrosen

20 Stck ff. Wahl nur RM 3.— jede Pflanze m. Namen u. Farbe bezeichnet. Sortiert in den Farben weiß, gelb, orange, bronze, lachsf., hellrot, dunkelrot, karmin, rosa, hochr. Ehr'n Ernstermungen, Zierlinde bestens nach. Die Abfahrt der Rückforderung auf meine Kosten. Kulturanweisung wird gratis beigelegt.

Ludwig Gontag, Steinfurth 55 über Bad Nauheim

Gladiolenzwiebeln Rosen und Rotheschmitt

Osterwunsch!

Wer will m. Eigen sein, b. nicht groß, bin auch n. klein, 26 Jahre mach. ich alles. Traun tuch' ich mit einem Mann, der mich durch's Leb. führ. kann. Reich, sei keine Rella, wahre Liebe werde dann zum Lohn. Bin ein Geschäftskind, häuslich, erspare, bei der Arbeit geschwind. Die Aussteuer zu schaffen hier, wird m. nicht fall. schwer. Drum ihr Herren groß u. klein, wer will m. Eigen sein! Off. mit Bild unt. Nr. 1168/2, „Der 7. Tag", Paderborn.

Fahrräder aus eigener Fabrik

Muffenlötung

39.50

Herren- oder Damenrad

Katalog umsonst!

SIGURD-KASSEL 99

Brutmaschine

Edle schöne **Dirndlstoffe**, flott, **billig**, preiswert u.

Die neue große Mustern-Auswahl erhalten Sie frei bis u. zurück.

Tuch-Kaufmann München 43 Reichenbachstraße 3

Kein Bitte mit großer Tube!

Man kauft ja Kohlen auch nicht pfundweise. Die große Tube für 25 Pfg. lohnt sich, denn sie ist ja so vorteilhaft. Ich putze mit

Herdfeger

Herd, Messer und Aluminium

Anzeigen sind das beste Werbemittel

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl.. Paderborn. Hannover 3504.

Stoffe für Herren und Damen kaufen Sie bei uns anerkannt preiswert und gut. Verlangen Sie ohne Kaufzwang portofreie Zusendung von Mustern unserer sparten Neuheiten

Tuch-Ulmpfelmer Augsburg 154

Billige Fische

2-Pfd.-Dose ff. Bismarckheringe Matjesheringe Bratheringe Heringe in Gelee Sardinen Heringe in Gelee Brataale, Fettheringe in Tomatensoße, zus. 5-kg-Pak. 3.80 RM ab hier. Verpackg. frei

O. Damke, Hamburg 11

Schlafzimmer

schwere Verarbeitg., 180 cm, 6teilig, 260.- RM bar, Küche, nat. lackiert, 140 cm, 7teilig, 152.50 RM, Ehestandsdarl., Teilzahl.! Ford. Sie Abbildung.

A. Willebrand Möbelwerkstätten Delbrück i.W.

Ganzgummi

wasserdichter Alltagsschuh aus schwarzem Lackgummi 6.: 22/26.- 2.50 27/34 Mk. 1.75, 23-27 Mk. 1.95, 28-32 Mk. 2.25, 33-37 Mk. 2.50

Alte Deutschlands größtem Schuheinkaufshaus. Kostenlos erhalten Sie es. Postkarte genügt! 100 Seiten Riesenwahl, 824 günstige Angebote für die ganze Familie!

Peter Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 40

GARANTOL zum Eiereinlegen

Nehmen Sie bitte

bei allen Bestellungen, Anfragen, Bewerbungen usw auf die Anzeigen im „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeigen im „7. Tag" Erfolg haben

Bis 2 400.- RM jährl. Einnahme auch mehrjd. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, Hamburg 22/98

„Hicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter Prospekt gratis

Stellenanzeigen haben in dieser Zeitung **guten Erfolg!**

„DER 7. TAG" Auflage IV. Vj. 37: 29876

HEIRATS-WUNSCHE finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung „Der 7. Tag" Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 12 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. März 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das tut der Frühling ..

Jetzt kommen Tage, die voller heimlicher Wunder sind und die uns selbst ganz wunderlich machen. Mit einem Morgen, der sich ätherblau und voll flirrenden Sonnenlichts über unserer kahlen Erde wölbt, fällt eine plötzliche Unruhe in unser Blut. Niemand hält es mehr in den Zimmern aus, in denen schon die ersten unhöflichen Worte gegen den unschuldigen Ofen fallen. Der Bücherwurm liest seinen Roman nicht zu Ende, der Büroangestellte vergißt die langen Zahlenreihen, der Pedant geht mit offenem Mantel und die lieben Hausfrauen bekommen einen plötzlichen Putz- und Scheueranfall. Alle aber möchten in den frühen Nachmittagsstunden einen kleinen Spaziergang machen, und wären's auch nur hundert Schritte durch die Sonne ... Denn auf diese hundert Schritte kann einem ja so viel von dem begegnen, was man heimlich im Herzen erwartet und sich wünscht an einem solchen Tag: ein Mensch mit blanken, frohen Augen, ein Kinderlachen in der Sonne, ein Schneeglöckchen oder Krokus, das man hinter einem Gartenzaun entdeckt, ein Strauch mit schwellenden Knospen. Alles Dinge, die die „Welt nicht bewegen", die so gering sind, daß man kaum anderen davon erzählt, und die man dennoch so freudig in sich aufnimmt, weil sie die glückliche Gewißheit bestätigen: Der Frühling ist nah, die Welt wird wieder schön. —

*

Nach dem Sprichwort, das besagt, daß die Dorfreude die schönste Freude ist, müßte auch der Dorfrühling die schönste Jahreszeit sein. Aber wie dem auch sei, es ist jetzt wunderschön draußen. Während die Berge noch den Winter nicht ganz vergessen haben, liegt die weite Ebene schon im Zauberschein vorfrühlingshafter Verklärung. Vielleicht hat die Ebene, das Stiefkind unter den „Reiselandschaften", in diesen Tagen des Dorfrühlings überhaupt ihre schönste Zeit. Wer jetzt das Fahrrad, das „Fahrzeug der Fröhlichen" nimmt und durch die Felder und Dörfer fährt, wird tausend Wunder gewahr. Von jungfräulicher Zartheit und Reinheit sind alle Farben: das hauchfeine Saatengrün zwischen den erdbraunen Breiten. An den Gräben schimmern die Weiden und auch die Birken leuchten erwartungsfroh. Und drüben vor dem Wald, der sich verheißungsvoll in einen feinen Schleier von Braun und Grün hüllt, liegt das Dorf mit hellem Fachwerk und roten Dächern unter dem tiefblauen Himmel, von gleißender Sonne mütterlich beschienen. Aus den Gärten kommt der Schlag der Amselhähne und hier und dort taumelt schon ein bunter Falter umher. Der Bauer geht sänend über das Feld und an der Sonnenseite des Hauses sitzen die alten Leute mit glücklichen Gesichtern. So viele Frühlinge haben sie gesehen, und doch ist die Freude über die ersten Frühlingsboten, die Leberblümchen, Anemonen, Himmelsschlüssel, Veilchen und Märzbecher immer neu. Von der Straße klingt hell ein Ringelreigen, vom Frühling und schon vom blühenden Flieder ...

*

Auch in die Stadt kommt der Dorfrühling; aber hier hat er wieder ein anderes Gesicht und doch ist er nicht zu verkennen. Da kommt die Sonne mittags warm bis in den äußersten Winkel der Zimmer und spielt mit bunten Staubteilchen in ihrer Lichtbahn. Auch in den Büros und Werkräumen bleibt sie schon bis in den späten Nachmittag und heitert die blassen Schneeglöckchen auf, die,

„Schau her, Mutter, das ist der Frühling!" Zeichnung von A. Wegener (Bavaria-Verlag, Gauting)

Vorfrühling / Von Karl Burkert

Es rührt mich immer wunderlich
— wie es im frühen März geschieht —
wenn vor dem Wald mit lauem Strich
der Wind im Schopf der Weide zieht.

All grauer Gram dann von mir fällt,
mein müdes Herz, es schwingt befreit.
Die Bilder einer frohen Welt
gehn wieder duftend durch die Zeit.

Ein zarter Vers, ein blaues Band,
ein Dorf, ein Haus, ein Wiesengrund.
Das längstentrückte Kinderland
hebt wieder den erstummten Mund.

Das kleine Gras bei meinem Fuß,
ein Falter auf der ersten Fahrt:
es ist mir wie von fern ein Gruß,
und ist doch süße Gegenwart.

kaum erblüht, schon hier und dort auf einem Schreibpult stumm vertrauern. Draußen in den Straßen gehen die Menschen auf der Sonnenseite, müßte schon sein, daß auf der anderen Seite ein Hutgeschäft wäre. Aber das interessiert in Sonderheit die Frauen. Sie sind überhaupt die Bringerinnen des Frühlings in der Stadt. Sie tragen schon leichte, helle Mäntel, aber sicherlich einen freundlichen Hut; der eigentlich ganz aus Frühlingslaune besteht. Man muß sich diese Kappen und Hüte des Frühlings einmal in den Fenstern ganz mit Ruhe betrachten: jedes ein Gedicht. Und wenn also die Frau oder die Tochter einen neuen Hut sich kauft, nun, dann ist eben der Frühling da. Und darüber kann man sich doch nur freuen . . .

Natürlich erfahren wir den Frühling in der Stadt auch noch auf vielerlei andere Art. Da wird es in den Parkanlagen lebendig. Jeder will den ersten Hauch des Frühlings spüren; junge Mütter fahren ihre Kinder in die Sonne und alle Bänke sind besetzt. Hier, in den städtischen Anlagen wird der Frühling gewissermaßen zur Ordnung erzogen. Er kann nicht wie draußen wild seine Spiele treiben, sondern muß seine Blumenkinder artig in Reihen und auf Beeten blühen lassen. Der Gärtner hat zwar so viel Arbeit mit ihm, dafür haben aber auch Tausende nun ihre Frühlingsfreude. Wenn man auf den Sonnenwegen nicht sehr aufpaßt, kann es sein, daß einem ein Menschenkind wie ein geblendeter Falter plötzlich in die Arme taumelt; es konnte nicht gegen die Sonne sehen und mußte die Augen schließen. „Verzeihung!" stammelt dann Der oder Die, und wir lachen fröhlich „O, bitte sehr!" und wissen, auch das tut ja der Frühling. —

*

Aber ob nun in der Stadt oder auf dem Land, es ist doch überall die Sonne, die den Frühling macht und nicht der 21. März. An diesem Tage ist nämlich gewissermaßen der „gesetzliche" Frühlingsanfang. Da die Menschen in die Gewohnheit geraten sind, alles in Ordnung und System zu bringen, kann natürlich auch der Frühling keine Ausnahme machen. Er hat also am 21. März kalendergemäß zu beginnen! Das ist nicht willkürlich, beileibe nicht. Tag und Nacht sind zu diesem Termin gleiche Geschwister; sie haben sich an Länge und Ausdauer einmal nichts vorzuwerfen. Aber von diesem Termin an wird der Tag seine schattenhafte Schwester wieder weitaus überflügeln. Das ist natürlich Grund genug, dem Frühling zu dieser Frist einen Termin zu setzen. Doch der ist ein junger Bursche und schlecht in Zucht. Er kommt, wann er will, mal früh, mal spät. Gott sei dank aber in den meisten Fällen früher, als er erscheinen müßte. Jedoch ist ihm nicht in allem zu trauen; er ist, vor allem in der ersten Zeit, unbeständig und flatterhaft. Er hat Launen wie ein siebzehnjähriges Mädchen und kann mitten in seiner Arbeit fortlaufen, und alle hoffnungsvollen Triebe ihrem Schicksal überlassen. Das ist nicht sonderlich schön von ihm, aber man kann ihn von diesen Launen nicht kurieren. Es liegt an uns, den angerichteten Schaden, soweit wir ihn nicht zu verhindern vermögen, mit würdevollem Schmerz zu tragen.

Wie nichts in der Natur zufällig ist, so liegt ja auch in dem, was wir in diesen Tagen draußen erleben, ein Gleichnis. Zwar ist es schon so oft beschrieben und herangezogen worden, daß jedes Kind es zu deuten weiß, und doch ist der Schluß wichtig genug, daß wir ihn überdenken. Was in jeder Blume, in jedem Blatt und in jedem Zweig vor sich geht, ist im Grunde das Gleiche: es regen sich alle Kräfte zum Wachstum, zur Reife, zur Frucht, zur Vollendung. Sollen wir da mitten drin nur stehn und träumen? Je tiefer wir dem Frühling nachspüren, desto unwiderstehlicher muß sich ja auch in uns der Drang regen, zu schaffen, mit Hand anzulegen überall dort, wo uns Aufgaben und Ziele gestellt sind. Damit auch nicht ein Geringes unserer Kraft verloren gehe. —

I.k.

Wie der kleine Jan einen Walfisch fing

Eine fröhliche Geschichte von Albrecht Janssen

Am 15. April 1670 lief der Walfänger „Wapen van Hamborg" aus dem Hamburger Hafen, kam mit der ersten Tide bis zur Höhe von Glückstadt und erreichte am anderen Tage schon das offene Meer.

Lütt-Jan, ein echter Hamburger Junge von 14 Jahren war als Kajütswächter an Bord, und sein Kommandeur, wie man damals solche Kapitäne nannte, hatte seine Freude an dem frischen Bengel, der kaum vor Verlangen schlief, ans Eis zu kommen und jede Nacht träumte, er würde einen Mal fangen und eine Extraprämie von fünf Hamburger Schillingen bekommen. Als er eines Tages im Logis seinen Maten davon erzählte, lachten sie ihn aus. „Paß man auf, daß der Fisch dich nur nicht mit seinem breiten Schwanz in den Himmel wirft!" sagte der Bootsmann.

Das Schiff machte gute Fahrt, und sie kamen nach acht Tagen hinter Hitlands schwarzen Felsen schon an das erste lose Eis. Eine Unruhe, einem ansteckenden Fieber gleich, fuhr unter die Mannschaft, die sehnsüchtig auf den alten Jagdruf wartete: „Fall, fall overall!"

Als sie Jan Mayen-Eiland mit Kurs Südwest zum Westen in etwa 10 Meilen Abstand passierten, erblickte die Wache in der Tonne den ersten Fisch und schrie aufgeregt: „Fisch vörut!"

Nach zwei Minuten schon ruderte eine Slupp ab und jagte hinter dem Fisch her; aber nach zwei Stunden harter Arbeit kamen sie mit hängenden Ohren zurück: der Wal war unters Eis gekommen und hatte auch noch die neue Harpune nebst Leine mitgenommen.

Drei Tage kreuzten sie umher, bekamen zwar manchen Fisch zu Gesicht; aber die Tiere waren scheu und verschwanden schnell im schäumenden Treibeis.

„Lütt-Jan, nun sorge man bald deinen Walfisch, damit wir endlich einen im Flensegatt haben," lachte der erste Harpunier.

Sie kamen in den nächsten Tagen in ein großes Eisfeld, an dessen Rand rund zwanzig Schiffe klebten: Holländer, Engländer, ein Bremer und noch fünf andere Hamburger.

Ein herangesegelter Engländer jagte mit einer Slupp hinter einem harpunierten Wal her. Lütt-Jan hockte mit des Kommandeurs Fieker auf der Marsrahe und sah sich das Spiel besonders aufmerksam an. Nun lag der Engländer neben dem Wal. Der Harpunier suchte in der Pflicht nach der Flagge, sie auf den Fisch zu stecken, sahen keine zu finden, langte beschämt nach dem Leinenschießer und setzte den auf den toten Wal.

„Nanu, was soll das?" knurrte Lütt-Jan. Da hat er aber auch, bei der Engländer hastig in anderer Richtung davonrierete. Man gab ihm nämlich vom Schiff aus ein Signal, hinter einem gerade aufgetauchten zweiten Wal herzujagen. Sobemerkten die Engländer nicht, daß der Leinenschießer bald vom glatten Walbuckel gerutscht war und sich an der Seitenflosse, der Finne, zähneklappernd in Todesnot festklammerte.

Da schoß ein spitzbübischer Gedanke dem kleinen Jan durch den Kopf. Wie eine Katze turnte er plötzlich an Deck, lief zur Backbordreeling, wo eines ihrer Stupen auf Fischwache lag, und berichtete hastig dem Harpunier davon.

„Einerlei, Jan, ob die Flagge im Fisch steckt oder der Leinenschießer auf ihm reitet, nach Grönländischem Recht gehört er dem Engländer. Und mit denen ist nicht zu spaßen. Da ich nichts zu machen, bleibe nur an Bord!"

„Laßt mich nur ins Boot," drängte Lütt-Jan. „Wir können ja mal hinrudern und nachsehen, ob der Junge noch drauf sitzt. Dagegen kann man doch nichts haben."

Und ohne eine Antwort abzuwarten fierte er nach unten und kommandierte einfach: „Mot an!" Dann gab er mit Kommandostimme den Kurs an. Mit lächelnden Gesichtern gehorchte man ihm.

Der englische Leinenschießer hielt das nahende Boot zuerst für eines der Seinigen und winkte mühsam mit dem vor Kälte steif gewordenen Arm. Lütt-Jan, der als echter Hamburger Jung etwas Englisch snacken konnte, rief hinüber: „Du, sie haben dich ganz vergessen. Komm ins Boot, wir wollen dich zu deinen Leuten bringen. Es dauert nicht lange, und du sackst ab und siehst deine Mutter nicht wieder."

Der Engländer verstand zwar nicht alles, aber er sah endlich Rettung, ließ sich los und schwamm zum Hamburger Boot. Er wäre auch sicher abgesoffen, wenn die Leute vom „Wapen van Hamborg", die nun längst begriffen hatten, was der plietsche Kajütswächter wollte, nicht auf ihn zugerudert wären, den müden, halberfrorenen Bengel beim Kragen gefaßt und ihn ins Boot gezerrt hätten.

In dem Augenblick sah Lütt-Jan sich um und gewahrte ein in voller Fahrt heranbrausendes englisches Boot. Man hatte nämlich an Bord des Engländers alles mit den Gläsern verfolgt und schnell begriffen, daß die verfluchten Hamburger sie um den Wal prellen wollten.

„Harpunier, wirf!" schrie Lütt-Jan. Der warf schnell eine Lanze in den Leib des treibenden Kolosses, ließ noch näher heranrudern und steckte nun auch noch die kleine Flagge in den Speck.

„Der Wal ist unser," rief Lütt-Jan den Engländern entgegen, „den Leinenschießer könnt ihr aber zurückbekommen."

„Wahrschau! Riemen ein!" schrie der Bootsflenserer.

Da lag auch schon der Engländer bei ihnen längsseits und nahm mit verbissenem Gesicht den Leinenschießer über, der sogleich zur schnellen Erwärmung zwei Maulschellen dafür bekam, daß er die Beute freigegeben hatte.

„Verfluchte Hamburger!" knurrte im Abrudern der englische Harpunier und spuckte zornig seinen Priem aus.

Lütt-Jan und seine Freunde schickten ihnen aber ein herzhaftes Lachen nach. Das ärgerte die anderen noch mehr, und einige von ihnen ballten drohend die Fäuste.

Der Kajütswächter blickte sich gemächlich nach der Mastspitze um, um seinem Schiff das Signal zu geben. Dabei zeigte er dem abziehenden Engländer, länger als nötig war, seinen Hintersteven.

Der Harpunier aber rief fröhlich: „Junge, ein dreischos Moat für unseren Kajütswächter! Der Schlingel hat wirklich seinen Fisch gefangen!"

Dies nebenbei

Der „Vogelfang", früher bei uns ein berühmtes und beliebtes Jagdvergnügen, kann noch immer die aufregendsten Jagdabenteuer vermitteln, wenn er nicht in der Heimat, sondern im Fernen Osten ausgeübt wird. Der vielleicht bekannteste und erfolgreichste Vogelfänger der Welt ist der Engländer W. Frost, der 40 Jahre lang alle Teile der Welt bereist hat, um seltene und neue Vogelarten zu entdecken und einzufangen. 45mal ist er in Ostindien gewesen, von wo er Hunderttausende von Vögeln heimgebracht und an die Zoologischen Gärten und die Vogelhändler der ganzen Welt verkauft hat.

„Der Vogelfang ist ein aufregender Beruf", sagt er, „manchmal habe ich viele Tage verbracht, um ein seltenes Exemplar zu bekommen und es dann doch um den Bruchteil eines Meters verfehlt. Ein andermal erbeutete ich an einem einzigen Tage 50 kostbare Tiere. Aber es ist heute nicht mehr das, was es früher war. In meiner Jugend brachen wir in Ostindien für eine Expedition von acht Wochen auf, mit 20 bis 40 eingeborenen Trägern, schweren Lasten von Ausrüstung und Lebensmitteln, und das ganze Unternehmen kostete gegen 800 Pfund. Heutzutage gibt es einen Flugdienst, der einen überall hin bringt, wo man es irgend wünscht, und einen auch wieder abholt, und die ganze Sache kann man für weniger als 100 Pfund haben. Aber nicht genug damit, ein kleines Flugzeug überkreist einen regelmäßig und sieht nach, ob man nicht vielleicht irgendwelche Hilfe braucht, und es bringt auch frische Milch und Brot — auf Bestellung. Während der 40 Jahre meiner Sammeltätigkeit haben oft junge Leute mir gesagt, wie sehr sie mich beneiden und wieviel sie darum geben würden, an meiner Stelle zu sein. Ich kann ihnen immer nur antworten, daß niemand sie hindern kann, es auszuführen, wenn sie wirklich wollen."

W. Frost hat aus Ostindien ungefähr 150 verschiedene Arten heimgebracht, darunter einen Riesenkönigsfischer, Sonnenvögel, Blaukehlchen und Papageien aller Art, auch einen Pesquets Papagei, der wie eine Kreuzung zwischen einem Papagei und einem Geier aussieht. B.

*

In Edinburgh starb vor einigen Tagen ein Schotte, der eine originelle Leidenschaft hatte. Er sammelte nicht Briefmarken, nicht Flaschenkorken, nicht Photographien, sondern Wasser. In einem Zimmer, das er als Laboratorium eingerichtet hatte, standen in Regalen tausende von Fläschchen und in jedem befand sich Wasser. Von jedem Fluß, jedem See, jedem Meer, das irgendwie zugänglich war, bzw. in der Nähe eines Ortes war, an dem sich eine Postanstalt befindet, hatte der Schotte sich Wasser kommen lassen, und dieses Wasser genau etikettiert in seinem Regal aufgestellt. Er konnte sich rühmen, selbst Fläschchen mit dem kostbaren Wasser aus unzugänglichen Oasen zu besitzen. Im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, die für ihre Sparsamkeit bekannt sind, hat dieser Schotte ein Vermögen ausgegeben, um etwas in seinen Besitz zu bringen, das höchstens den Wert der Kuriosität besitzt.

*

Der Mann, der tatsächlich zwei Herzen hat und somit ein wissenschaftliches und anatomisches Kuriosum darstellt, ist ein 57jähriger Italiener namens Alvara. Alvara arbeitet als Landarbeiter in Australien, und als er vor kurzem krank wurde, stellten die Aerzte des Perth-Krankenhauses in Sydney fest, daß er tatsächlich zwei Herzen habe. Das sozusagen richtige Herz, das größer ist als ein normales Herz, liegt bei ihm an der rechten Seite des Brustkastens, während ein zweites, viel kleineres Herz sich in der linken Seite der Brust befindet. Beide Herzen schlagen im gleichen Takt. Man hat Alvara bereits eine große Summe Geld geboten, falls er sich bereit erklärt, seinen Körper nach dem Tod einem wissenschaftlichen Institut zu überlassen. Aber Alwara ist damit nicht einverstanden. Seine Krankheit hängt nicht mit seinen beiden Herzen zusammen.

*

Ein achtzehnjähriger Fischer aus Burma, der 30 Tage auf einem Floß ohne Nahrung und Wasser zubringen mußte, ist der einzige Ueberlebende von der Mannschaft eines Fischerbootes, das von Rangoon vom Sturme hinaus auf die See getrieben wurde. Er wurde in Colombo auf Ceylon von dem englischen Dampfer „Sangore" aufgefischt, der ihn in der Bai von Bengal mit zwei anderen auf einem Floß treibend auffand. Der Offizier der Nachtwache sah auf dem Wasser ein zerfetztes Stück Tuch flattern, der Dampfer drehte bei, und das ausgesetzte Boot fuhr zu dem Floß, auf dem drei Leute lagen. Zwei davon waren im Sterben, während der jüngste von ihnen noch mehr Lebenskraft zeigte. Als die drei des „Sangor" an Bord genommen waren, starb einer von ihnen in der nächsten Stunde, der zweite am folgenden Tage. Der Kapitän trat in drahtlose Verbindung mit Madras und ließ sich ärztliche Anweisungen geben, um den Kranken richtig zu behandeln, aber es schien fast, als ob jeder Lebenswille in ihm erstickt war. In den 30 Tagen waren die Leute 900 Seemeilen weit getrieben. Trotz der furchtbaren Erschöpfung des jungen Menschen gelang es schließlich doch, durch sorgfältige Behandlung in einem Krankenhaus von Colombo ihn auf den Weg der Besserung zu bringen.

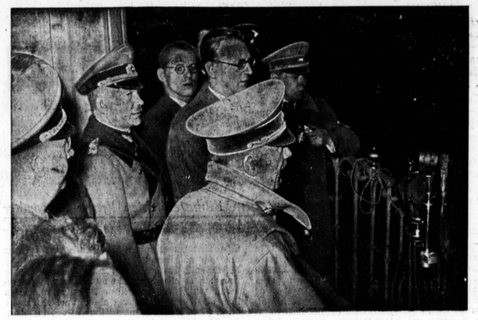
Kürzestgeschichte

Engelchen.

Täglich 44 Schadenfeuer durch Fahrlässigkeit. Oefters liest man in den Tageszeitungen, daß an dem oder jenem Orte eine Brandschau durchgeführt wurde. Aufgabe der Brandschauer ist es, die Gebäude in bestimmten Zeitabständen auf ihren feuerpolizeilichen einwandfreien Zustand zu überprüfen. Wie notwendig dies ist, zeigt die Tatsache, daß im Durchschnitt mehr als 25 vom Hundert der bei den privaten Feuerversicherungsgesellschaften gemeldeten Schäden auf Mängel der Feuerungsanlagen zurückzuführen sind. Ein fast ebenso großer Teil der Schäden wurde durch Haushaltungsgeräte verursacht. Besonders traurig ist die Feststellung, daß durchschnittlich täglich 44 Feuer durch fahrlässige Brandstiftung entstehen. Dies zeugt von einer außerordentlichen Unverantwortlichkeit gegenüber deutschem Volksvermögen.

Das erzeugen unsere einstigen Kolonien

Unsere einstigen Kolonien hatten zu Kriegsbeginn gerade ihre wirtschaftliche Anlaufzeit hinter sich. Die Investierungen an Kapital und Arbeit begannen sich in einem beträchtlichen Anwachsen der Erzeugung bemerkbar zu machen. Diese Erzeugung ist als Erbe der deutschen Pionier-Tätigkeit in den 19 Jahren seit Versailles noch erheblich gesteigert, so daß sich die deutschen Kolonien zu einem beachtenswerten Wirtschaftsfaktor entwickelt haben. Schon heute könnten mehrere Wirtschaftsgruppen im Reiche ihren Einfuhrbedarf aus dem Gebiet der ehemaligen deutschen Kolonien decken. Zweifelsohne würde aber ein vermehrter Einsatz an Maschinen und Arbeitskraft bald eine noch höhere Erzeugung ergeben. (Tuszkay, Zander-Multiplex K.)



Der Führer auf dem Balkon des Rathauses in Linz. Links: Der neue Bundeskanzler Dr. Seyß-Inquart

←«« **Das ist Deutschland!** (Kartendienst E. Zander, Multiplex-K.)

Oesterreich ein Land des Deutschen Reiches

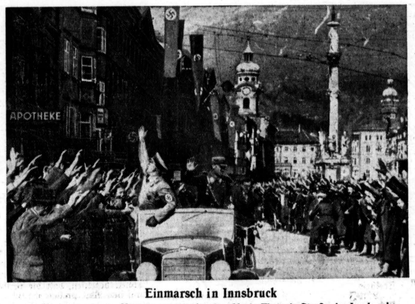
General der Infanterie von Bock

Mit der Befehlsführung der nunmehrigen deutschen Wehrmacht innerhalb der österreichischen Landesgrenzen wurde General der Infanterie von Bock beauftragt.

Kommissarischer Leiter der NSDAP. in Oesterreich

Gauleiter Bürckel, Saarpfalz, wurde beauftragt, die NSDAP. in Oesterreich zu reorganisieren.

Zander-Multiplex-K.)



Einmarsch in Innsbruck

Die freudig erregte Menschenmenge in der Maria-Theresia-Straße in Innsbruck. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Mit großer Begeisterung

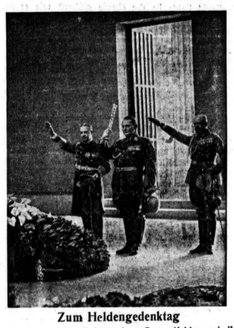
wurden die deutschen Truppen in allen Städten Oesterreichs empfangen. (Zander-Multiplex)

Im historischen Schloß zu Breslau

wurde der 125. Jahrestag der Stiftung des Eisernen Kreuzes durch die Wehrmacht feierlich begangen. Generaloberst von Brauchitsch spricht. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Japanische Schwerter für Adolf Hitler und Benito Mussolini

In Erinnerung an die Unterzeichnung des Antikomintern-Abkommens zwischen Deutschland, Japan und Italien wird die Joungmens-Federal-Association in Tokio dem Führer und Reichskanzler, sowie dem italienischen Regierungschef je ein Schwert schenken. — Unser Bild zeigt das für Adolf Hitler bestimmte japanische Schwert mit seinen Herstellern. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)



Zum Heldengedenktag

Im Auftrage des Führers legt Generalfeldmarschall Göring im Beisein von Generaloberst v. Brauchitsch und Generaladmiral v. Raeder einen Lorbeerkranz am Ehrenmal nieder. (Zander-Multipl.)

Ein alter Plan wird Wirklichkeit

Der Kongreß des Internationalen Leichtathletikverbandes in Paris hat beschlossen, daß vom 1. Januar 1939 ab die kurzen Laufstrecken mit Startblock zu starten sind. Der vielfache deutsche Hürdenmeister Troßbach führt die Startmaschine des amerikanischen Sportlers Kirby vor. (Schirner, Zander-M.-K.)

Italien erkennt die Wiedervereinigung Oesterreichs mit dem Reich an

Vom Großen Rat des Faschismus in Rom wurde zu den Vorgängen in Oesterreich Stellung genommen und die Wiedervereinigung Oesterreichs mit dem Reich anerkannt. Diese Entschließung der italienischen Regierung wurde noch in der Nacht vom Minister für Volksbildung, Alfieri (in der Mitte des Kreises der Zuhörer) in feierlicher Weise im Palazzo Venezia bekanntgegeben. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Zum erfolgreichen nationalspanischen Großangriff an der Aragonfront

Links: General Davila führt den Oberbefehl über die bei dem nördlich von Teruel erfolgten Vorstoß eingesetzten Truppen. — — — Rechts: General Aranda kommandiert das südlich von Montalban vorgehende galicische Armeekorps. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Filmbau spielt mit!

Unterhaltung mit dem Filmarchitekten Franz Schroedter

In einer Höhle begann unsere Bekanntschaft, in einer richtigen Räuber- und Schmugglerhöhle, deren zerklüftete Oeffnungen Ausblicke in ferne Weiten gewährten. Diese Schmugglerhöhle schien ja in schwindelerregenden Höhen zu liegen, da war sie bestimmt sicher vor neugierigen Grenzsoldaten. Allerdings hätten die Herren Schmuggler nicht in fester Bindung mit der bildschönen Carmen stehen dürfen, denn deren kurtze Röcken hatten es einem jungen Leutnant schließlich doch so heftig angetan, daß er ihr bis in die Schmugglerhöhle folgte und einer der Ihrigen wurde. Nun lag er da, zerlumpt und krank und erinnerte sich in seinen Fieberphantasien an sein stolzes Regiment, — Zu spät! Die schöne Carmen hatte ihn fest in ihrem Netz.

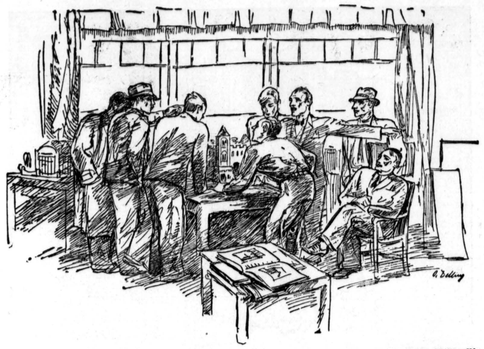
„Es wachsen die Bäume, es dehnt sich das Haus" Zeichnung Delling-Ufa (4)

Vielleicht liebte sie ihn ebenso glühend wie er sie. — Wer kann eine andalusische Frauenseele ergründen! — Aber das wollten wir ja gar nicht, der Filmarchitekt Franz Schroedter und der neugierige Berichterstatter, sondern wir wollten uns nur einmal die unechtest echt wirkende Höhle ansehen. Aber wenn einem da solche begaubernde Schönheit wie Carmen, alias Imperia Argentina, entgegentritt, dann vergißt man alle Sachlichkeit und Technik.

Diese spanische Künstlerin wirkt in ihrer Rassen. sischen Schönheit faszinierend. Sie spielt beide Versionen des Ufa-Films (Hersteller Froelich-Film) „Andalusische Nächte" (wie der „Carmen"-Stoff hier heißt), spanisch und deutsch, so daß man sie schon um der rein physischen Anstrengungen willen bewundern muß. Wenn die eine „Version" Pause hat, muß sie vor wie nach frisch in der Szene bleiben und ihre Rolle noch einmal spielen. — Glücklicherweise hat sie in Herbert Maisch und Florian Rey zwei Regisseure von künstlerischem Feingefühl, die ohne ein lautes oder heftiges Wort die Aufnahmen dirigieren.

Mit diesen beiden Spielleitern, die beide eine eigene Auffassung von dem „Carmen"-Stoff hatten, mußte sich nun auch der Architekt Franz Schroedter auseinandersetzen, bevor er an seine schwierige Aufgaben gehen konnte, andalusische Bauten stil- und trotzdem stimmgerecht ins Atelier zu zaubern. Doppelt schwierig, weil wirkliche Spanier in diesen Bauten spielen sollen, Spanier, die ihre Sitten, Landschaften und Baulichkeiten natürlich bis ins Letzte kennen. Zweimal konnte auch nicht gebaut werden, sondern die Dekorationen mußten für die deutsche wie für die spanische Fassung gleichermaßen Verwendung finden. Da muß der Architekt nicht nur Künstler im Entwerfen malerischer Bilder, nicht nur Kunsthistoriker, nicht nur Bauschmann sein, sondern auch ein wenig — Diplomat. Ich kann es mir jedenfalls nicht anders vorstellen, wie er sonst zwischen zwei künstlerischen Regietemperamenten den erhitzenden Ausgleich finden sollte. Franz Schroedter hat es mir nicht verraten, und ich war auch gar nicht neugierig.

Jedenfalls hat der findige Architekt damit begonnen, daß er alle 40 Dekorationen dieses romantischen Films in kleinen Modellen ausführen ließ, die ihm dann bequem als Grundlage für die Regiebesprechungen dienten. Da wurden die Straßen Sevillas mit der Kaserne, den Torbögen, den Mauern und Plätzen genau so im winzigen Maßstab ausgeführt, wie sie später im Atelier erstehen sollten. Nachdem in den Regiesitzungen die endgültige Form der Bauten und einzelne Aenderungen am Modell festgelegt worden waren, wurde für jede Szene die Stellung der Kamera, der Lampen und der Hauptdarsteller genau markiert und zwar



Zeichnung Delling-Ufa

Der künstlerische und technische Stab eines neuen Films berät an den Modellbauten des Architekten den „Fahrplan" der Dreharbeit (4)

für jede Version gekennzt, so daß bei der eigentlichen Dreharbeit alles wie am Schnürchen ging.

„Daß ich auch an die Stellung der Lampen denke," erklärte mir Franz Schroedter, „hat seinen Grund darin, daß ich jeden Demonstrationsbau in der Stimmung der Handlung ausführe. Ich tünche nicht einfach Wände eintönig an, sondern ich setze die Farben in bestimmten, auf den Inhalt der Szene und für die dazu notwendige Beleuchtung abgestimmten Schattierungen auftragen. Meine Dekorationen müssen in Stimmung sein, nämlich in der vom Autor und Spielleiter gewünschten Stimmung der Spielhandlung. Ich stelle ja keine nüchternen Alltagsbauten hin, sondern ich entwerfe vor dem Bauen künstlerisch wirkende Bilder, die dem späteren Filmbilde auf der Leinwand entsprechen sollen. Für mich als Filmarchitekt besteht die schwierige Aufgabe, diese künstlerischen, dem Drehbuch entsprechenden Bilder durch sachlich ausgeführte Bauten in die Tat umzusetzen. Das soll aber nicht heißen, daß nun die Dekoration im Atelier bereits die volle künstlerische Wirkung ausstrahlt, das kann sie erst im Film, durch das Objektiv der Kamera gesehen. Deshalb muß ich auch meine Bauten technisch so ausführen, daß sie dem Objektiv der Kamera wirksam erscheinen.

Ein anderes heikles Gebiet für den Architekten ist das der Stildarstellung. Der Ufa-Film „Heimat" (Hersteller Froelich-Film) spielt beispielsweise im Jahre 1885. Damals galt bei den Damen der sog. „Cul de Paris" als große Mode, während in der Zimmerausstattung eine gewisse Ueberladenheit mit Bildern, künstlichen Blumen, Vorhängen und Polstermöbeln vorherrschte. Da gilt meine erste Frage beim Spielleiter, soll man ganz stilecht bauen oder den Zeitstil nur „stilisieren". Im Interesse einer leichteren Verständlichkeit bei unserem heutigen, vor allem beim jüngeren Publikum wird dann nur angedeutet. Wie bei den Damenmoden der „Cul" verschwand, so hieß auch die Ueberladenheit verschwinden und deutete die Zeit durch wenige, dafür aber typische Einrichtungsgegenstände an.

Damit war im Ufa-Atelier zu Tempelhof allmählich Betriebsschluß eingetreten, so daß unsere aufschlußreiche Unterredung ein gewaltsames Ende fand, vor allem da sich Franz Schroedter die Vorführung einiger Muster ansehen mußte.

Lüthe-Lydor.

Katastrophen auf Bestellung

Die Unsichtbaren von Hollywood. — Der Mann, der den Mond aufgehen läßt

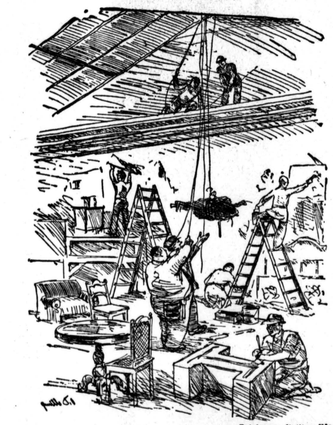
Nur die Fachleute kennen die „Unsichtbaren von Hollywood", jene Männer, deren Namen auf keinem Plakat erscheinen und die doch unentbehrlich sind für die Dreharbeiten eines Filmes. Ihre Gehälter sind oft nicht minder groß als die der Filmstars, denn sie haben sich auf Dinge spezialisiert, in denen sie Meister sind. Man denke nur an James Basevi, den Mann, der Katastrophen aller Art auf Bestellung liefert. Er ist der Künstler, der das Erdbeben in „San Franzisko", eine neue einzigartige Höhsteleistung der Trickfilmtechnik, „gemacht" hat, für ihn, der ein eigenes streng bewachtes Laboratorium hat, in dem er seine Geheimnisse hütet, gibt es keine Schwierigkeiten.

James Basevi läßt Schiffe untergehen und Städte verbrennen, er zaubert eine Heuschreckenplage auf die Leinwand und fotografiert eine Springflut, die eine Insel verschlingt, er läßt Eisenbahnzüge zusammenstoßen und flimt einen verheerenden Taifun, den er in seinem Laboratorium erzeugt. Fast noch berühmter aber ist Lou Whitte, der „Wettermacher von Hollywood". Es kommt selten vor, daß ein Film, in dem es schneit, im Winter aufgenommen wird. Dagegen fügt es der Zufall um so häufiger, daß man blühende Rosen und Frühlingssonne braucht, wenn die Herbststürme durch das Filmparadies brausen. Dann greift Lou Whitte ein, dessen Spezialität Wolken, Monde in allen Größen und Phasen, Sterne und Nebel sind. Er zaubert Ihnen mit vielen technischen Geheimmitteln einen romantischen Mondaufgang vor, bei dem sich die Helden programmgemäß verliebt in die Arme sinken können, ohne daß Sie ahnen, daß dieser Mond unecht war. Geradezu berühmt geworden ist er durch die Herstellung eines täuschend nachgemachten künstlichen Nebels, der zudem noch angenehm parfümiert ist. Was würde es kosten, wenn Lou Whitte nicht da wäre und die Regisseure auf einen wirklichen totalen Nebeltag warten müßten!

Nennen Sie Zif Nelson? Er ist der General von Amerikas Filmstadt. Wo immer es auf der Leinwand zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommt, sei es, daß römische Legionäre in den Kampf stürmen oder die Indianer gegen die verhaßten Bleichgesichter um ihre Freiheit kämpfen, ruft man „General" Dick Nolson, den konkurrenzlosen Kenner aller Kampfarten und Schlachtordnungen vom Altertum bis in die jüngste Zeit. Er vermag einen Tankangriff ebenso echt und fachmännisch darzustellen, wie das Wagenrennen in „Ben Hur", er kommandiert eine Kavallerieattacke, die an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und kann sowohl für die Darstellung eines Schiffsgefechtes wie für die der Indianerschlacht am Little Bighorn strategische Pläne aus dem Kopf ausarbeiten.

Ein Spezialtalent unter den „Unbekannten von Hollywood" ist auch Campbell Macculugh, in dessen „Central Casting Office" alle Leute genau registriert sind, die ihrer Erscheinung nach große Gestalten der Vergangenheit und der Zeitgeschichte gleichen. Wenn man einen Darsteller des großen Abraham Lincoln braucht, der nur in einer kurzen Szene auf der Leinwand erscheint — Campbell hat bestimmt einen solchen Mann auf Lager, der dem Präsidenten täuschend ähnlich sieht. Hier gibt es Napoleons, Franklins, Washingtons, aber auch „Doubles" von Roosevelt und Bernhard Shaw. Auch Friedrich der Große, Heinrich VIII., Nero und Julius Cäsar sind in dieser merkwürdigen Sammlung vertreten, in der man sich historische Persönlichkeiten gegen angemessenes Honorar bestellt.

Schließlich sei noch Ernst Dan erwähnt, der die Hüte der Filmstars entwirft. Er spielt besonders bei historischen Filmen eine Rolle, denn seine Hüte sind nicht nur ihren Trägerinnen, sondern auch dem vorgeschriebenen Zeitstil angepaßt und machen häufig Mode. So stellte er den Hut der Garbo in ihrem letzten Film „Gräfin Walewska" her, eine Art Postillonhut napoleonischer Prägung, der gegenwärtig der letzte Modeschrei in Paris ist.



Zeichnung Delling Ufa

Die schweren Geschütze der Scheinwerfer werden auf den „Brücken" über der Dekoration in Stellung gebracht

Zeichnung Delling-Ufa

„Das Spiel kann beginnen" (4)

Zeichnung Delling-Ufa

Auch Fußboden und Wandflächen werden milieuecht abgestimmt

Große Tage vor 125 Jahren

Deutschlands Erhebung - Zur Stiftung des Eisernen Kreuzes
Vor 125 Jahren begannen die Befreiungskriege

Napoleons Winterfeldzug nach Rußland hatte eine unglückliche Wendung genommen. Der Stern des großen Korsen war erloschen. Preußen hatte Napoleon für den Zug nach Rußland ein Hilfskorps von 20 000 Mann gestellt, das Ende des Jahres 1812 noch völlig unversehrt und mit allen Kampfmitteln versehen, in den russischen Ostseeprovinzen stand.

Am 30. Dezember 1812 schloß York in einem kleinen Ort Ostpreußens, der den berühmt gewordenen Namen Tauroggen trug, auf eigene Faust eine Konvention mit dem russischen General von Diebitsch. Die Bildung freiwilliger Jägerkorps setzte, vom König tatkräftig gefördert, im ganzen Lande ein. Am 10. März 1813 stiftete Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz, und am 17. März erfolgte der Aufruf an mein Volk: „... Wir unterlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg ... " Worte, die nach einem Jahrhundert noch einmal gelten sollten. Die Lage war damals die gleiche, wie die nach dem Schandfriedtat von Versailles, das ebenfalls bestimmt war, als ewiges Objekt des Unfriedens zwischen den Völkern zu ziehen, bis, wie in damaliger Zeit, dem Volke Männer entstanden, die die Ketten sprengten.

Am 28. Februar 1813 hatte Hardenberg in Kalisch den regulären Bündnisvertrag mit Rußland geschlossen. Die Fürsten hielten sich abseits, aber aus dem Volke kamen Männer, die, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, bereit waren, in einem befreiten Vaterland zu leben oder dafür zu sterben. Theodor Körner gräbt in diesen Tagen seinen Namen mit ehernen Lettern in die deutsche Geschichte. Das Lützower Freikorps entsteht, und was nicht zu den Waffen eilen kann, trägt durch materielle Opfer bei zu dem neuen Aufstieg.

128 000 Mann stark ist Preußens Heer. Dazu kommen 150 000 Mann Landwehr. 36 000 Mann standen unter Blücher in Schlesien, und 54 000 Mann unter Yorck und Bülow in der Mark Brandenburg. Napoleon stand mit 350 000 Mann zu Anfang des April an der Elbe, ihm gegenüber der russische General Kutusow, der den Oberbefehl über die verbündeten Heere hatte. Bei Möckern und Großgörschen gerieten die Verbündeten in Nachteil und zogen sich zurück. Da Napoleon jedoch ebenfalls starke Verluste hatte, kommt es im Juni zum Waffenstillstand von Poischwitz.

Der Vertrag von Reichenbach bringt den Anschluß Oesterreichs, es folgen weiter Schweden und England, so daß das Heer der Verbündeten auf 450 000 Mann anschwillt. Drei große Armeen schreiten zum Angriff: Die Hauptarmee unter Schwarzenberg, die Schlesische unter Blücher, und die Nordarmee unter dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden. Napoleon steht bei Dresden. Eine Armee von 70 000 Mann, die er gleichzeitig gegen Berlin schickt, wird unter Oudinot bei Großbeeren geschlagen. Napoleon besiegt darauf die böhmische Armee bei Dresden. Unmittelbar darauf unterliegt Macdonald mit 100 000 Mann Marschall Blücher an der Katzbach. Napoleon geht nach Leipzig zurück, wo im Oktober des gleichen Jahres die Entscheidungsschlacht stattfindet, die Deutschland endgültig vom Joche befreite.

Die damalige Königliche Eisengießerei in Gleiwitz, in der im Jahre 1813 die ersten Eisernen Kreuze gegossen sind.

Vor 125 Jahren erfolgte die Stiftung des Eisernen Kreuzes durch König Friedrich Wilhelm III. Es wurde nach dem hier wiedergegebenen Entwurf Gottfried von Schinkels ausgeführt

Die Völkerschlacht bei Leipzig
Einzug der „Verbündeten" in Leipzig nach der Schlacht am 19. Oktober 1813

Blücher zwischen Ligny und Belle-Alliance
Nach einer Zeichnung von R. Eichstaedt. (Scherl-Archiv 3, Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Die Stunden der Entscheidung

Der König rief das Volk — Der Sturm brach los

In den erregten Märztagen des Jahres 1813, als die Ereignisse ängstlichen Gemütern über dem Kopf zusammenschlugen, anderen vorwärtsstürmenden Geistern dagegen sich alles viel zu langsam entwickelte, fanden in Breslau, in der nächsten Umgebung des Königs, jeden Abend im Büro des Staatskanzlers von Hardenberg Zusammenkünfte führender Männer statt, um die Ereignisse des Tages und die Maßnahmen für den nächsten zu besprechen. Außer dem Staatskanzler selbst nahmen Scharnhorst, Gneisenau, Thile und andere daran teil. Auch der in Hardenbergs Büro beschäftigte Regierungsrat von Hippel war dabei, der später in seinem Werk „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III." über diese Besprechungen berichtet hat. Hippel war es auch, dem die Aufgabe zufiel, den Aufruf des Königs an das Volk zu entwerfen. Als nämlich Mitte März das von Ancillon, dem früheren Erzieher des Kronprinzen, sehr gründlich ausgearbeitete Manifest vorlag, durch das der Krieg öffentliche Tatsache werden sollte, dieses Manifest aber viel zu umständlich und dem Geist der Stunde durchaus nicht entsprechend war, machte Hippel die Bemerkung, „Preußen befinde sich, nach allen der Welt bekannten Vorgängen in so augenscheinlichem Recht, daß eine einfache öffentliche Anrede an das Volk genügen werde." Dieser Vorschlag traf das Richtige. er wurde vom König genehmigt, und Hippel entwarf den Wortlaut des Aufrufes, der am folgenden Tage, dem 17. März, veröffentlicht wurde und der in seiner monumentalen uns heute besonders tief ergreifenden Sprache alles das zusammenfaßte, was das ganze Volk bewegte:

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauet auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand, keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Sollte ein so gewagter Kampf, wie er angekündigt wurde, glücklich durchgeführt werden, so war der gute Wille des Volkes allein nicht ausreichend, sondern es mußte der ordnende Geist eines Scharnhorst hinzutreten, um die Kämpfer in kürzester Zeit zu organisieren; jetzt war die Zeit erfüllt, da Scharnhorst den seit langen Jahren gehegten Gedanken, die Errichtung einer Landwehr und eines Landsturms, ins Leben treten lassen konnte. Hippel berichtet, daß ihm die Landwehrordnung von Scharnhorst ganz vollendet bereits im Februar eingeliefert worden sei, und am gleichen Tage mit dem Aufruf „An mein Volk!" erschien der

Aufruf zur Bildung der Landwehr.

„Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besonderen Schutz nimmt, die ihr Vaterland im unbedingten Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen.

Preußen, würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunsch vom fremden Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher bereits Männer voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes; gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn s Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt."

Weiter wird in dem Aufruf davon gesprochen, daß die Zeit nicht erlaubt habe, mit den Ständen über die Landwehr zu beraten, und die Zuversicht ausgedrückt, daß das Volk in dem letzten entscheidenden Kampf für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden werde, den alten Namen treu zu bewahren. Wer sich aber seiner Pflicht zu entziehen suchen sollte, „den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung aller, die für das, was den Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen."

Dietrich Eckart als Dichter und Kämpfer

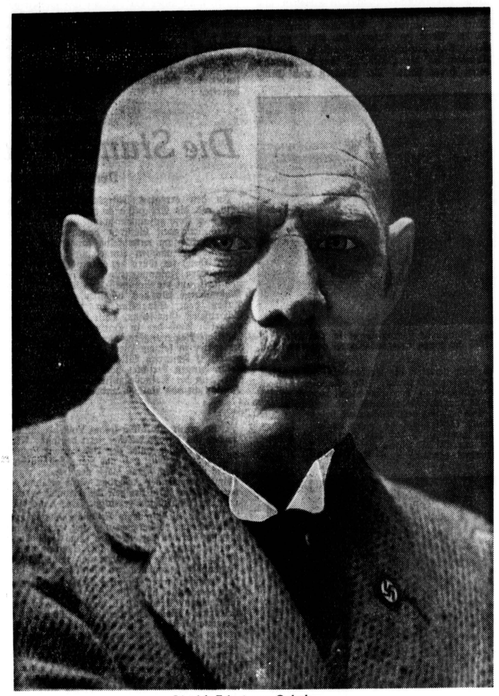
ZU SEINEM 70. GEBURTSTAGE AM 23. MÄRZ

Von Josef Stolzing-Cerny

Es ist nicht gerade eine erhebende Vorstellung, wenn man dessen gedenkt, wie so manche schöngeistige Schriftsteller, die noch vor fünf Jahren lustig und behaglich im Fahrwasser des Systems dahin plätscherten, sozusagen über Nacht entdeckten, daß sie eigentlich schon von ihrer Geburt der Nationalsozialisten waren. In derselben Vorkriegszeit, als diese Leutchen mit ihrer Schreiberei Vermögen verdienten, stand unser Dietrich Eckart im schwersten Kampfe ums Dasein. Nur ein einziger Mann von Klang und Namen hatte seine große Begabung gefördert; es war dies der damalige Generalintendant der königlichen Bühne in Preußen, Graf Hülsen-Haeseler, der es wagte, Dietrich Eckarts „Froschkönig" im königlichen Schauspielhaus zu Berlin aufzuführen, allein die Kritikaster der Berliner Presse, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, fielen mit einer derart gehässigen Wut über dieses Schauspiel her, daß es bald vom Spielplan wieder abgesetzt werden mußte. Derselbe Krawallantenlärm schallte uns aus der Berliner Presse entgegen, als in demselben Theater zu Anfang 1914 Dietrich Eckarts Neubearbeitung von Ibsens „Peer Gynt" zur Uraufführung kam, der Publikumserfolg war indessen damals so gewaltig, daß sich dieses Werk trotzdem Bahn brach und seither wohl in ungezählten Aufführungen über die deutschen Bühnen ging. Daher brachte Graf Hülsen-Haeseler zu Beginn 1918 auch Dietrich Eckarts „Heinrich der Hohenstaufe" zum ersten Male zur Darstellung. Der Dichter hatte dieses Drama, das wir ruhig als das beste geschichtliche Schauspiel, das uns seit Schiller, Hebbel und Grillparzer geschenkt wurde, noch vor Kriegsausbruch geschrieben. Es behandelt den bekannten Konflikt von Richard Löwenherz mit dem Hohenstaufer und läßt ihn in dem Austritt gipfeln, wo der englische König als Vasall vor dem deutschen Kaiser kniet. Ein solches Stück durfte doch nicht in einem Hoftheater gespielt werden, denn es hätte die trotz der kriegerischen Ereignisse nach wie vor unentwegt um Englands Gunst buhlende Politik des unseligen Bethmann-Hollweg durchkreuzen können, und so wurde es trotz des durchschlagenden Erfolges nach acht Wiederholungen abgesetzt. Auf Betreiben des Reichskanzlers . . .

Wenn nunmehr im nationalsozialistischen Deutschland auch in der Dichtkunst sich neues Leben und Blühen entfaltet, so dürfen wir nicht vergessen, daß unser Dietrich Eckart dabei der Vorkämpfer war. Denn muß es für das deutsche Drama der Vorkriegszeit als charakteristisch bezeichnet werden, daß es, vornehmlich unter dem Einflusse Ibsens und dann des französischen und russischen Realismus stehend, sich fast nur mit der Darstellung von Einzelschicksalen, dazu möglichst pathologischer Natur, befaßte, die höchstens eine bestimmte kleine Schicht oder Klasse näher angingen, niemals aber in die Breite und Tiefe des Volkes reichten, so erkennen wir in seinen beiden größten dramatischen Schöpfungen, dem „Peer Gynt" und „Lorenzaccio", das Musterium der echt deutschen Weltanschauung Eckarts, die in die Ewigkeit mündet. Hier ist er ganz Dichter, wogegen er uns in seinen „Familienabenden" und seinem „Frosch könig" auch als volkischen Kämpfer entgegentritt, der sein Schwert gegen die satte und dabei amoralische Behaglichkeit des liberalistischen Bürgertums der Wilhelminischen Periode erhebt.

Der echte dramatische Dichter ist immer ein Kämpfer, denn was er zu gestalten hat, ist ja nichts anderes als der Kampf zwischen Menschen. Dietrich Eckarts Kämpfernatur entfaltete sich aber am kräftigsten, als er nach dem unglücklich traurigen November-Zusammenbruch unseres Volkes 1918 sich sofort mit an die Spitze der Gegner des marxistischen Systems setzte, indem er seine Zeitschrift „Auf gut Deutsch" gründete. Persönlich hatte ich Dietrich Eckart im Frühjahr 1919 in Berlin kennen gelernt, wo ich als Pressechef des von Kapp gegründeten Deutschen Hochschulstabes arbeitete, das als besondere Kulturabteilung bestimmt war, für den Fall, daß der von Kapp geplante Sturz des Ratines Ebert und Genossen gelingen sollte. In München, wohin ich nach dem Fehlschlagen des Kappschen Unternehmens übersiedelte, setzte sich dann unsere Bekanntschaft fort. Dort war inzwischen die „nationale" Regierung v. Kahrs aus Ruder gekommen, und wenn wir uns auch über deren Schönheitsfehler keinerlei Täuschung hingaben, so hielt uns doch nichts anderes dort, als uns vorläufig wenigstens unter deren Fahne zu



Dietrich Eckart zum Gedenken
Am 23. März dieses Jahres wäre der nationalsozialistische Vorkämpfer und Freiheitsdichter 70 Jahre alt geworden. (Photo: Presse-Illustrationen Hoffmann)

sammeln. Dietrich Eckart hatte sich mit solcher Leidenschaft in die Wogen der politischen Kämpfe geworfen, daß er nicht mehr die Muße zu dichterischem Schaffen fand, und so entstand in dieser leider letzten Periode seines für uns viel zu kurzen Lebens wohl nur sein gewaltiger Kampfruf: „Deutschland erwache!" Was er sonst produzierte, das waren seine Beiträge zur seiner Zeitschrift und später für den „Völkischen Beobachter", als dessen Herausgeber er zeichnete. Aber da ihm die eigentliche journalistische Begabung fehlte, so wäre der „Völkische Beobachter" niemals fertig geworden, wenn wir, die Schriftleiter, uns auf ihn verlassen hätten!

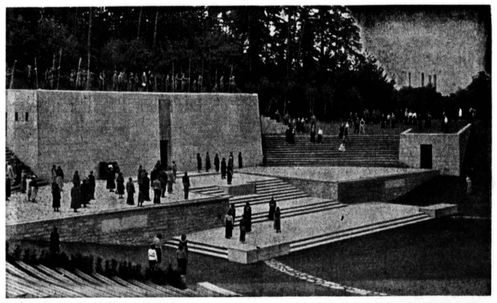
Verfaßt war ihm auch die Gabe eines hinreißenden rednerischen Flusses, die Kunst, die Masse zu packen und zu begeistern; er vermochte es auch nicht, in der freien Rede wohlgeformte Sätze zu prägen. Genau so, wie er als Dichter mit dem Ausdruck rang, immer wieder an seinen Versen oder seiner Prosa bosselte und verbesserte, so auch wenn er auf dem Podium als Redner stand. Aber mit seinem Witz und Humor wußte er doch die Zuhörer zu fesseln. So entsinne ich mich, daß er einmal in dem großen Saale des Hofbräuhauses sprach. Mitten in einem Satz hielt er inne: „Das habe ich nicht richtig gesagt, es muß anders heißen. Ich fange also noch einmal an." Allgemeines Gelächter, in das er selbst einstimmte, worauf er fortfuhr: „Sie werden es jetzt gleich hören, wie ich mir die Sache richtig gedacht habe!"

Hätte er nichts anderes geschrieben als sein flammendes kurzes Gedicht „Deutschland erwache!", er wäre als einer der Bannerträger unserer Bewegung schon unsterblich geworden, allein sein ganzes Wirken und Schaffen ist von nationalsozialistischem Geiste erfüllt und getragen. Insbesondere in seinem letzten großen Werke, dem „Lorenzaccio", dessen Vorwurf ihn schon beschäftigte, als er in den dreißiger Jahren stand. Ein in strenge künstlerische Form gebanntes, in sich ruhendes Meisterwerk, das ich wegen der Tiefe seiner Gedanken und der mystischen Ahnungen, die es in uns erweckt, nahe an Goethes „Faust" heranrücken möchte. Gibt uns Gobineau in seiner „Renaissance" nicht nur farbig, sondern auch geistig ein geradezu plastisch getreues Bild dieser künstlerisch wie geschichtlich uns gleich mächtig fesselnden drei Jahrhunderte des späten Mittelalters und der frühesten Neuzeit Italiens, so gelingt dies Eckart in seinem „Lorenzaccio" nicht minder gut im Kolorit, aber er begnügt sich nicht damit, ein historisches Drama zu schaffen, sondern sucht dabei den Sinn des Lebens selbst zu deuten und die Erlösung daraus zu weisen. Wie bedeutungsvoll tritt Lorenzaccio Alhasver, der ewige Jude, entgegen, der Versucher, unser steter Gegenpol. War doch der Glaube Dietrich Eckarts an Deutschlands Zukunft unbegrenzt!

Oder war er in den furchtbaren Wochen, die er, der schwer herzkranke Mann, in der Gefängniszelle zu Stadelheim bei München verbrachte, die ich selbst aus eigener Anschauung kenne, doch wankend geworden in seinem Glauben? Als ich in Berchtesgaden an seiner Leiche stand und den fein modellierten Schädel mir zu dauernder Erinnerung einprägte, da suchte ich vergebens nach einer Nachnilchkeit mit dem Lebendigen. So entstellt war das Antlitz Dietrich Eckarts. Der Mund zusammengepreßt wie im Kampfestrotz, finsteres Gewölk schien auf den Augenbrauen zu ruhen, und in den scharfen Gesichtsfalten tatbereite Härte zu liegen. War er dahingeschieden in der Verzweiflung darüber, von seinem heißgeliebten Volke den nahen Untergang doch nicht abwenden zu können?

Sicher nicht. Noch wenige Tage vor seinem Tode lag er in einer ihm befreundeten Familie aus dem Egmont die Szene vor, wo Klärchen die schlaffen Bürger vergeblich aufzureizen sucht. Egmont mit Gewalt aus dem Kerker zu befreien. „Klärchen", sagte er mit lieben Lächeln, „das ist die deutsche Volksseele." Ruhig und ohne Todeskampf schlummerte er in jene Welt hinüber, die jenseits der des Wahns, hinter dem bunten Schleier liegt, mit dem uns Maja umspinnt. Ihm, dem im Leben immer Ruhelosen, vom Schicksal hart Geschmiedeten, der aber aus aller Irrnis den rechten Pfad zum Heile stets von neuem fand, um zum Schlusse sich selbst dem deutschen Volke zum Opfer darzubringen, erklang wohl in seinen letzten lichten Augenblicken die tröstende Stimme der Singenden, die auch in seinem „Lorenzaccio" das Sterben verklärt:

„Ewig leuchtet deine Seele
Ueber alle Welten hin;
Irrtum ist es, daß sie fehle,
Doch der Irrtum ist Gewinn.
Nie kann ihr die Gnade schwinden,
Dunkelt noch so sehr der Wahn —
Alle werden heimwärts finden,
Du, du hast es längst getan."



Die Dietrich-Eckart-Freilichtbühne (Scherl Bilder-Dienst, Zander, K.)

ROMAN von HENRIK OYEN

„All-Schlangenloch! Umsteigen!" rief der Schaffner des Pullman-Wagens und sprang vom Zug. **„Verdammte Nacht heute! Als hätte sie der Teufel ausgespuckt!"**

John Pibody folgte ihm langsam. Er teilte die Ansicht des Schaffners vollkommen. Es war Dezember, Mitternacht, dunkel und kalt. Ein feiner, pulvriger Schnee fegte ihm, von einem scharfen Wind getrieben, ins Gesicht.

John warf einen Blick auf die strahlende Wärme und Behaglichkeit des Zuges, dann starrte er in die rauhe Dunkelheit vor ihm und biß grimmig in seine Zigarre.

Alt-Schlangenloch bot keinen erfreulichen Anblick. Umringt von Lärchen, Kiefern und Föhren hatte der Ort tagsüber vielleicht etwas Malerisches. Aber um Mitternacht, in einer sternlosen Winternacht, flößte die trostlose Wildnis Schrecken ein.

„Ich habe wirklich schon eine nettere Gegend gesehen!" knurrte John Pibody.

Während der Schaffner Johns kleinen Handkoffer neben die Geleise stellte, schüttelte er verwundert den Kopf. Er begriff nicht, daß jemand, der so verschwenderisch mit Trinkgeldern umging, den Wunsch hatte, in dieser nächtlichen Einsamkeit aus dem Expreß zu steigen.

„Sehen Sie das Licht dort hinten, Herr?" fragte er und wies auf einen roten Punkt in der Finsternis. **„Das ist Ihr Zug . . . Ja, Herr, das ist der Zug, der Sie nach Black Bear Lake bringt. Beeilen Sie sich.** Ein gemischter Zug, Herr, mit Lastwagen und Personenwagen. Ich hätte Ihnen gern das Gepäck hinübergetragen, aber es ist leider keine Zeit mehr, wir fahren gleich. Viel Glück, Herr, und **bestes Dank!"**

Der Schaffner sprang in den Wagen und schlug die Tür hinter sich zu. Die Räder rollten an. John sah den Lichtern des Expreß nach, die in der Dunkelheit verschwammen. Dann erinnerte ihn die tiefe Stille daran, daß er allein war.

Mit gesenktem Kopf kämpfte er gegen das Schneetreiben an und stapfte dem Zug zu, der ihn die dreißig Meilen nordwärts, nach Black Bear Lake, bringen sollte. Es war die Eisenbahn-Haltestelle, die dem Besitz seines Onkels John am nächsten lag. — —

Ein kleiner Schaffner wies John seinen Platz in dem Bimmelbähnchen an. Der nächtliche Fahrgast schien den Mann zu interessieren. **„Haben Sie ein Zündhola, Herr?"** begann er ein Gespräch.

John hatte eine Schachtel Zündhölzer bei sich.

„Könnte wetten, Sie haben aber keine Zigarre?"

„Sie werden verlieren", sagte John lachend und nahm eine Zigarre aus der Tasche. **„Hier! Was würden Sie dazu sagen, wenn ich mir auch eine anstecke?"**

Ein mächtiges Grinsen lief über das runde Gesicht des Schaffners. Als er die Zigarre anzündete und ihren feinen Duft spürte, zwinkerte er mit den Augen. **„Oh"**, sagte er ehrfürchtig, **„könnte wetten, das Ding kostet seine zehn Cent, kann möchte ich nur noch eins wissen, worum in des Teufels Namen reist ein Mensch, der solche Zigarren raucht, bei diesem verdammten Wetter nach Black Bear Lake? Weiß wohl, daß mich das nichts angeht, aber möchte es doch gerne wissen — wenn Sie nichts dagegen haben, Herr."**

John lachte. **„Wieso? Was ist denn los mit Black Bear Lake?"**

„Diese Zigarre da", sagte der kleine Mann, **„diese Zigarre sagt mir, daß sie ein Mann sind, der gewohnt ist, erste Klasse zu reisen** und im Speisewagen zu essen und in großen Hotels zu wohnen. Waren Sie schon mal in Black Bear Lake? — **„Nein."**

„Dann will ich Ihnen was sagen, Herr. Das beste, was dort zu haben ist, ist 'n Fußboden in einer Hütte für zehn Mann, verstanden?"

„Danke!" antwortete John. **„Ich denke** nicht daran, dort länger zu bleiben, als nötig ist. Ich will nur Mister John Pibody besuchen. Er lebt, soviel ich weiß, nicht weit von Black Bear Lake, irgendwo in den Wäldern."

Der kleine Mann nahm seine Zigarre aus dem Mund. **„Nach Pibody-Fall wollen Sie?"**, fragte er erstaunt. **„Das ist noch schlimmer! Sagen Sie, werter Herr, warum wollen Sie nicht gleich zum Nordpol? Waren Sie schon mal in Pibody-Fall?"**

„Ist es eine Stadt?" fragte John.

„Nein, nur eine kleine winzige Siedlung oben in den Wäldern. Sie gehört dem ungekrönten Herrscher hier herum, dem Holzkönig John Pibody. Haben Sie ihn schon mal kennengelernt? Wir rufen ihn hier Wolf Pibody, vergessen Sie das nicht!"

„Wolf Pibody?", wiederholte der junge John Pibody, **„warum Wolf?"**

Der Bremser grinste: **„Sagen Sie mal, Herr, Sie geben also wirklich dorthin? Geschäftlich?"**

„Ja — — — man kann's so nennen."

„Dann hören Sie gut zu: Was immer für Geschäfte Sie in Pibody-Fall machen wollen — Sie werden es mit Wolf John selbst zu tun haben. Und wenn Sie Ihre Geschäfte erledigt haben, wird Ihnen niemand mehr sagen müssen, warum er Wolf genannt wird!"

„Ist's weit von Black Bear Lake nach Pibody-Fall?", fragte John weiter, sobald sich der Kleine beruhigt hatte.

„So 'n dreißig Meilen den Big Beule-Fluß hinauf. Es führt ein schmaler Fahrweg hin. Das Holz kommt größtenteils den Fluß herunter. Vielleicht können Sie ein Gespann mieten, das Sie hinführt. Der Agent am Bahnhof hat ein Paar Pferde. Manchmal nimmt er Leute mit hinauf. Vielleicht nimmt er Sie auch mit, sicher ist's nicht . . . Am besten ist's, Sie legen sich dorthin", fuhr er fort und wies auf eine Schlafstelle im Abteil. **„Nein, nein, Herr! Ich bleibe hier schön sitzen und genieße diese Zigarre da, solange es möglich ist. Gute Nacht!"**

*

John Pibody streckte sich lässig auf die harte Bank. Der Schlaf kam langsam; er hatte Zeit, über seine Erlebnisse nachzudenken! . . . Da hatte er's nun. Chef eines vornehmen Bankhauses hätte er werden können, Nachfolger seines ehrwürdigen Vaters Elihu Pibody. Aber er war eben — der Alte hatte wirklich recht — ein Taugenichts.

„Taugenichts", das war Elihu Pibodys letztes Wort gewesen, als er den Sohn in die kanadischen Wälder verbannt hatte. Der Onkel da oben in der Schneewüste war wohl der letzte, der sich für derlei Existenzen aus seiner Verwandtschaft noch interessieren konnte. Man hatte ihm John angeboten, als das Maß seiner Lausbubenstreiche voll war. Der Alte war kinderlos und selbst als Raubaus verrufen. Vielleicht . . . !

Und tatsächlich war eine Art von Einladung zu Pibody & Co. gelangt. Ein Telegramm nur, eine einzige Zeile:

„Das Bürschchen soll kommen, wenn es Manns genug ist herzufinden."

Und hinzufinden zu diesem Ort, wo eine andere Luft herrschte als in den langweiligen Bankbüros seines Vaters, das hatte John nun vor . . .

Sein Vater hatte steif mit dem Kopf genickt beim Abschied und war stumm aus dem Zimmer gegangen. John biß die Zähne aufeinander, als er daran dachte. Er wußte nicht, was vor ihm lag, aber jeder Ort war nun besser als das Elternhaus.

Der Wagen rumpelte und schwankte — eine einschläfernde Melodie. Trotz der unbequemen Lage fiel John in Schlaf. Er wurde erst bei hellem Tageslicht vom Bremser aufgeweckt. Der Mann schüttelte ihn kräftig: **„Black Bear Lake!"**

Ein herrlicher klarer Morgen kam über den Wäldern herauf und grüßte John Pibody, als er, den Handkoffer in der Rechten, aus dem Zug stieg und den Bahnsteig neugierig musterte.

Black Bear Lake wirkte trostlos und niederdrückend; aber man spürte doch die Weite, die Freiheit, die mächtige, große Natur, nach welcher sich John während seiner Haft im Büro so sehr gesehnt hatte. Mit einem Lächeln auf den Lippen, im Vertrauen darauf, daß sein Onkel den Stationsagenten von seiner Ankunft verständigt hatte, trat er in das Stationsgebäude.

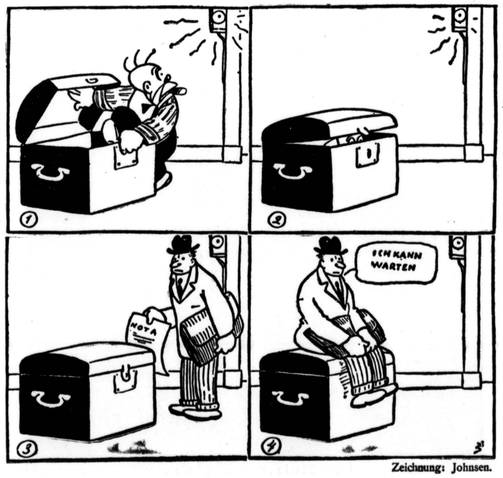
„Guten Morgen!" sagte er und ging auf den mit dünnem Drahtgitter abgesperrten Verschlag in der Ecke zu. **„Ich vermute, Sie haben eine Nachricht für mich, von meinem Onkel, John Pibody."**

Der Mann hinter dem Drahtgitter war klein und hatte schäbig aus. Er trug Augengläser, über die hinweg er jetzt John kalt anblickte. **„Wie heißen Sie?"** fragte er mürrisch. — **„John Pibody!"**

„Hm! Verwandt mit Mister Pibody?"

„Ich bin sein Neffe", sagte John geduldig. **„Hat er nicht . . . ?"**

„Ja, er hat!", schrie der Mann, dem man ansah, daß er Vergnügen daran fand, jemanden zu beleidigen. **„Er hat mir sagen lassen, ich soll auf einen Betrüger aufpassen, der herkommen wird, sich als seinen Neffen auszugeben, und er hat mir sagen lassen, daß, wenn irgend jemand hier unten versuchen sollte, Ihnen zu helfen, nach Pibody-Fall hinaufzukommen, dann wird er herkommen und ihn bei lebendigem Leibe schinden. Das läßt Ihnen Mister Pibody sagen, verstanden? Und ich kann Ihnen nur raten, gehen Sie zurück, woher Sie gekommen sind, und versuchen Sie nicht, uns hier etwas vorzuschwindeln. Und jetzt — schauen Sie, daß Sie hinauskommen."**



Zeichnung: Johnsen.

In Johns Augen blitzte es einen Augenblick auf. Aber dann beherrschte er sich und wandte sich um. **„Verstehe"**, sagte er ruhig. **„Sie haben den Mut, so zu mir zu reden, weil Mister Pibody das Ihnen gestatet hat.** Schon recht, mein Lieber. Ich komme noch einmal hier vorüber, und wenn Sie dann nicht meine Fäuste zu spüren bekommen, so kann es nur sein, weil Sie nicht mehr hier sind. **Auf Wiedersehen!"**

Draußen holte er sich Jimmy, den lustigen kleinen Schaffner heran.

„Wissen Sie, was dieser Kerl gegen mich hatte?", fragte er.

„Sicher", sagte der kleine Mann. Sein Benehmen zeigte nun eine merkwürdige Abkühlung. **„Sicher weiß ich es. Und Sie dürfen nicht glauben, daß es mir einfallen wird,** etwas gegen den Befehl Wolf Johns zu tun. Ich habe gar nichts gegen Sie, Freund, und Sie waren ja wirklich nett mit Ihren Zigarren, aber was Wolf John sagt, das gilt in dieser Gegend und — Sie müssen mich schon entschuldigen. 'nen Tag!"

„Warten Sie doch! Ist das die Straße nach Pibody-Fall?", fragte John und zog eine neue Zigarre heraus. **„Vorwärts, das können Sie mir doch sagen!"**

Der Bremser nickte und griff gleichzeitig mit einem Aufleuchten der Augen nach der Zigarre. **„Na! Dreißig Meilen sind's. Nicht zu verfehlen! . . ."** Und er lief davon und war bald verschwunden.

John kreuzte die Geleise und besorgte sich erst mal im Speisehaus eine Tasse dünnen Kaffees.

Es scheint, ich bin hier nicht sehr beliebt, überlegte er. Aber er schwor sich zu, auf alle Fälle der Siedlung Pibody-Fall einen Besuch abzustatten, seinem Onkel Auge in Auge gegenüberzutreten.

Dreißig Meilen hatte Jimmy gesagt, und er könne den Weg nicht verfehlen. Das bedeutete einen Marsch von acht Stunden! Der junge Pibody atmete tief auf und schritt mit großen Schritten aus . . .

Nach einigen Meilen raschen Marsches in der scharfen Luft gewann er seine natürliche frohe Laune wieder . . .

Aber gegen Mittag hatte er genug. Zweifel begannen ihn zu befallen. War es möglich, daß diese einsame Straße nach Pibody-Fall führte? Hatte ihn Jimmy nicht auf einen falschen Weg gewiesen? Hatte er sich verirrt?

Es war jetzt drei Uhr nachmittags. John, der sieben Stunden lang marschiert war, ohne genau zu wissen, wohin, wankte gerade den westlichen Hang der Hügelkette herab, als, in der vollkommenen Stille und Einsamkeit, der Knall eines schweren Revolvers sein Ohr traf. Sein Herz setzte freudig. Wo es Revolverschüsse gab, mußte auch ein menschliches Wesen sein.

Er blieb stehen, um die Richtung festzustellen, aus der der Schuß gekommen war. Da sah er aus einem Tamarisckengebüsch im Sumpfland einen länglichen, grauen Körper schlüpfen, der mit dem Bauch dicht am Boden wie ein Schatten über den Schnee glitt.

Fast im gleichen Augenblick gab es einen neuerlichen Knall. Der große Waldwolf sprang mit einem Knurren in die Höhe, fiel aber geifernd in den Schnee zurück. Entsetzlich jaulend, versuchte er sich davonzuschleppen. Gleich darauf kamen aus dem Gebüsch weitere vier Schüsse, und sie folgten einander so schnell, daß John sie kaum zählen konnte.

Beim vierten Schuß streckte der Wolf seine Läufe von sich und blieb, durch den Kopf getroffen, bewegungslos liegen. Die Zweige der Tamarisken wurden auseinandergebogen. Aus dem Gebüsch glitt auf langen Skiern eine Gestalt, deren Erscheinung in dieser Einsamkeit John verblüffte.

Es war ein junges, schlankes Mädchen. Es trug eine Art Eskimo aus Seehund mit weißen Fellen. Die Kappe war als Teil der Jacke gearbeitet, und schwere Eisenhaut-Mokasins waren fest an den Unterbeinen geschnürt. Die Kappe hielt das Mädchen in den Nacken gleiten während es aus dem Gebüsch hervorkam. Während es auf den Tamarisken dem toten Wolf knallte, lud es einen schweren sechsschüssigen Revolver

„Sie haben ihn!" brach es aus John, voll Freude über das Erscheinen eines menschlichen Wesens. **„Das nenne ich einen guten Schuß!"**

Sie drehte sich ganz verblüfft um. Aber sie zeigte keine Spur von Angst. **„Nicht**

schießen!", rief John lachend und hob seine Hände in die Luft. „Ich komme zu Ihnen."

Er sprang lachend den Hang hinab. Das Mädchen wartete. Es prüfte ihn ohne Verlegenheit vom Kopf bis zum Fuß, und John sah jetzt auch, daß die Augen des fremden Mädchens braun und wunderbar ruhig waren.

Sie steckte die Waffe weg. „Ich schieße niemals auf Wild, wenn es nicht sein muß", sagte sie mit einem bedauernden Blick auf den Wolf. „Ich würde die Waffe gar nicht tragen, aber ich darf ohne sie nicht in die Wälder hinaus. Ich wollte, ich hätte sie heute nicht bei mir gehabt, dann wäre das arme Tier da nicht tot."

John nickte. Zuerst war er ein wenig verwundert, daß das Mädchen so vertraulich mit ihm redete. Aber dann spürte er, daß es sich hier in der Wildnis genau so zu Hause fühlte wie ein anderer in einem Zimmer oder einem umzäunten Garten.

Die Fremde flocht plötzlich, Ihre scharfen Augen hatten seine Schuhe erblickt — es waren gute Schuhe für ein Stadtpflaster, aber jämmerlich ungeeignet für einen verschneiten Waldweg. „Sagen Sie, sind denn Ihre Füße nicht erfroren in diesen Schuhen? Sie könnten sich erkälten!"

Mit einem kläglichen Seitenblick auf das schwere Schuhzeug des Mädchens sagte John: „Ich wußte nicht genau, wie es hier in der Gegend aussieht, und war auch nicht auf einen langen Marsch vorbereitet."

„Sie müssen sobald als möglich die Schuhe wechseln, sonst werden Sie erfrorene Zehen bekommen."

„Ich hoffe, ich kann die Schuhe wechseln, sobald ich in Pibody-Fall bin. Das heißt — wenn ich überhaupt hinkomme."

Ihre Augen weiteten sich: „Sie sind auf dem Wege nach Pibody-Fall? Sind Sie vielleicht der Mann, den Onkel John erwartet?"

Nun war es an John, die Augen verwundert aufzureißen: „Ihr Onkel?" stammelte er. „Ich wußte gar nicht, daß er eine Nichte hatte."

„Er ist nicht mein richtiger Onkel, ich rufe ihn nur so."

„Ich glaube schon, daß ich der Mann bin, den er erwartet."

Das Mädchen sah ihn mit einem Blick an, in dem sich Staunen, Kritik und Bewunderung mischten. Dann sagte es rasch: „Also wir machen uns schleunigst auf den Weg. Es sind nur mehr zwei Meilen."

— — —

Die Lagersiedlung breitete sich am Fuße eines Hügels wie ein Schachbrett aus. Sie lag an einem breiten Fluß, der sich hier zum See weitete. Ein halbes Dutzend Lagerhäuser und große Sägemühlen standen am Ufer.

„Wie schön!" rief John, gebannt durch diesen Anblick. „Ja, es ist herrlich hier", sagte das Mädchen. „Aber wir dürfen jetzt keine Zeit mehr verlieren. Sehen Sie das große, weiße Gebäude am Ende der Straße? Das ist Onkel Johns Büro. Am besten ist's, Sie gehen dorthin. Ich fahre den Hang entlang, damit ich dann eine Abfahrt nach dem großen Haus dort habe . . . wo ich wohne."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Weg gezeigt haben", stammelte John. „Ich hoffe . . ."

Schon gut", sagte sie lachend und begann davonzugleiten. Er ging auf das weiße Haus zu, ungewiß des Empfanges, der ihm bevorstand. Er hatte bereits begriffen, daß sein Onkel John ein ganz ungewöhnlicher Mensch sein mußte. Trotz flammte in ihm auf, als er an der Schwelle des Büros stand. Mit zusammengebissenen Zähnen stieß er die Tür auf und trat ein.

Und dann wußte er schon, warum die Leute in Black Bear Lake so gewissenhaft Onkel Johns Befehlen gehorcht hatten. Ein alter Mann saß hinter einem breiten Schreibpult, ungefähr in der Mitte des Zimmers, dessen Wände mit präparierten Köpfen von Elentieren, Hirschen, Bären, Wölfen und Füchsen bedeckt waren. Aber John sah doch nur den alten Mann. Er beherrschte den Raum. Er glich den Riesenstämmen in den Wäldern draußen. In seinen guten Jahren mußte er ein Hüne gewesen sein. Sein Haar war schneeweiß, das Gesicht voller Falten.

Der alte Mann sah scharf über den Tisch auf den Eintretenden, und John gab den Blick fest zurück. —

Schließlich begann der Alte zu sprechen, und seine Stimme füllte den Raum: „Na, du bist ja ein tüchtiger Bursche! Wenn ich deine Mutter nicht gekannt hätte, würde ich meinen, daß du gar nicht von Elihu abstammst." Und als sich John unwillig aufrichtete, fuhr er fort: „Schweig! — Was willst du überhaupt hier von mir?" Er erhob seine Stimme: „Weißt du nicht, daß ich hierher in die Wälder geflüchtet bin, um von der Welt nichts mehr zu wissen, in der du lebst? Kannst du und dein Vater mich nicht in Ruhe lassen?" Während dieser Worte lehnte er sich mit beiden Armen über den Tisch. Sein Kopf war drohend nach vorn geworfen.

Aber unterdes hatte sich auch John von der Ueberraschung erholt. Er biß die Zähne zusammen und gab den Blick drohend zurück. Der alte Mann lehnte sich nun zurück. Seine grimmige Miene schien sich zu lösen, und in seinen Augen war jetzt deutlich zu lesen, daß der junge Mann, der sein Neffe war, doch irgendwie sein Gefallen fand.

„Gut Hunge!" brummte er. Er stand auf und streckte seine Hand aus. „Hättest mein Sohn sein können. Komm, gib mir die Hand. Ha!" rief er aus, als John seinen kräftigen Druck erwiderte. „Wo in Teufels Namen hast du diesen Griff gelernt? Da!" Er wies lässig auf einen Stuhl. „Erzähle!" befahl er.

John erzählte seine bittere Erfahrungen an der Station. „So marschierte ich allein los, und einige Meilen von hier begegnete ich einem Mädchen, das dich Onkel John nannte, und es führte mich dann hierher.

„Das war Peggy", sagte der alte Mann und durchbohrte John mit funkelnden Augen. Er erhob sich plötzlich, setzte sich eine Pelzmütze auf und ergriff einen großen, schwarzen Stock. Er war zwar alt und augenscheinlich nicht ganz gesund, aber er bewegte sich doch so flink, daß John überrascht war.

„Komm mit", brummte der Alte und verließ das Büro, ohne John oder seine Angestellten eines Blickes zu würdigen. Mit langen Schritten führte er dann seinen Gast die Anhöhe hinauf, zu dem großen Hause, das die Siedlung beherrschte. Je näher John dem Hause kam, desto größer wurde sein Erstaunen über das prächtige Gebäude da draußen in der Wildnis. An der Tür blieb der Alte plötzlich stehen und wandte sich um. „Wie heißt du?" brummte er.

„John!" — „Ja, ja, aber weiter!" — „Pibody, natürlich!"

Die Antwort kam kurz und grob. „Dein Name ist nicht Pibody, du bist nicht mein Neffe. Du wirst deinen Weg hier nicht auf Grund deiner Verwandtschaft mit mir machen. Ich will dir etwas sagen: du heißt hier Schmut. Einfach Schmut! John — Schmut! Denke daran. Du wirst gerade so behandelt werden, wie jeder andere. Vielleicht ein wenig schlechter. Verstanden? Dann komm rein — Schmut!"

Ohne sich darum zu kümmern, wie John diese sonderbare Behandlung aufnahm, ging der alte Holzfällerkönig durch die Halle und stieß die Tür zu einem kleinen Zimmer auf. „Peggy!" rief er mit lauter Stimme, bemüht, so etwas wie Milde zu zeigen. „Peggy, mein Kind, komm doch herüber. Heh, Schmut, nur rein. Setzen Sie sich, Mister Schmut."

Peggy kam und umarmte den alten Mann. Sie hatte ihre Kleidung gewechselt und trug ein dunkles, anliegendes Kleid, das ihre schlanke Linie gut zur Geltung brachte.

„Peggy Pibody, das hier ist Mister Schmut, John Schmut. Du bist ihm schon begegnet, wie ich höre."

„Ja, Onkel. Und ich habe einen Wolf geschossen."

„Wirklich? Na, hast du schon jemanden nach dem Fell geschickt?"

„Na, Onkel. Der alte Peter holt ihn."

„Prächtig, Mädel!" rief der Alte und rieb sich die Hände. „Fünfzehn Dollar ist die Prämie auf Wolfshäute. Man soll nichts auslassen, das sage ich immer. Na, ist gut, mein Kind. Ich wollte dir nur Mister Schmut vorstellen. Du wirst ihn wahrscheinlich öfter sehen. Warte eine Minute, sage dem Mädchen, sie soll noch ein Gedeck auflegen. Mister Schmut wird mit uns essen — heute abend." Als sie aus dem Zimmer eilte, folgten ihr die Augen des Alten mit einer Zärtlichkeit, deren John ihn niemals für fähig gehalten.

„Setzt zu dir!" sagte der Alte scharf, sobald sich die Tür geschlossen hatte. „Sieh dir einmal das an!" Er zog aus seiner Brusttasche ein flaches Etui aus abgetragenem Safianleder und drückte auf den Verschluß.

Die verblaßte Fotografie einer hübschen jungen Frau lag in dem Etui. Sie trug ein altmodisches Kleid, und John schien es, als hätte er das Original schon irgendwo gesehen.

„Peggys Mutter", sagte der Alte. „Sie hatte meine Frau werden sollen. Hat aber einen anderen Mann geheiratet, bevor ich sie getroffen habe. Sind beide seit vielen Jahren tot, der Mann, der sie dann betrogen hat und — und sie selbst. Ich nahm die kleine Peggy zu mir. Sie hieß auch so." — Und dann sagte er wütend, während er das Etui zuklappte: „Ich vermute, du glaubst vielleicht, du könntest hier so eine Art Ferien machen? Damit ist es natürlich nichts. Hier oben im Busch arbeitet man — oder man hat nichts zu essen. Wie du gebaut bist, wirst du dreimal am Tag ein anständiges Essen haben wollen."

„Heute nacht gehst du ins Lager hinaus", ein grimmiges, verschlagenes Blinzeln kam in die Augen des Alten, „um von Bart angeführt zu werden. Ho! Peggy!" rief er laut. Und als Peggy hereinkam, setzte er fort: „Bitte, ruf mal das Biro an und sag, sie sollen Bart sofort heraufschicken!"

„Bart ist hier", sagte das Mädchen. „Er hat mir ein Kopfband aus Kupfer gebracht, das er von einer alten Squaw in der Nähe des Lagers gekauft hat. Soll ich ihn hereinschicken?" — „Ja. Und sag ihm, er soll den Indianerschmuck mitbringen!"

Als Bart eintrat, hörte man weder das Oeffnen noch das Schließen der Türe, so still waren seine Bewegungen. Und jetzt stand er mit dem Rücken an der geschlossenen Tür und wartete. „Sie haben mich gerufen? Hier bin ich", sagte er ruhig.

Auf den ersten Blick machte Bart auf John einen sehr günstigen Eindruck. Er war von Johns Größe, aber schien kräftiger. Dichtes Haar bedeckte seinen Kopf, und ein Schnurrbart verbarg teilweise seinen Mund. Das ehrlich schien humorvoll. Ein Ausdruck von sorgloser Verwegenheit verlieh ihm eine gewisse Anziehungskraft.

Bei näherer Betrachtung aber verlor sich der erste günstige Eindruck. Barts offenes Wesen erschien als Maske. Dahinter aber lauerte der Mensch, wie er wirklich war: entschlossen, kalt, grausam, unbarmherzig. In seiner Rechten hielt Bart ein altertümliches Stirnband aus Kupfer.

„Ich nehme diesen Schmuck, Bart!" sagte Wolf John eisig. „Peggy Pibody empfängt von niemandem Geschenke als von mir. Geben Sie es her!" Er nahm das Schmuckstück und warf es in eine Ecke. „Wann brechen Sie ins Lager auf?"

„Ungefähr in einer Stunde", sagte Bart. „Gut. Dieser Mann" — Wolf John zeigte mit dem Daumen über die Schulter auf seinen Neffen — „geht mit Ihnen. Sein Name ist Schmut — John Schmut. Er taugte bisher nichts und will es jetzt in den Wäldern versuchen. Sie sollen ihn abrichten, und zwar ganz, wie es Ihnen paßt."

Bart nickte und sah John rasch und scharf an, als wollte er ihn mit seinem Blick durchbohren. John empfand es wie einen Faustschlag, aber er gab den Blick gleichmütig zurück.

„Suchen Sie ihm eine Ausrüstung im Laden heraus, Bart", befahl Wolf John. „Sonst kann er nicht im Lager arbeiten. Und helfen Sie ihm damit — auf den Namen Schmut."

Bart nickte kurz und war ebenso geräuschlos und rasch, wie er gekommen war, verschwunden.

Der Alte rieb sich die Hände. „Wie gefällt er Ihnen?" sagte er und lächelte grimmig. „Als er zu mir kam, war er halb verrückt von Whisky und hatte zerrissene Schuhe — das war vor fünf Jahren. Ich vermute, daß er irgendwo aus einem Gefängnis ausgebrochen oder auf der Flucht vor einem Sheriff war. Jetzt ist er mein Stellvertreter. Ein Jahr lang habe ich an ihm gearbeitet, dann hat er bewiesen, daß ich ihm vertrauen kann. Es war bei der Holzdrift im Frühjahr, da oben bei den Brust-Wasserfällen. Der chinesische Koch, Wah-Song, war gerade dabei Fische mit dem Spieß zu fangen, oberhalb der treibenden Stämme, und fiel hinein . . . Es schien nicht möglich, ihn zu retten, die ersten Stämme trieben schon auf ihn zu — als Bart den Speer des Chinesen faßte, es war ein schwerer Stoß daran mit sechs langen Zinken . . . Wah war ein guter Koch, daher trieb Bart den Speer durch Wahs rechten Arm und fischte ihn so aus dem Wasser, bevor die ersten Stämme den Chinesen erschlugen. Natürlich mußte der rechte Arm abgenommen werden, dort, wo die Zinken durchgegangen waren, aber — er war Linkshänder, und das wußte Bart, und er wußte auch, daß es mich Mühe gekostet hätte, einen anderen ebenso guten Koch zu bekommen. Siehst du, so sucht ich mir meine Leute aus."

Er lachte auf. Dann zog er seine Stirn in Falten: „Später gab Wah-Song seine Stellung bei mir auf. Es scheint, er hatte sich Geld erspart. Er ging den Fluß hinauf nach Whisky-Fall und machte dort eine Schenke auf. Es treibt sich dort oft eine Menge schwerer Burschen herum, die die Gegend unsicher machen, als dicke Freunde des Chinesen. Ich sehe das nicht gerne. Meine Leute gehen auch dorthin und besaufen sich dort. Natürlich will ich hinüber und mit diesem Höllenloch aufräumen. Ich brenne die ganze Niederlassung nieder — das heißt, wenn sie mich nicht zuerst erwischen, denn sie drohen mir ganz offen, mich kalt zu machen." Er lachte auf.

Zu Johns Verwunderung kam Peggy und drehte das elektrische Licht an. „Peggy", sagte Wolf, „mein Kind, du darfst von niemandem als von mir Geschenke annehmen."

„Schön, Onkel John", entgegnete das Mädchen lächelnd. „Aber war es nicht ein wundervolles Stück alter Indianerarbeit?"

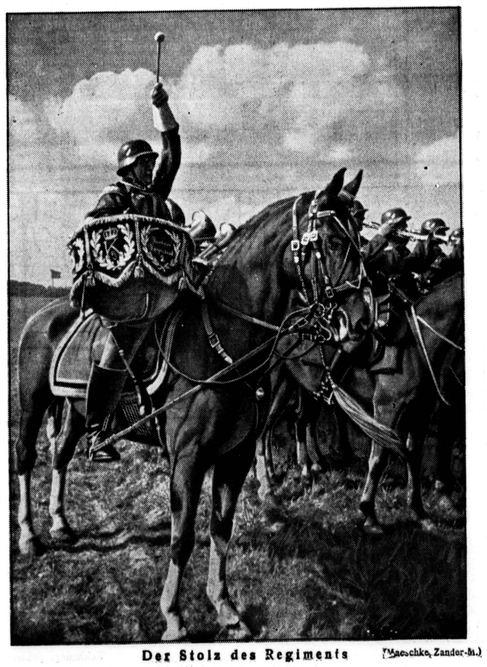
„Stimmt. Ich habe es daher auch behalten — für meine eigene Sammlung. Los, Schmut! Essen Sie. Sie müssen in einer halben Stunde startbereit sein!" John war beinahe verhungert und mußte nicht ein zweites Mal aufgefordert werden. Während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen. John erfuhr, daß die Bande, die sich in Whisky-Fall um den einarmigen Chinesen versammelt hatte, dem alten Holzkönig das Recht strittig machte, diesen Teil des Landes auszubeuten.

„Und das heißt Krieg", schlug der alte Mann auf den Tisch. „Bei Gott, ich werde es Ihnen zeigen!"

„Ist das nicht Sache der Behörden?" meinte John. Der alte Mann lachte auf: „Die Behörde bin ich! Und jetzt los, Schmut!" rief er plötzlich herrisch, nachdem er auf die große Standuhr geblickt hatte, „gehen Sie hinunter in den Laden — und nehmen Sie sich Ihre Ausrüstung. Bart wird Ihnen alles zeigen. Sie sind am Weihnachtsabend wieder hier, Schmut. Das ist ungefähr in drei Wochen — wenn Sie solange durchhalten. Dann werde ich auch wissen, ob Sie etwas taugen. Und jetzt los!" John gehorchte.

„Viel Glück, Mister Schmut", sagte Peggy und reichte ihm ihre Hand. „Ich hoffe, daß Sie unsere wilden Wälder liebgewinnen."

Bart wartete bereits auf John im Laden und schrie ihm Befehle zu, und John gehorchte wie ein Automat. Er unterzeichnete schläfrig einen Empfangsschein für eine Handvoll Kleider und begann sich wie im Traum umzukleiden. Bart griff nach dem Empfangsschein, blickte auf die Unterschrift und sah dann schräg auf John. John hatte vergessen, daß man ihn umgetauft hatte, dann, als er sich erinnerte, den Namen Pibdy ausgestrichen und Schmut darüber geschrieben. Er merkte gar nicht, daß ihn jetzt Bart prüfend musterte. Was ihm hingegen angenehm ins Bewußtsein trat, war das Verlangen, dicke Wollsocken über seine erfrorenen Zehen zu ziehen und in beaueme hohe Stiefel zu schlüpfen. Eine schwere wollene Mütze, ein dickes blaues Hemd, ein Paar schwere Fäustlinge — und John sah aus wie jeder andere Holzfäller in dieser Gegend. (Forts. folgt.)



Der Stolz des Regiments (Maechke, Zander-M.)

Welt der Frau

Unsere Kinder gehören auf's Land

Berufsmöglichkeiten in der Landwirtschaft

Viele tausende von Eltern und Kindern sollen jetzt eine Entscheidung treffen, die nicht nur für das ganze Leben dieser jungen Menschen entscheidend ist, sondern auch für die Gesamtheit: die Entscheidung über den zukünftigen Beruf. Jeder junge Mensch bringt verschiedene Fähigkeiten mit und die Wahl des Berufes hängt somit häufig ab von den Aussichten, die er bietet. Eine Gruppe von Berufen, die früher fast unbeachtet blieb, ist heute ganz besonders in den Vordergrund gerückt: die Gruppe der landwirtschaftlichen Berufe. Auf dem Lande bieten sich heute für die Jugendlichen eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten. Zugleich erfüllt den jungen Menschen auf dem Lande das stolze Gefühl, daß seine Arbeit zweckvoll ist und er an dem großen Ziel, der Erringung unserer Nahrungsfreiheit, mithilft. Schon der junge Mensch aber braucht dieses Gefühl, daß seine Arbeit notwendig ist, daß sie an etwas Wertvollem mitschafft, wenn er sich glücklich fühlen soll. Der Ruf des bejahenden Stämme, und fiel hinein . . . Es schien nicht möglich, ihn zu retten, die ersten Stämme trieben schon auf ihn zu — als Bart den Speer des Chinesen faßte, es war ein schwerer Stoß daran mit sechs langen Zinken . . . Wah war ein guter Koch, daher trieb Bart den Speer durch Wahs rechten Arm und fischte ihn so aus dem Wasser, bevor die ersten Stämme den Chinesen erschlugen. Natürlich mußte der rechte Arm abgenommen werden, dort, wo die Zinken durchgegangen waren, aber — er war Linkshänder, und das wußte Bart, und er wußte auch, daß es mich Mühe gekostet hätte, einen anderen ebenso guten Koch zu bekommen. Siehst du, so sucht ich mir meine Leute aus."

Er lachte auf. Dann zog er seine Stirn in Falten: „Später gab Wah-Song seine Stellung bei mir auf. Es scheint, er hatte sich Geld erspart. Er ging den Fluß hinauf nach Whisky-Fall und machte dort eine Schenke auf. Es treibt sich dort oft eine Menge schwerer Burschen herum, die die Gegend unsicher machen, als dicke Freunde des Chinesen. Ich sehe das nicht gerne. Meine Leute gehen auch dorthin und besaufen sich dort. Natürlich will ich hinüber und mit diesem Höllenloch aufräumen. Ich brenne die ganze Niederlassung nieder — das heißt, wenn sie mich nicht zuerst erwischen, denn sie drohen mir ganz offen, mich kalt zu machen." Er lachte auf.

Zu Johns Verwunderung kam Peggy und drehte das elektrische Licht an. „Peggy", sagte Wolf, „mein Kind, du darfst von niemandem als von mir Geschenke annehmen."

„Schön, Onkel John", entgegnete das Mädchen lächelnd. „Aber war es nicht ein wundervolles Stück alter Indianerarbeit?"

„Stimmt. Ich habe es daher auch behalten — für meine eigene Sammlung. Los, Schmut! Essen Sie. Sie müssen in einer halben Stunde startbereit sein!" John war beinahe verhungert und mußte nicht ein zweites Mal aufgefordert werden. Während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen. John erfuhr, daß die Bande, die sich in Whisky-Fall um den einarmigen Chinesen versammelt hatte, dem alten Holzkönig das Recht strittig machte, diesen Teil des Landes auszubeuten.

„Und das heißt Krieg", schlug der alte Mann auf den Tisch. „Bei Gott, ich werde es Ihnen zeigen!"

„Ist das nicht Sache der Behörden?" meinte John. Der alte Mann lachte auf: „Die Behörde bin ich! Und jetzt los, Schmut!" rief er plötzlich herrisch, nachdem er auf die große Standuhr geblickt hatte, „gehen Sie hinunter in den Laden — und nehmen Sie sich Ihre Ausrüstung. Bart wird Ihnen alles zeigen. Sie sind am Weihnachtsabend wieder hier, Schmut. Das ist ungefähr in drei Wochen — wenn Sie solange durchhalten. Dann werde ich auch wissen, ob Sie etwas taugen. Und jetzt los!" John gehorchte.

„Viel Glück, Mister Schmut", sagte Peggy und reichte ihm ihre Hand. „Ich hoffe, daß Sie unsere wilden Wälder liebgewinnen."

Bart wartete bereits auf John im Laden und schrie ihm Befehle zu, und John gehorchte wie ein Automat. Er unterzeichnete schläfrig einen Empfangsschein für eine Handvoll Kleider und begann sich wie im Traum umzukleiden. Bart griff nach dem Empfangsschein, blickte auf die Unterschrift und sah dann schräg auf John. John hatte vergessen, daß man ihn umgetauft hatte, dann, als er sich erinnerte, den Namen Pibdy ausgestrichen und Schmut darüber geschrieben. Er merkte gar nicht, daß ihn jetzt Bart prüfend musterte. Was ihm hingegen angenehm ins Bewußtsein trat, war das Verlangen, dicke Wollsocken über seine erfrorenen Zehen zu ziehen und in beaueme hohe Stiefel zu schlüpfen. Eine schwere wollene Mütze, ein dickes blaues Hemd, ein Paar schwere Fäustlinge — und John sah aus wie jeder andere Holzfäller in dieser Gegend. (Forts. folgt.)

Der Stolz des Regiments (Maechke, Zander-M.)

Das Wohnproblem der berufstätigen Frau

In Pension, Hotel, möbliert oder Leerzimmer?

Für eine Familie — ob mit oder ohne Kinder — löst sich das Wohn-Problem einfach: man richtet sich eine Wohnung ein, und nur in Ausnahmefällen oder vorübergehend kommt eine andere Art des Wohnens in Frage. Auch der Junggeselle ist meist nicht im Zweifel über die Art, wie er wohnen soll; das möblierte Zimmer hat sich im allgemeinen für ihn am geeignetsten erwiesen. Anders bei der berufstätigen Frau, die allein steht.

Scheu vor der Einsamkeit

Die Wohnfrage beantwortet die berufstätige Frau nicht nur vom praktischen Standpunkt aus; es kommen auch einige ganz persönliche Einstellungen für sie in Frage, die oft so wichtig sind, daß sie den Ausschlag geben. Das Wohnen in einem Leerzimmer, mit eigenen Möbeln eingerichtet, oder gar in einer eigenen Wohnung bedeutet durchaus nicht für alle Frauen das Ideal. Hat nämlich die Frau nur einen kleinen Bekanntenkreis, mit dem sie verkältnismäßig selten zusammenkommt, so wird sie oft diese selbständige Art des Wohnens als zu einsam empfinden. Wenn sie nach Hause kommt und kein anderes Geräusch empfängt sie als das Ticken der Uhr und das Tropfen des Wasserhahns, so bedeutet das für sie eine Abgeschlossenheit, in der sie sich bedrückt fühlt. Sie ihr jede Behaglichkeit des Ausspannens nimmt. Sie, die so auf Menschen angewiesen ist löst dann diese Frage vielleicht dadurch, daß sie eine Freundin findet, mit der sie zusammen wohnt. Und sie wird manche Unannehmlichkeit solcher Wohngemeinschaft in Kauf nehmen, um nur nicht allein zu sein und doch eine wenigstens halbwegs eigene Häuslichkeit zu besitzen. Findet sie keine solche Freundin, so wird sie oft eine Pension vorziehen.

Auch Bequemlichkeit lockt

Das gesellige Wohnen in Fremdenheimen oder Pensionen besitzt für manche Frau besonderen Reiz. Sie fühlt sich inmitten einer Art von Gemeinschaft, die ihr ein Gefühl des Schutzes gibt, sie empfindet dankbar, das man für sie sorgt: ihr Zimmer ist, wenn sie nach Hause kommt, sauber aufgeräumt, ohne daß sie Mühe davon hatte; sie kann sich an den gedeckten Tisch setzen, ohne sich den Kopf über den Speisezettel oder das Einkaufen zu zerbrechen; sie findet Anregung bei den anderen Bewohnern des Heims, gemeinschaftliche Unternehmungen, ein bißchen Plaudern helfen ihr die Zeit vertreiben. Es sind zumeist Frauen, die nicht viel mit sich anzufangen wissen, die so ihre Wohnungsfrage lösen. Nicht immer gehören sie aber zu denjenigen, die mit ihrem Dasein zufrieden sind, denn wer sich in solchem Maße von anderen Menschen, die ihn innerlich nicht allzuviel angehen, abhängig macht, der ist ständiger Unruhe ausgesetzt. Immerhin lockt die Bequemlichkeit solchen Daseins. Das Wohnen im Hotel — in anderen Ländern, vor allem in Amerika — nicht selten, ist bei uns kaum möglich. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die verhältnismäßig großen Kosten des Hotellebens bei uns.

Kleiner Kompromiß

Frauen, die wenig Zeit haben, sich der Arbeit zu widmen, die eine eigene Häuslichkeit verursacht, die aber die Unruhe des Fremdenheims scheuen, werden das möblierte Zimmer bevorzugen. Vielleicht — wenn sie Wert auf Gestaltung eines eigenen kleinen Heims legen — werden sie auch ein Leerzimmer suchen, das die Wohnungswirtin betreut. Dieser Kompromiß kann eine gute Lösung bedeuten, wenn — Ja, diese Wenns! Die Vorlage der eigenen Wohnung sind selten in solchem Kompromiß enthalten. Entweder ist das möblierte Zimmer nicht nach dem Geschmack der Bewohnerin eingerichtet, oder die Vermieterin ist gar zu gewerbsmäßig, oder das Leerzimmer hat nicht gerade die beste Lage in der Wohnung, oder die gemeinsame Benutzung von Küche, Badezimmer usw. ergibt Schwierigkeiten, oder die Lebensgewohnheiten der beiden Parteien widersprechen sich zu sehr. Und der weitere Schritt ist dann — nachdem man ein paarmal das Zimmer aber nicht die Mängel gewechselt hat — schließlich doch die eigene Wohnung.

Happy end . . .

Und so findet man denn — wenn man, wie gesagt, nicht gerade zu denjenigen gehört, die von chronischer Bubenangst befallen werden — schließlich doch am Ende allein die eigene Wohnung für sich am gemäßesten. Hier ist doch so etwas wie eigener Grund und Boden; hier kann man sein eigenes Leben führen, kann man seine Möbel stellen wie man will, kann man seine kleinen Einladungen geben, kann man nach Belieben in der Küche schalten und walten, kann man Durchsuz machen oder baden, braucht man weder um Erlaubnis fragen noch Vorwürfe fürchten. Dankbar für diese Vorgänge wird man dann gern die Wohnung, in der man sich so wohl fühlt, sauber und ordentlich halten, wird sich vielleicht auch geruhsam und mit Bedacht nach einer Hilfskraft umsehen, der man alle acht Tage den Schlüssel zur Wohnung anvertrauen kann, damit sie eine gründliche Reinigung durchführt. Und damit wäre das Happyend erreicht, denn nur in seltensten Ausnahmefällen hat man davon gehört, daß eine Frau ihre eigene Wohnung aufgab, um wieder ins möblierte Zimmer oder die Pension zu ziehen.

Gertrud Abel.

Was tragen unsere kleinen und großen Schulkinder?

Hängekleid für kleine Mädchen. Ultra-Schnitt K-M 5242

Schulkleid aus sandfarbenem blau-rot gestreiftem Stoff. Ultra-Schnitt K-M 5248

Schürze aus buntem Dirndlkattun im Bordürendruck. Ultra-Schnitt K-M 5269

Schulkleid mit wolchdorner weißer Pikee-Garnitur. Ultra-Schnitt K-M 5264

Weißes Smockkleid, für eine Kommunikantin geeignet. Ultra-Schnitt K-M 5238

Um die Osterzeit herum stehen Familien mit Kindern im schulpflichtigen Alter vor der Notwendigkeit von allerhand Neuanschaffungen. Die Schule stellt Anforderungen, denen die Kleidung gewachsen sein muß. Praktisch, einfach und trotzdem hübsch soll alles sein, was Mütter für das Töchterchen oder den Sohn nähen, sobald der Zeitpunkt beginnt, wo das Spielkind zum Lernkind wird.

Zum Glück gibt es eine Menge solider Stoffe, die den Müttern ihre Pflicht erleichtern, weil sie zugleich ein reizendes Aussehen haben. Da sind die vielen derben Baumwollstoffe von grober, leinenähnlicher Struktur, da sind entzückende Kunstseiden in farbenfrohen Sportstreifen, da sind Zellwollstoffe, modern und preiswert, und da sind vor allem die lustigen Kattune und Kretonne im Dirndlgeschmack, an denen jedes Mädel seine helle Freude hat.

Schulkleider müssen schlicht und ordentlich aussehen. Deshalb vermeidet man das Aufgeputzte, Garnierte und hält sich an die netten sportlichen Macharten. Ein Faltenkittel, für die Kleinen noch gürtellos, für die größeren dagegen mit einem Gürtel festgehalten, ist stets richtig und erfüllt seinen Zweck. Auch Streifenstoffe, die in schräger Richtung zusammentreffen, ergeben gute Schulkleider. Zur Schonung des Kleides tragen viele Mädels daheim eine Schürze. Früher bestand manchmal eine Abneigung gegen Schürzen. Aber seit die Schürzen aus lustigen bunten Dirndlstoffen gemacht werden, haben sie sich bei Vier- bis Zehnjährigen eingeschmeichelt.

Bei den größeren Schulkindern ist der sportliche Einschlag in ihrer Kleidung fast noch stärker als bei den Kleinen. Die Schulmäntel zeigen als einzige Abwechslung Taschen der verschiedensten Form. Jungens schätzen am meisten solche Anzüge wie ihre Väter. Sportjacken aus Fischgrät zu einfarbigen Hosen sind augenblicklich ihr besonderer Stolz.

Nur bei kleineren Knaben darf man es wagen, ihnen einen Phantasieanzug anzuziehen. Wo ein Zwillingspärchen Mutters Herz und Mutters Hände doppelt ausfüllt, wird oft gleichartige Kleidung für beide gesucht. In weißen Blusen zu kariertem Trägerröschen und Trägerröschen findet man sie. Natürlich soll auch ein festliches Kleid für die größeren Mädchen nicht vergessen werden. An Gelegenheiten, es zu tragen, fehlt es nie. Ein Kleid mit Smocknäherei wirkt immer fein. In Weiß kann es einer Kommunikantin zur kirchlichen Feier dienen. In Rosa oder Hellblau ist es ein feines Sonntagskleidchen, in dem man mit Vergnügen der Geburtstagseinladung seiner besten Freundin folgt.

M. Cl.

Zwillingskleidung. Karierter Wollstoff und weiße Blusen. Ultra-Schnitt K-M 5267 und K-M 5868

Die „Sprechenden Ultrain-Schnitte" heißen jetzt: Sprechende Ultra-Schnitte

Sportanzug, Fischgrätstoff zu einer einfarbigen Hose. Ultra-Schnitt K-M 1585

Schulmantel aus Noppenstoff mit vier Taschen. Ultra-Schnitt K-M 5289

Vorwerk

Ob Tag oder Nacht, gefahren muß sein . . .

Wikinger der Landstraße

Räder rollen über nächtliche Straßen

Ob er in Königsberg oder in Stuttgart schläft, und ob er morgen nach Köln fährt oder nach Gleiwitz, das gilt ihm gleich. Das ist die Lebensweisheit des Fernfahrers. Was bleibt ihm schon anderes übrig. Mit Ladung ist er gestern früh von seiner Heimatstation eingetroffen, denn er ist, wie üblich, nachts gefahren, um am Morgen an Ort und Stelle zu sein. Will man nachts fahren, dann geht's nicht anders, als am Nachmittag oder wenigstens am Abend laden. Irgendwo, in einem Fabrikhof, bei einem Spediteur, vor einem Handelshaus — wo eben die Ladung gerade herkommt.

Und morgens, wenn die anderen Menschen aufwachen, ans Aufstehen denken, an ihre Arbeit gehen, da rollt der Fernfahrer mit seinem Wagenzug schon auf den Straßen der Stadt hexein — seinem Ziele entgegen: Fabrikhof, Spediteur, Handelshaus. Wo eben die Ladung gerade hin soll. Er lädt ab und hat den Wagen leer. Das ist eine sehr und folgerichtige aber keineswegs erfreuliche Tatsache, denn der Fernfahrer lebt nicht vom Leeren, sondern vom beladenen Wagen. Neue Ladung zu bekommen ist nicht immer so ganz einfach.

Man fragt sich, wo er denn überhaupt in einer fremden Stadt Ladung herbekommt. Wer soll es denn wissen, daß da irgendein auswärtiger Fernfahrer mit seinem Lastauto und seinem Anhänger auf einer der Straßen steht und auf andere neue Ladung wartet. Doch sie wissen genau wohin!

Zuerst geht es nach der **Laderaumverteilungsstelle**, dort befinden sich ein paar Landkarten, ein Stadtplan, ein Schild „zum Ruhensbahnraum für Fernfahrer", allerlei Anschläge und Bekanntmachungen und schließlich das Wichtigste, ein Schalterfenster — dahinter ein Repräsentant der Ladeverteilungsstelle für den Kraftwagengüterverkehr.

Solche Laderaumverteilungsstellen gibt es in allen bedeutenderen Städten Deutschlands (32 Städte an der Zahl). 1934 ist diese Organisation geschaffen worden, nachdem der Güterfernverkehr durch Lastkraftwagen reichsgesetzlich geregelt worden war.

Sein **Fahrtenbuch** gibt der Fahrer dort ab. Fahrtenbuch: Da steht auf der ersten Seite zunächst, wes Name und Art, wes Eigentümer des Wagens, das Aktenzeichen der Konzession, genaue Bezeichnung des Wagens, angelangen von der polizeilichen Nummer, wieviel PS, die höchstzulässige Belastung, die Ladevermögensklasse sowohl für den Motorwagen wie für den Anhänger.

Das Buch kommt zu den übrigen, denn in jeder Stadt warten gewöhnlich viele Fernfahrer auf Ladung. Wenn er warten muß einen Tag, und oder gar drei Tage oder noch länger, dann kostet das sein gutes Geld. Er muß übernachten, muß sich verpflegen. Dazu gehören zu jedem Fernlastzug zwei Fahrer. Solche Kosten, die durch das Warten entstehen, sind natürlich sehr unerfreulich.

Es gibt Städte, die bei den Fernfahrern beliebter sind als andere, denn es ist verständlich, daß Städte nahe der Ost- oder Westgrenze weniger Rückfrachtgelegenheit haben. Selten aber weiß der Fahrer Ladung nach seinem Heimatort erhalten. Der eine Fernfahrer fährt morgen früh vielleicht um 6 Uhr mit einer Ladung Essiggurken und Sauerkraut nach München. Wohin er von dort aus Frucht erhält — wer kann es wissen? — Vielleicht nach Hülsedorf, oder nach Magdeburg, nach Konstanz, Köln, Frankfurt a. d. O. — eines ist so gut so gut möglich wie das andere. Kann auch sein, daß er in Augsburg ein paar Tage liegt und dann nach Hamburg in Marsch gesetzt wird — und vor da über Karlsruhe und Stettin gelegentlich mal wieder Ladung in seinen Heimatort erhält.

Kreuz und quer, auf und nieder geht es durch ganz Deutschland. Fernfahrerlos, auf den Landstraßen zu siegen!

„Er sieht manche Straße, er sieht manchen Ort": was der Handwerksbursche von einst sang, gilt auch für ihn. Aber ohne Romantik. Das Steuerrad in der Hand, Füße auf den Hebeln, Blick voraus auf der Straße, wo soll da romantische Stimmung herkommen! Der Motor brurrt und brummt und schaltet unter der Faust seines Bohrschers, rasselnd, schüttelnd und schütternd dröhnen die Räder über der Landstraße, über das Pflaster in Städten, Städtchen — vorbei, vorbei! Kaum gibt der Fernfahrer acht auf das, was an der Landstraße liegt. Postautobus kommt entgegen. Nach rechts ausweichen, so weit es geht. Ein Erntewagen vor dem Gehöft — ausbiegen, rasch wieder nach rechts. Autos, Lastkraftwagen begegnen, überholen. Hupen und Sirenen warnen, halten die Sinne wach. Halten ab von romantischen Träumereien. Kurve rechts. Kurve links, harte Steigung zu überwinden, starkes Gefälle. Straßenkreuzungen, Straßeneinbiegungen — dort lauert Gefahr. Und Gefahr lauert am Bahnübergang, an jeder unübersichtlichen Wegstrecke.

Es empfindet es nicht, denkt nicht daran, der Fernlastfahrer. Gewöhnung ist alles. Sonst vermöchte er dieses unstete, anstrengende Leben nicht zu führen.

Strafen und Strafzettelschaffenheit sind Hauptgesprächsstoff in den Fernfahrerherbergen. Und die Motoren mit ihren Eigenarten, ihren Tücken.

Die Herbergen selbst liegen in nächster Nähe der Laderaumverteilungsstelle, denn die Fernfahrer müssen doch stets verfügbar sein. Außerdem: wer zuerst kommt, mahlt auch hier zuerst. Und wer nicht da ist, kann den Auftrag nicht übernehmen, der eben eintrifft. „Wie ist es mit Nürnberg und München? 2½ Tonnen, Tarifklasse B⁷⁸ So das Angebot. Da der Frachtlohn sich nach den Tarifklassen des Reichskraftwagentarifs, nach der Entfernung und der Tonnenzahl berechnet, kann jeder sofort überschlagen, ob die Fracht für ihn in Frage kommt. Kalkulationsspiel. Lohnt er ab, dann ist es möglich — warum nicht? — daß er gerade in München günstige Rückladegelegenheit nach der Heimatstation erhielte. Vielleicht aber auch eine Niete. Es kann passieren, daß er in München sitzen bleibt.

Dann hilft es nichts: dann heißt es, unter Umständen lese zurückfahren. Denn sonst frißt das unnütze Liegen den geringen Verdienst auf, den die vorherige Fahrt eingebracht hat. Trotzdem man spart wo man nur kann. Z. B. dadurch, daß man in der Hängematte schläft, die im Wageninnern aufgespannt, oder in der Kojе, die bei manchem Lastkraftwagen oben hinter dem Führersitz eingebaut ist. Außerdem ist so der Wagen nachts unter Aufsicht. Ist auch was wert. Ganz gleich, ob der Wagenzug auf einem Platze oder sonst wo steht, oder auf dem Parkplatz nur für Fernlastzüge.

Die Fahrer sind froh, wenn sie den Parkplatz nicht brauchen, wenn es flott weitergeht.

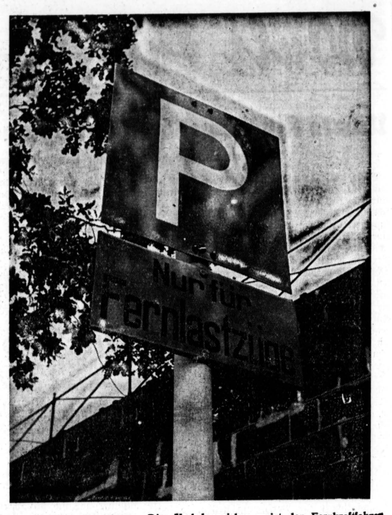
Platt, schwäbisch, schlesisch, bayrisch — alle Mundarten sind vertreten. Aber nicht reine Mundart, wie sie daheim gesprochen wird in „Minka" oder in „Brussel". Denn sonst würden sich Münchener und Breslauer so nicht verstehen. Und die von der Wasserkante nicht den Kölsche Jong.

Mundart ins Hochdeutsche übersetzt, könnte man dieses Kompromiß nennen. Dem Pitter und dem Tünnes aus Köln ist es natürlich ebenso anzuhören, wohar sie stammen, wie dem Hein und dem Klaas oder dem Seppl Niederhuber von Fedafing. Der Seppl kennt den Klaas und den Hein und den Pitter — wie sie sich alle untereinander kennen. Sie treffen ja immer wieder einmal zusammen in einer der Fernfahrerherbergen oder begegnen einander auf der Landstraße, oder kommen eben zurecht, dem anderen zu helfen, eine schwierige Motorpanne zu beheben. Das Wort **Kameradschaft** wird groß geschrieben bei ihnen, wie bei allen, die einen harten Beruf haben. Einen Beruf, der einen ganzen Kerl erfordert. Und das ist beim Fernfahrer wahrhaftig der Fall. Eiserne Nerven, feste Fäuste gehören dazu — und „Gripps". Denn er muß sich auskennen mit Tariffragen und mit den verschiedenen Dertlichkeiten und sich in allen Lebenslagen zurechtfinden.

Was sie so auf ihren Fahrten erleben kreuz und quer durch Deutschland? Ausgelacht hat er mich, als ich ihn fragte. „Von Stettin bis Basel können Sie mit mir fahren und dann nach Hamburg. Tagelang. Wochen. Und nicht das geringste ist zu erleben". Und das andere Mal: Wir sind noch nicht über Coswig raus und haben mehr erlebt, als uns lieb ist. Karambolage mit einer Straßenbahn, Reifenpanne, ein hübsches Mädel, das gern mitfahren möchte."

Nein, nein — und wenn sie noch so winend ist und noch so lieb zu bitten weiß. Der Fernfahrer bleibt unerbittlich. Er darf niemand mitnehmen. Erstens ist es verboten, zweitens ist die Verantwortung zu groß . . .

Die Straße dehnt sich. Endlos. Die Bäume am Rande, die weißen Kilometersteine hasten vorüber, Dörfer, Städte, Gehöfte — vorbei, vorbei! Dem Ziele zu. Ob Tag oder Nacht, gefahren muß sein. Heute hier, morgen da. Fernfahrerlos!



Dies Verkehrszeichen weist den Fernkraftfahrer den Weg zum Abstellraum
Photos (4) Kurt Scharschuch, Bavaria.

Man kennt sich von der Landstraße her. Sind alle gute Kameraden untereinander und helfen sich mit gutem Ratschlag und mit Tabak aus. Bild Mitte: Vor der Fahrt wird noch einmal jedes Teilchen nachgesehen. Bild rechts unten: Nachts wird im ausgeladenen Wagen geschlafen

Haus, Hof und Garten

Welche Wiesen müssen umbrochen werden?

„Die Wiese ist die Nährmutter des Ackerlandes", sagt ein altes Sprichwort. Besteht dieses Sprichwort nicht mehr zu Recht oder worum wird im Rahmen der Erzeugungsschlacht und des Vierjahresplanes der Wiesenumbruch gefordert?

Wenn nur als Wiese nur ertragreiche, gutes Futter liefernde Grünlandflächen bezeichnen, hat das Sprichwort noch wie vor seine volle Berechtigung. Dies ist aber keineswegs überall der Fall. Im Gegenteil. Der größte Teil unserer Grünlandflächen liefert nur ein minderwertiges Futter, das häufig kaum den Futterwert von Stroh erreicht. Solche Wiesen können niemals eine gesunde, natürliche Grundlage einer Rindviehhaltung sein. Weder die Aufzucht von Jungtieren noch die Haltung von Milchtieren ist mit minderwertigem Heu zu erreichen. Für den Umbruch kommen also nur schlechte Wiesen in Betracht, sei es, daß sie zu trocken sind und dadurch nur geringe Erträge liefern, sei es, daß sie infolge mangelnder Pflege stark heruntergekommen sind. Wenn mit die Frage gefklärt ist, welche Wiesen umgebrochen werden müssen, so muß beim Umbruch weiterhin bedacht werden, was nach einem Umbruch aus der Fläche werden soll. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten.

1. Wenn die natürlichen Bedingungen für Grünland, insbesondere die Wasserverhältnisse, ungünstig liegen, so daß das Land für Wiesen zu trocken ist, wird auch der Wiese Ackerland gemacht. Dasselbe gilt für Betriebe mit viel Wiesenland, in denen also die Hälfte des gesamten Betriebes und mehr aus Wiesenland besteht. Diese Betriebe können im allgemeinen das Wiesenland nicht ausreichend pflegen, der große Wiesenanteil ist für sie oft nur eine Last. Der Betriebserfolg kann allerdings gesteigert werden, wenn ein Teil der Wiesen zu Ackerland gemacht wird. Auch hier werden die Wiesen zu Ackerland umgebrochen, die am trockensten liegen.

2. Alle die Betriebe, die zum Aufbau einer ausreichenden Rindviehhaltung gerade genug Wiesenland haben, deren Wiesen aber bisher ein schlechtes Futter lieferten, wird Ackerland gemacht. Auch hier werden die Wiesen zu Ackerland umgebrochen, die am trockensten liegen.

Die Betriebe, die zum Aufbau einer ausreichenden Entwicklung der jungen Pflänzchen ist eine nicht zu dicke Saat. Die Samenkörner sollen etwa so weit voneinander entfernt liegen, daß entweder zu naß oder die Narbe stark verunkrautet war, können, besonders wenn das Ackerland aus leichtem Boden besteht, auf Wiesenland nicht verzichten. Für sie ist die Wiese in wahrstem Sinne des Wortes „die Nährmutter des Ackerlandes". Denn der leichte Boden trägt keine Futterpflanze, die als sichere Grundlage einer Rindviehhaltung angesehen werden könnte. Diese Betriebe müssen alles daransetzen, ihre schlechten Wiesen in gute Wiesen zu verwandeln. Wenn hier ein Umbruch vorgenommen werden soll, so muß die Fläche entweder gleich oder später wieder als Grünland angelegt werden.

Der Umbruch erfolgt in beiden Fällen mit dem vollständig wendenden Wiesenpflug. Die normalen Ackerpflüge sind für diesen Zweck ungeeignet. Sie wenden die Narbe nicht genügend, was beim Ackerland später viel schwierige Hackarbeit notwendig macht. Bei der Neuanlage von Wiesen ist das vollständige Umbrechen der alten Narbe die wichtigste Voraussetzung für ihr Gelingen. Die ersten zwei bis drei Furchen müssen abgefahren werden, damit ein vollständiges Umlegen der folgenden Furchen möglich ist. Durch das folgende Gerät muß der Boden mürbe gemacht werden, die oft noch zusammenhängenden Pflugbalken getrennt werden, so daß eine Bestellung, ein Einbringen von Saatgut und seine Keimung überhaupt möglich ist. Am besten eignet sich für diese Arbeit die Scibenegge, aber auch schwere Ackeregen sind brauchbar. Diese Arbeiten sind bei jedem Umbruch erforderlich, gleichgültig, ob Ackerland daraus werden oder eine neue Grünlandanlage erfolgen soll.

Als Pflanzen für umgebrochene Wiesen eignen sich besonders Kartoffeln und Hafer, jedoch muß man besonders standfeste Sorten wählen. Ueber die Düngung zu diesen Pflanzen lassen sich allgemeine Richtlinien nicht geben, da die Böden der Wiesenumbrüche außerordentlich schwanken. Als Vorbeugungsmittel gegen Lager kann nur eine ausreichende Kalidüngung dringend empfohlen werden. Dasselbe gilt für den Kartoffelbau, weil es sonst leicht zu sehr starker Krautentwicklung und verhältnismäßig geringer Knollenausbildung kommen kann. Besondere Vorsicht ist auf anmoorigen Böden beim Anbau von Wintergetreide am Platze. Da diese Böden stark auffrieren, kommt es leicht — besonders bei Roggen — zu Auswinterungserscheinungen. Sobald ein starker Unkrautwuchs nach den ersten Jahren der Ackernutzung nicht mehr beschränkt zu werden braucht, können mit Vorteil Futter- und Kohlrüben angebaut werden, sie bringen auf diesen Böden Höchsterträge. Der Anbau von Hülsenfrüchten ist auch möglich, jedoch sollte er nicht ohne vorheriges Impfen mit Bakterienreinkulturen erfolgen. Bekanntlich leben diese Pflanzen in Gemeinschaft mit Knöllchenbakterien, durch die sie imstande sind, den Stickstoff der Luft auszunutzen. Da diese Bakterien im Wiesenboden oft fehlen, muß eine Saatgutimpfung vorgenommen werden, wenn es nicht unter Umständen zu empfindlichen Verlusten kommen soll.

Praktischer Ratgeber

Vom Saatbeet. Spätkarten werden nun ins freie Land gelät, um dann Ende Mai oder Anfang Juni auf Beete auspflanzt zu werden. Solch Saatbeet bedarf einer sorgfältigeren Herrichtung als die Pflanzenbeete. Ganz unzweckmäßig ist es, im Herbst gedüngte Land dazu zu nehmen; dagegen ist im Vorjahr mit Stallmist versehenes geeignet. Man grädt das Beet zunächst tief um und hackt und harkt es dann gründlich durch. Eine Beimengung von gut verrottetem, gegebenenfalls gesiebtem Komposit ist anzebracht. Die Saat kann breitwürfig oder in Rillen erfolgen. Letzteres ist zur Sauberhaltung der Beete vorteilhafter. Der Samen wird nach dem Ausstreuen nur wenig höher bedeckt, als er selbst dick ist. Die Rillen werden mit dem Harkenrücken geschlossen. Bi cissar wird mit einer Harke untergeharkt oder mit gesiebter Erde überdeckt. Wichtig für ein gesunde Entwicklung der jungen Pflänzchen ist eine nicht zu dicke Saat. Die Samenkörner sollen etwa so weit voneinander entfernt liegen, daß entweder zu naß oder die Narbe stark verunkrautet war, können, besonders wenn das Ackerland aus leichtem Boden besteht, auf Wiesenland nicht verzichten. Für sie ist die Wiese in wahrstem Sinne des Wortes „die Nährmutter des Ackerlandes". Denn der leichte Boden trägt keine Futterpflanze, die als sichere Grundlage einer Rindviehhaltung angesehen werden könnte. Diese Betriebe müssen alles daransetzen, ihre schlechten Wiesen in gute Wiesen zu verwandeln. Wenn hier ein Umbruch vorgenommen werden soll, so muß die Fläche entweder gleich oder später wieder als Grünland angelegt werden.

Der Umbruch erfolgt in beiden Fällen mit dem vollständig wendenden Wiesenpflug. Die normalen Ackerpflüge sind für diesen Zweck ungeeignet. Sie wenden die Narbe nicht genügend, was beim Ackerland später viel schwierige Hackarbeit notwendig macht. Bei der Neuanlage von Wiesen ist das vollständige Umbrechen der alten Narbe die wichtigste Voraussetzung für ihr Gelingen. Die ersten zwei bis drei Furchen müssen abgefahren werden, damit ein vollständiges Umlegen der folgenden Furchen möglich ist. Durch das folgende Gerät muß der Boden mürbe gemacht werden, die oft noch zusammenhängenden Pflugbalken getrennt werden, so daß eine Bestellung, ein Einbringen von Saatgut und seine Keimung überhaupt möglich ist. Am besten eignet sich für diese Arbeit die Scibenegge, aber auch schwere Ackeregen sind brauchbar. Diese Arbeiten sind bei jedem Umbruch erforderlich, gleichgültig, ob Ackerland daraus werden oder eine neue Grünlandanlage erfolgen soll.

Als Pflanzen für umgebrochene Wiesen eignen sich besonders Kartoffeln und Hafer, jedoch muß man besonders standfeste Sorten wählen. Ueber die Düngung zu diesen Pflanzen lassen sich allgemeine Richtlinien nicht geben, da die Böden der Wiesenumbrüche außerordentlich schwanken. Als Vorbeugungsmittel gegen Lager kann nur eine ausreichende Kaliphosphatgabe dringend empfohlen werden. Dasselbe gilt für den Kartoffelbau, weil es sonst leicht zu sehr starker Krautentwicklung und verhältnismäßig geringer Knollenausbildung kommen kann. Besondere Vorsicht ist auf anmoorigen Böden beim Anbau von Wintergetreide am Platze. Da diese Böden stark auffrieren, kommt es leicht — besonders bei Roggen — zu Auswinterungserscheinungen. Sobald ein starker Unkrautwuchs nach den ersten Jahren der Ackernutzung nicht mehr beschränkt zu werden braucht, können mit Vorteil Futter- und Kohlrüben angebaut werden, sie bringen auf diesen Böden Höchsterträge. Der Anbau von Hülsenfrüchten ist auch möglich, jedoch sollte er nicht ohne vorheriges Impfen mit Bakterienreinkulturen erfolgen. Bekanntlich leben diese Pflanzen in Gemeinschaft mit Knöllchenbakterien, durch die sie imstande sind, den Stickstoff der Luft auszunutzen. Da diese Bakterien im Wiesenboden oft fehlen, muß eine Saatgutimpfung vorgenommen werden, wenn es nicht unter Umständen zu empfindlichen Verlusten kommen soll.

Kartoffeln lohnen die Düngung! Von allen Maßnahmen zur Steigerung der Kartoffelerträge übt die Düngung den stärksten Einfluß aus. Um so mehr, als die Kartoffeln zudem von allen Hackfrüchten am wenigsten auf den leiden. Kartoffeln müssen eine ausreichende Düngung mit Kali und Phosphorsäure erhalten, weil auch starke Gaben von diesen, zu den Halmstückchen gegeben, der nachfolgenden Kartoffel keine ausreichenden Mengen dieser für sie wichtigen Nährstoffe zurücklassen. Wenn das Kali erst im Frühjahr verabreicht werden kann, so gebe man schwefelsaures Kali oder Patentkali, nicht 40prozentiges Kalk oder Kainit. Wenn kein Stallmist gegeben worden ist, muß unbedingt Phosphorsäuredüngung verabreicht werden, da sie die Eiweißgehalte und den Geschmack der Kartoffeln günstig beeinflußt. Man verwendet auf schweren Böden Superphosphat, auf leichten dagegen Thomasmehl oder Rhenaniaphosphat. Sehr dankbar ist die Kartoffel ferner für eine Kopfdüngung mit Kalkalk, der kurz vor dem Hacken gegeben und sofort eingeseilt wird. Ganz besonders müssen die Kartoffeln stark mit Stickstoff gedüngt werden, da sie, wie alle Hackfrüchte, ausgesprochene Stickstoffverzehrer sind. Man verwendet mit bestem Erfolge zu Spätkartoffeln langsam wirkende Stickstoffdünger, wie schwefelsaures Ammoniak oder Ammoniumsulfatsalpeter. Wenn man die Grunddüngung mit Kali und Phosphorsäure nicht im Herbst gegeben hat, so streut man der Einsaatheit halber in einem Arbeitsgange einen leichtlöslichen Volldünger aus, der die drei Kernnährstoffe Kali, Phosphorsäure und Stickstoff enthält, wie Nitrophoska oder Stickstoffkalkphosphat (unter Ergänzung mit Kali) oder Nimpfa. Derartige zweckmäßige Düngung wie intensive Bestellungsarbeiten werden die Ernteerträge steigern. Dr. Böhme.

Zur Pflanzung von Beerenobst. Ende März ist es Zeit, Beerensträucher zu pflanzen. Jeder Haushalt braucht Beerenobst, aber oft liefert der Garten auch zuviel davon. Deshalb soll man vor der Pflanzung überlegen, wieviel Beeren wohl im Haushalt gebraucht werden. Die folgenden Zahlen geben dafür einen Anhalt. Von zehn Johannisbeersträuchern kann man etwa 40 kg Früchte ernten, von der gleichen Zahl Beerensträucher durchschnittlich 35 kg. Ein Teil von dieser Ernte wird stets frisch dazu auch als Kompott verbraucht. Wenn diese Menge 25 kg beträgt, so muß schon tüchtig gegessen werden. Das übrige muß verwertet werden. Aus 30 kg Früchten kann man 20—40 Weckgläser mit Marmelade oder Gelee füllen. 30 kg Früchte 30—45 Liter Wein oder trinkfertigen Süßmost. Für diese Haushaltungen wird also die genannte Zahl an Beerensträuchern vollkommen ausreichen. Schfd.

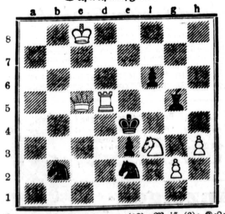
Neuheiten für Blumenbeet. Wenn im März die Winterkälte den wärmenden Sonnenstrahlen weicht, dann befreit der Rosenfreund seine Pfleglinge von der Winterdecke, und dann ist auch wieder die Zeit gekommen, in der neue Rosen gepflanzt, neue Rosenbeete angelegt werden können. In unseren Rosenschulen stehen gute, altbekannte Rosen bereit, aber auch viele neue Sorten sind gezüchtet worden. Nicht alle sind gleich wertvoll und nicht überall werden diese Neuheiten am Platze sein. Doch wird die eine oder andere neue Züchtung den Gartenfreunden besondere Freude bereiten können. Neben wir uns einige der neueren Sorten an. Eine Tochter der altbekannten, rotabblühenden „Caroline Testout" aus der Gruppe der Teehybriden ist die Sorte „Crimson Glory". Ihre Blüten kann man mit samtartig dunkelkarminsinrot bezeichnen. Sie sind groß, schön duftend und stehen auf kräftigem Stiel. „Carillon" heißt eine andere Neuzüchtung aus der gleichen Rosenklasse. Es ist eine reichblühende niedrige Sorte, gut als Gruppenpflanze. Ihre Blüten sind halbgefüllt und von kräftiger, lachsroter Farbe. Gleichfalls niedrig wächst die Sorte „Kardinal", eine schöne, samtig dunkelrote Sorte mit gesundem Laub für Gruppen geeignet. Eine weitere neue Gruppenrose erhielt den Namen „Forst" — leuchtend rot sind ihre Blüten — und tief dunkelrote, fast schwarze Blüten hat die Sorte „Granat" (Abbildung 1).

Zeichnungen: Hundeng M
Abb. 1. Teehybridrose „Granat"

Als letzte aus der Klasse der Teehybriden noch eine andersfarbige Neueinführung: „Nektar Foerster", eine Rose von gesundem Wuchs mit gelbrosa Knospen und fleischfarbig rosa Blüten. Auch in den anderen Rosenklassen gibt es vielerlei Neues. Orangerot ist die Farbe einer Neuzüchtung aus der Klasse der vielblumigen Zwergrosen. „Orange Triumph" wurde sie genannt. Eine deutsche Züchtung, die auch im Auslande Wertzeugnisse erhielt. Ihre Blüten stehen in großer Zahl beisammen und messen einzeln etwa 4 Zentimeter im Durchmesser, sie sind gefüllt und vor allem von leuchtender Farbe. Die Pflanze erreicht eine Höhe bis zu 60 Zentimeter. Sie steht unter Züchterschutz. Und zum Schluß noch zwei Kletterrosenneuheiten. „Gutenye" heißt eine mit tiefgelben Knospen und hellgelben Blüten; „Excato" eine weitere rein weiß blühende mit gut duftenden Blüten. Noch manch andere neue Sorte ist schön und könnte hier genannt werden. Aber wenn wir sie pflanzen, müssen wir nicht nur an die Blüten denken, sondern auch an eine gute Vorbereitung des Bodens. Die Erde wird etwa 50 Zentimeter tief gelockert. Alter Rinderdünger, Torfmull und Kalk sind nützliche Beigaben. Frischer Dünger soll nicht an die Wurzeln gebracht werden. Schfd.

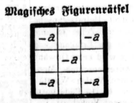
Abb. 2. „Orange Triumph"

Schachaufgabe



Kontrollstellung (12): Weiß (6): Kc8; Dc5; Tb5; Sf3; Bg2 und h3. — Schwarz (6): Ke4; Lg5; Sf2 und e2; Be3 und f6.

Magisches Figurenrätsel



Die zweimal je drei Buchstaben (a—a—a) sind die zweiten, vierten und sechsten zweier Wörter.

Welche Buchstaben sind zur Ergänzung notwendig bzw. wie lauten die beiden Wörter? Sie bedeuten:

1. Eine Provinz und Stadt in Spanien.
2. eine Vorstadt von Konstantinopel.

Silbenrätsel.

ae — bens — bud — dat — der — des — dof — eg — eh — ei — eu — gar — ge — gir — hha — lard — lert — lum — markt — me — na — pi — preis — rach — ren — ri — rif — ru — so — ta — te — tel — ten — u.

Aus vorstehenden 34 Silben sind 15 Wörter zu bilden, die nachstehende Bedeutung haben:

1. Eingefriedetes Land für Baum-, Blumenusw. Zucht, 2. Schwimmvogel, 3. Nordischer Gott, 4. Stadt in Württemberg, 5. Religionsstifter, 6. Warenpreisverzeichnis, 7. Fluß in Schleswig-Holstein, 8. Musikstück, 9. Mündungsbusen der Ems, 10. Feld- und Gartenblume, 11. Wirtschaftsgerät, 12. Südfrucht, 13. Landwirtschaftliches Gerät, 14. Holländischer Maler, 15. Griechischer Dichter.

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben deren Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn ein Zitat von Vergil.

Synonym.

Für jedes der nachstehenden Wörter suche man ein synonymes, sinnverwandtes Wort. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter, miteinander verbunden, müssen alsdann eine regelmäßig im November wiederkehrende Himmelserscheinung ergeben. Wie lauten die synonymen Wörter und welche Himmelserscheinung ist gemeint?

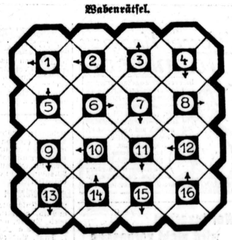
1. mieten, 2. fesseln, 3. besuchen, 4. ausladen, 5. heiraten, 6. weihen, 7. ertrinken, 8. unterweisen, 9. reimen, 10. verunreinigen, 11. mäkeln.

Verbindungsaufgabe.

Berg — Bern — Burg — Ernst — Frau — Furt — Gall — Harz — Heim — Holz — Ill — Land — Laube — Minden — Ried — Stadt — Stock — Stuhl — Thal — Wik.

Je zwei der vorstehenden zwanzig Wörter ergeben, richtig miteinander verbunden, einen Ortsnamen. Wie lauten diese?

Wabenrätsel.



Die Wörter beginnen bei den Pfeilen und sind im Sinne des Uhrzeigers zu lesen. Sie bedeuten: 1. Vereinigung, 2. anderes Wort für Reichskanzler, 3. Nebenfluß der Mosel, 4. Teil des Schiffes, 5. Brettspiel, 6. asiatisches Reich, 7. Nebenfluß der Donau, 8. hohes Bauwerk, 9. Kleidungsstück, 10. Verbrecher, 11. anderes Wort für Körper, 12. Ritterfeste, 13. Zahl, 14. Wasserfahrzeug, 15. Maßeinheit der elektromotorischen Kraft, 16. größte Hitze.

Doppelsinnrätsel.

Dinge, die wir seltsam finden,
Kommen Rätselwort uns vor;
Kannst mit Reitern es verbinden,
Mit dem Pfeffer und dem Rohr;
Eine Fliege, eine Wand,
Auch ein Klee ist so benannt,
Bei dem Pferd ein eigner Tritt;
Fern im Süden ist's Madrid.

Streichholzaufgabe

In vorstehendem Netz befinden sich 9 Quadrate. Es sollen nun aus diesem Netzwerk 5 Quadrate von verschiedener Größe gebildet werden.

20 Streichhölzchen sind umzulegen. Welche sind dies?

Auflösungen aus vorger Nummer

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Maik, Saar, Geld, Wi-fi; senkrecht: Emden, Winde, Asien, Kaefe. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Pflastersteinrätsel: Fleiß ist des Glückes Vater.

Silbenrätsel: Der Geist ist stärker als die Klingen. — 1. Dudelsack, 2. Erdbeere, 3. Rosenger, 4. Gorilla, 5. Ehrfurcht, 6. Jbykus, 7. Samarago, 8. Töpferei, 9. Antiatine, 10. Steinbock, 11. Triangel, 12. Schalmei, 13. Tizian, 14. Abhang, 15. Energie, 16. Rotkäppchen.

Rätsel: Yan — Japan.

In eine Maid verwandelt: Angel (Ida).

Zahlenrätsel: Bismarck.

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Waal, 5, Gais, 9. Naran, 11. Heide, 12. SS., 13. Altar, 14. Sol, 15. Ernst, 18. Aroma. 21. Schreiber, 23. Jfar, 24. Eris, 26. Eifer, 29. Raa, 30. Ait, 31. Sir. — Von oben nach unten: 1. Wasser, 2. Aas, 3. Ar, 4. Lka, 5. Ger, 6. Ai, 7. Ida, 8. Serbad, 10. Ulster, 11. Halali, 16. Nasse, 17. Schrei, 19. Robert, 20. Marie, 22. Eifel, 23. Jdar, 25. Saar, 27. Aa, 28. As.

Humor ganz bunt

Wörtlich genommen

Max und Peter sind zwei richtige kleine Raufbolde; wenn sie sich sehen, gehen sie wie die Kampfhähne aufeinander und prügeln sich. Das gefällt der Tante Frieda gar nicht.

Peter strahlt: „Au, fein, Tante, das ist wirklich keine schlechte Idee!" (Neue J. Z.)

Nettes Spiel

„Wir haben gestern bei Klaus' Geburtstag nette Ständerspiele gespielt. Auch Papa mußte ran, er mußte nämlich eine Stecknadel suchen."

„So? Hat er sie denn auch schnell gefunden?"

„Und wie! Genau in dem Augenblick, wo er sich draufsetzte."

Kurzschluß

„Du hast die Verlobung mit Richard aufgehoben?"

„Ja. Der Elende! Er hat mir erzählt, er sei Elektroingenieur. Aber als wir neulich Kurzschluß hatten, stellte sich heraus, daß er keinen Schimmer hatte. Da habe ich kurz Schluß gemacht."

Peinlich

„Verzeihen Sie, hier im Büro ist doch ein Lehrling Karl Pfiffig angestellt — könnte ich einen Augenblick mit ihm sprechen? Ich bin nämlich der Großvater!"

„Bedaure sehr — Sie kommen zu spät — er hat sich vor einer Stunde freigeben lassen, um zu Ihrer Beerdigung zu gehen . . ."

*

Der schöne Theodor schob zum Heiratsonkel.

„Hätten Sie ein Mädchen für mich?"

Der Heiratsonkel hat eins.

„Affurat wie die Venus von Milo sieht sie aus — affurat wie die Venus von Milo —!"

Der schöne Theodor will nicht recht.

„Ich hätte lieber eine andere —"

„Warum?"

„Na ja — eben deswegen!"

„Kennen Sie denn die Venus von Milo?"

„Doch, doch, aus Bildern. Aber —"

„Aber?"

Da nimmt Theodor einen Anlauf: „Wissen Sie, wenn ich heirate, also da wäre mir schon ein Mädchen mit Armen eigentlich lieber!"

Ertappt

Gulasch kommt spät nach Hause und wird mit heftigen Vorwürfen empfangen. Auf die Frage, wo er sich so lange herumgetrieben habe, erklärt er verängstigt: „Im Büro." — „Da mußt du aber aus Absett sein!" — „Aus Absett, wieso?" — „Die Polizei hat hier vor fünf Stunden angerufen, daß dein Büro in hellen Flammen stehe."

*

Erika wird von einem jungen Mann auf der Bank im Mondschein geküßt. Sie flüstert erröstend:

„Sie sind der erste, der mich küßt!"

„Dann müssen Sie aber brieflich Unterricht genommen haben!" erwidert er.

Vorsichtig

Die Besucherin meinte zu dem kleinen Felix: „Na, nun gib mir doch mal dein Patschhändchen!"

„Nee", schüttelte Felix den Kopf und hielt die Hände versteckt, „denn wüllste mich gleich wieder waschen, was?" (Lustige Blätter.)

*

Semmelquirl und Kaffhose sitzen im Café, lesen Zeitung.

„Sonderbar, sonderbar", sagt Semmelquirl, „egal steht's in der Zeitung, wenn mal'n berühmter Mann stirbt."

„Na, was ist denn daran sonderbar?"

„Hast du's vielleicht schon einmal gelesen, wenn einer geboren wurde?" (Moralle.)

*

Ortsfremder zu einem Angetrunkenen: „Bitte, könnten Sie mir sagen, wann der letzte Zug nach Leipzig geht?"

Betrunkener: „Nee — bis dahin sind wir alle beide lange tot!"

„Es ist mir so, als ob ich in der Eile etwas vergessen hätte . . ."

„Hättest du so viel Vertrauen zu mir, um mir 5 Mark zu leihen?"

„Vertrauen schon, aber keine 5 Mark!"

Im Aquarium

„Und sieh hier, Kurtchen, ein Taschenkrebs."

Im Waffenmuseum

„Vorsicht! Das ist der Degenschlucker vom Zirkus!"

„Ist dort der Tierschutzverein?"

„Ja."

„Dann lassen Sie, bitte, Ihren Kassierer abholen, der ist vor meinem Hund auf einen Baum geflüchtet."

Zeichnungen: 4 Näthe, 2 Ertz.

Lob der edlen Musika

„Sind sie musikalisch veranlagt?" fragte der Kapellmeister einen Besucher.

„Außerordentlich — meine Musikalität hat mir sogar einmal das Leben gerettet!"

„Erzählen Sie doch mal!"

„Mein Vater und ich, wir wohnten vor ein paar Jahren in Nordamerika. Als dort einmal bei einer Hochwasserkatastrophe alles überschwemmt war, wurde ich vom Tode des Ertrinkens dadurch gerettet, daß ich auf einer Bahre davontrieb, und mein Vater begleitete mich auf dem Klavier!" (Hemmets Journal.)

*

Junger Mann: „Ihre Freundin ist schön wie ein Bild!"

Junge Dame: „Stimmt, alles Handmalerei!" (Stray stories.)

Die Gans

Anton geht zum Arzt. Anton hat einen Schmerbauch. Anton hat ein Fettherz.

Der Arzt macht ein besorgtes Gesicht. „Strengste Diät!" verordnet er, „nur Rindfleisch, nur gekochtes Fleisch! Unter keinen Umständen Fett!"

Anton steht erschüttert.

Anton fragt zaghaft: „Herr Doktor, heute mittag gibt es bei uns daheim eine fette, gutgebratene Gans! Darf ich — nur einmal noch — ganz ausnahmsweise, darf ich noch mal mitessen?"

„Ausgeschlossen! Unmöglich!"

Anton schweigt. Dann geht ein Lächeln über sein Gesicht: „Herr Doktor, nehmen Sie an, ich wäre statt heute vormittag erst heute nachmittag zu Ihnen gekommen!" (Fliegende Blätter.)

*

„Nach dem Abendbrot spielte ein junger Mann Klavier. Er spielte sehr gut, und wir sparten denn auch nicht mit dem Beifall. Tante Amalie fragte den jungen Mann, was er denn da so Schönes gespielt habe?"

„Das erste war ein Wiegenlied, und das zweite ein Hochzeitsmarsch", erklärte er.

„Aber, aber", sagte Tante Amalie, „nein, diese jungen Leute! Das hätten Sie doch in der umgekehrten Reihenfolge spielen müssen!" (Hamburger Illustrierte.)

*

„Sieh mal, wie nett: die Affen benehmen sich genau wie Menschen."

„Hm — umgekehrt ist es weniger nett!"

*

„Wo bist du eigentlich geboren, Evi?"

„Rate mal, Onkel! Die Stadt fängt mit R an."

Rät der gute Onkel: „Rüdesheim, Regensburg, Radebeul, Riesa, Rumburg?"

Evi schüttelt immer den Kopf.

„Wo dann?"

Lacht Evi stolz: „In Erfurt!"

*

„Sie verzogen ja so schmerzhaft das Gesicht, als meine Frau das englische Lied sang. Gewiß sind Sie Engländer und hatten Heimweh?"

„Nichts von beiden: ich bin Musiker!"

Darum

„Der Herr dort trägt ja die Nase furchtbar hoch."

„Darf er auch; er hat nämlich den längsten in den letzten 25 Jahren festgestellten Bandwurm gehabt."

Der kleine Murkel ist gestern zum erstenmal in der Schule gewesen. Lernte dort, einen Finger zu heben, wenn er eine Antwort wußte, und die ganze Hand, wenn er ein dringendes Anliegen verspürte. Nach dem Unterricht holte ihn Mama ab.

Auf dem Heimweg müssen sie über eine Straßenkreuzung.

Der Schutzmann stoppte mit erhobener Hand den Verkehr.

Ruft Murkel laut:

„Gucke mal, Mutti, der Schutzmann muß mal raus!"

7. Jahrg. – Nr. 13 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 27. März 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Auf freier Scholle wächst des Volkes Brot (Zeichnung von Ernst H. Grunwald / Bavaria-Verlag)

„Und kommt der Frühling dann ins Tal..."

Von Per Schwenzen

Ja, dann geht's eben los . . .! Dann ist nichts mehr zu halten . . .! Die Botanik und die Liebe nehmen gigantische Formen an, die Knospen springen mit einem leisen Jubelknall, zu zart für unsere hellhörigsten Membranen . . . Funken der Freude knistern im Lichtband der Sonne, aus der gärenden, dunkelwarm riechenden Erde, in all unseren Muskeln und Bändern . . .

Ein unbändiger Trieb nach Bewegung, nach starker Gliederfreude packt den gesunden Körper. Du stehst deine kultivierte Rose aus dem Fenster, ein warmer Lufthauch, der über Gärten ging, weht dir in die Nüstern, und heiße, tierhafte Freude durchpulst dein Blut — raus, runter, erst mal eine Hand voll Sand vom Boden heben, den Kopf in die Springen stecken, einen Stein übers Wasser zwitschern lassen. Irgendwo knallt eine Flaggenleine, von der Luft bewegt, an den Mast — und schon leuchtet das Weiß der Segel in dir, die Luft schmeckt nach salzigem Schaum . . . von heute ab bist du wieder ein paar Monate lang jung, die Tage im Kalender werden gezählt, von Wochenende zu Wochenende springst du den großen Ferien entgegen. Der Tennisspieler fällt in Verzückung, wenn die gelblichrote Spielfläche auftaucht, ein wenig Wasser- und Teergeruch erinnert den Wassersportler wieder an den Sinn des Lebens . . . Heraus mit dem gutmütigsten Reptil der Zoologie: dem Faltboot. Du kannst ihm die Rippen aus dem Fell ziehen, es rollen und schnüren und auf die Gepäckbrücke eines Wagens schnallen, es wächst wie „Schifflein deck dich" am Ufer vor dir auf, du stehst, ein Admiral im Badehosen, zwischen Butterblumen, befiehlst deine Gebieterin aufs Sitzkissen nieder, lichtest den Anker, den du nicht hast und fährst, leicht wie ein Wasserfloh und munter wie eine Forelle in den jungen Morgen hinaus . . . Wasserwanderung über die schwermütigen masurischen Seen, durch den Spreewald, durch die engen Torfmoorkanäle deutscher Heide, des Bremer Blocklandes, das ist Zauber der Landschaft ohnegleichen: Blumen und Gräser schwanken über dir, mächtige Kuhhäupter, Bachstelze und Wiedehopf stehen an der Uferkante gegen den blauen Himmel, unwillkürlich hältst du Atem und Paddel an, glaubst durch eine seidene Fächerzeichnung zu schweben . . .

Und bald wird der erste Kopfsturz fällig sein! Die Bademeister rühren schon im Farbentopf, die Bohlen werden schon auf die Schwimmflöße gedeckt. Es geht los — bald schreit die Wasserfläche in schäumender Freude auf, von der Rutschbahn sausen die Nixen, und der Seesand knirscht zwischen deinen Zähnen und in den Scharnieren deines Fotoapparates.

Es gibt kämpferische Naturen, denen Paddeln und Schwimmen nicht genügt, sie toben sich auf dem Rollsitz im Regattatraining aus. „Auch ich war ein Knabe mit Rollsitz und so . . ." Aber doch nicht ein so ganz Unentwegter. Ich war in der schönen Fulbastadt Kassel langjähriger „Kurhesse" und gehörte zu der verachteten Rasse der „Kaffeefahrer". Unsere Kraft erschöpfte sich zumeist in einem heroischen Spurt stromaufwärts gegen das Wehrgefälle, und galt dem Streuselkuchen und Kaffee in der „Alten Mühle". Der Schlagmann unserer Kaffeemannschaft, die auf dieser Strecke nicht zu schlagen, aber durch keinen Marinebefehl auch nur eine Bootslänge weiter zu bringen war, hieß Leutnant Gickel. Er hatte im Kriege ein Bein verloren, aber er ruderte, ruderte und schwamm wie ein Zweibeiniger und war der Champion der Kaffeemannschaft. Die Strömung war so rei-

Märztage

Von Karl Burkert

Vom Flug der Wolken übergraut
dehnt sich das fahle Land.
Der Föhn, der in den Wäldern braut,
ist eine Harfenhand.

Die Birke wiegt sich wie im Tanz,
betört vom eignen Hauch.
Von jungen Knospen zart ein Glanz
träumt um den Haselstrauch.

Durch Hag und Wiese hurtig hin
von Quellen eine Gelpül.
Die Lerche, Gottes Sängerin,
schwelgt schon im Lenzgefühl.

Und alles, was sonst feemd und weit,
traut kommt es wieder nah.
Die Sehnsucht taukht das blasse Kleid
und steht als Hoffnung da.

Bronchitiker und Asthmatiker sind Zeugen
für die auch von Professoren u. Aerzten erprobten und anerkannten, bekanntlich Heilwerte des guten Mittels für Erkrankungen der Luftwege (alter anderer Genese, Herzbeschwerden, Keuchhusten, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma), „Silphocalin". Schleimlösend, auswurfbefördernd, entzündungshemmend, erregungsdämpfend und vor allem gewebsfestigend, vermag „Silphocalin" krankes und empfindliches Atmungsorganen bei lang und oft wiederkehrender Hilfe zu bringen. Nicht umsonst hat es sich in kurzer Zeit einen so großen Ruf erworben. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphocalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabletten „Silphocalin" RM. 2.52 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindliche Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift Z 303 von Dr. phil. nat. Straub, Werbeschriftenleitung.

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Dieser Balsam aus Tannenknöllchen lindert katarrhalische Beschwerden, indem er auch in den Bronchien den Schleim löst; er wirkt zudem appetitanregend und erhöht durch seinen Gehalt an Kalk und Nicotinsäure die Widerstandskraft des ganzen Organismus.
Kl. Orig.-Flasche RM. 1.- Kneipp-Mittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg
Verlangen Sie den Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos!

Damenbart
von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Großer Preis Brüssel Sept. 35, London März 36. Dankerfüllte Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Hetwaka m. Stern, Reichspatent. Nr. 466509 verbürgt Erfolg, schützt daher vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, f. größ. Flächen 5.50 u. 6.50, Nachn. Hetwaka-Köln 114

Sich. Entfernung lästiger Haare durch d. weltbek. Hetwakakur. Sehr bewährt u. a. auch bei Frauenbart. Keine Verätzung, keine Verunstaltung. Unschädlich. Ausführl. Broschüre kostenlos durch Hetwaka-Köln 114

Wieviel wollen Sie abnehmen?
10 Pfund? 30 Pfund! Trinken Sie doch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee. Sie werden erstaunt sein, wie breite Hüften, starke Schultern und das almachende Doppelkinn verschwinden. Verdauung und Blutzirkulation werden angeregt und schon in wenigen Wochen fühlen Sie sich schlank, frisch und verjüngt — so angenehm wirkt der echte
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM: DOPPELTABLETTEN

Wer inseriert wird nicht vergessen!

„DER 7. TAG"
Auflage IV. Vj. 37: 29876

HEIRATS-WUNSCH
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung „Der 7. Tag" Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Gebensfr. Möbel, Amt. 30, (Ostvorortgeb.) viell. gebild. heite Haushaltkenntn., lebt. gute Musikneigung, mündl. charakterisieren

Lebensgefährtin

Reelle Zuschriften m. Bild. Vermittl. verb. Angeb. unt. Nr. 1168/3 a. „Der 7. Tag", Paderb.,

Welches kathol. Mädchen bietet Bauerntochter, 30 J., 5000 RM Verm., gute Vergangenh., Einheirat

in Land- od. Gastwirtschaft? Bin auch bereit, mich Betr. tot. weiterzulernen. Zuschr. möglichst mit Bild, unter Nr. 1135/1 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Fahrräder aus eigener Fabrik
Muffenlötung
ab 39.50
Tausende Dankschreiben!
Katalog umsonst!
SIGURD-KASSEL 99
Deutliche Schrift hilft Fehler und Verzögerungen vermeiden

Billige Fische
1-Pfd.-Dose o. Dosenpfand
2 Dosen Bismarckheringe in Tomatensauce
2 Dosen Bismarckheringe in Gelee
2 Dosen Bismarckheringe in Gelee
½ Dose Bismarckheringe in Gelee
½ Dose Bismarckheringe in Gelee
½ Dose

Hand, daß wir zehn Minuten in heftigem Endspurt lagen und langsam vorwärts kamen.

Und darum gewann Leutnant Gödel auch einen Korb Champagner für die Kampfmannschaft in der wundervollsten Regatta, die je stattfand. Er hatte unseren Regattaviereer herausgefordert: die Kampfmannschaft sollte von der Eisenbahnbrücke zur „Alten Mühle" rudern, Leutnant Hödel auf seinem einen Bein längs der Uferlinie nebenher hüpfen. Er gewann mit drei Bootslängen. Er war unverwüstlich und litt nur unter der Winterzeit, die ihm keine Sportchance mehr bot. „Ich bin eine bessere Echsenart", sagte Leutnant Gödel, „jeden Frühling, wenn's warm wird, wächst mir ein neues Bein!" Hut ab vor Leutnant Gödel! Meine Lieben, es gibt viele Nichtbeschierte unter uns, denen müssen erst Arme und Beine wachsen — und jetzt ist die richtige Zeit dafür . . .

Jetzt wird alles erst mal gründlich überholt, werden die Boote gedichtet, die Spielplätze gewalzt, die Gekenke geölt. Den „alten Herren" befällt ein ähnliches Glücksgefühl wie den Hosenmatz an der Sandkiste, wenn er sich wieder sein erstes Startloch buddelt.

Die Stimmen frischer Wanderjugend hallen durch Wald und Feld. Und die Landstraße, die endlose, graue Walze, zieht als ein Schriftband unter ihnen dahin, auf dem die Lieder und Leiden von Wanderbursch und Kriegsknecht eingegraben sind. Die knorrigen Aeste der Eichen und die schlanksren der Buchen singen in Sturm und Hauch alle Töne des Volkes und Landes, von Krieg und Sage, von Liebe und Wahrheit über ihren Weg. Ihre Wimpel flattern an hohen Stangen, sie wissen ein Zelt zu spannen, ein Biwakfeuer zu nähren. Das alte deutsche Lied klingt durch ihren Abend, Worte und Klänge des Volkstums, das aus langer Verschüttung wieder Blut und Leben gewann. Und sie wissen und singen die Lieder des neuen Deutschlands, ihre ernsten Kampflieder, ihre frohen Marschgesänge und das muntere Volkslied von heute:

„Und kommt der Frühling dann ins Tal,
Grüß mir die Lore noch einmal . . ."

Hans Kloepfer

Landarzt in der Steiermark

Ich war Landarzt geworden. Die streng umgrenzte Eigenwelt des Krankenhauses hatte sich hinter mir geschlossen, und mit einemmal lag das laute Leben vor mir aufgerissen. Das füllte ein weites, alpenumschlungenes Tal und sollte dann meine zweite Heimat werden, für immer. Das war durchströmt vom Lärm und Verkehr der Industrie, das dröhnte in den Eisenwerken, das fuhr zutage aus Kohlengruben und Schachten, das lief ununterbrochen durch den Ort im Handel und Verkehr eines regsamen Marktes. Und dahinter lagen, ein gewaltiges Amphitheater, alle die Hügel und Höhen und tannendunklen Vorberge bis hinauf zu den weiten Wölbungen der Gleins und Stubalpe, ein Hinterland voll regen, stillen Lebens, voll alter urberührter Urtümlichkeit auf Flur und Feld, um Halt und Alm, in den Holzschlägen und an den Sägen, die talein bis in den letzten Winkel Tag und Nacht am Waldgut kreischend krafzen.

Bauerntum —! Wohl hatte ich es von Kindheit an gekannt, als Begleiter bei den Krankenbesuchen meines Vaters. Aber in der südlichen Weststeiermark war es ein freundliches, behäbiges Hausen gewesen, an Rebhügel und Obstanger gereiht, lebensnah, kleinbäuerlich. Hier aber war es eine ernstere Welt, kubalvin in dunklen Tannenforsten, mit den Einschichthöfen auf der Kuppe, bei einem Leben, immer härter und genügsamer, je näher es sich an die Almen gelagert. Noch ahnte ich nichts von seiner stillen Größe, von seinem wortkargen Ernst, und nichts von seiner überlegenen Lebensinsicht, die in einem Spruch, einem knapren Vergleich oft unentrinnbare Wahrheit verrät. Noch wußte ich nichts von seiner Kraft und Fröhlichkeit, die im Tanz und Lied die Sorgen vergißt. Noch wußte ich nichts von seinem Liebesleben, das im hellen Jauchzer einzieht und mit dem ledigen Kind ein kurzes Sommerglück büßt. Das alles erschloß sich mir in seiner Kraft und Tiefe und seiner kargen, scheuen Schönheit erst nach Jahren, nach Jahrzehnten.

Denn vorerst verlangte man mich im Tale. Frisch und feurig ging der junge Werksarzt ins Zeug. Jeder neue Krankheitsfall stellte ihn vor neue Aufgaben, vor Gegenstand seiner Sorge, seines besten Wissens und Könnens. Aber noch war es mehr das klinische Interesse, dem sein Eifer galt. Erst mit den Jahren gewann auch der Einbau des Arbeiters ins soziale Gefüge, der Mensch an sich mit Weib und Kindern, immer stärkere Bedeutung und dämmte seine Vielgeschäftigkeit (klinische Pathpragmatie, wie man im Gelehrtendeutsch sagt) ein, machte ihn weniger streng, weicher und lieh ihn nähere Wege zum kranken Menschen finden. So wurde er mit der Zeit der Hausarzt seiner Arbeiter. Aber das brauchte Zeit, und das Arbeitsfeld war weit.

Da lag zehn Minuten von Köflach gegen Südosten die große Eisenhütte Pichling, ein gewaltiger, langgestreckter Bau, damals der größte überdachte Raum Steiermarks, mit allerlei Nebenbetrieben und Werkstätten. Und alles war eine Welt für sich, klang geordnet, übrig und hoffreich, durchwogt von Lärm und Dampf und Rauch. Da schmolz in mächtigen Oefen das Eisen, wurde zu Klumpen, Luppen, geballt und mit mächtigen Zangen, die an Ketten liefen, auf Eisenkarren gehoben. Wie Butter wurden sie von schweren Dampfhämmern zu Formen geschlagen, zu Blöcken gestreckt, die unter die klirrenden Walzen kamen. Dumpf zitterte und dröhnte es im weiten Raume, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Aber die etwa fünfhundert Schmiede und Helfer, die da sichere Arbeit und guten Lohn fanden, arbeiteten still und gelassen an ihrem Werk und blickten nur zu freundlichem Nicken auf. Es war ein starkes, gutmütiges Geschlecht, das nur zuweilen Klage führte, wenn ihnen der Werkmeister Hilger, ein Urbajuware, gewaltig in Trunk und schlichter Grobheit, ihr Gezähe, Paddelhebel und Zangen, wie für Zwergenarme berechnet, schmieden ließ.

Eine halbe Stunde westlich von Köflach lagen um Lankowitz die Kohlenbergwerke der Alpinen, der Pendlitzgbau und der Franziskischacht, mit einer Belegschaft von acht- bis neunhundert Bergleuten, so daß im ganzen, bei Bergbau und Hütte, samt Weibern und Kindern weit mehr als dreitausend Menschen meiner ärztlichen Sorgfalt anvertraut waren. Dabei waren die „Meraner", wie sich unsere Knappen noch immer nach dem früheren Werksherrn, dem Sohne des Erzherzog Johann, nach alter Gewohnheit nannten, erst ein Drittel der Belegschaft in den Kohlenbergwerken des oberen Fohnachtales.

Das gab nun eine Fülle täglicher Arbeit, die mich vorerst etwas bedrängte. Denn in der Vormittagsordination erschienen doch durchschnittlich dreißig Patienten und mehr, und des Nachmittags gab es oft zwölf bis fünfzehn Krankenbesuche, allerdings nur im Umkreise von einer halben Stunde. Das verlangte einen hellen Kopf und flinke Beine. Dann wurde man im Laufe eines Tages durch alle Gebiete der Heilkunde gejagt. Die „kleine" Chirurgie machte mir nicht viel Sorge. Aber ab und zu kam doch ein ganz schwerer Fall, eine Maschinenverletzung, zu deren Versorgung auf der Klinik doch stets zwei oder mehr Aerzte bereit waren. Noch aber war das heutige, klinisch geleitete, große Krankenhaus in Voitsberg nicht gebaut, es gab kein Rettungsauto wie heute, das den Schwerverletzten in zehn Minuten vom Schacht auf den Operationstisch bringt. Im Walzwerk riß beim Drahtzug eine glühende Eisenschlinge einem jungen Schmiererbuben den Fuß so glatt ab, daß er im Schuh stecken blieb. Ich mußte mit meinem Diener die Amputation machen, während ein älterer Ortskollege narkotisierte. Ein andermal zwang ein völlig zertrümmertes Bein im Bergbau zur Amputation des Oberschenkels in der Verletzte. Doch stand mir damals allerdings ein klinischer Freund als Assistent zur Seite.

Dieses Operieren aus dem Stegreif feierte aber seine stillen Siege erst vor schweren Aufgaben hoch im Gebirge, in der Einschicht. So kam einmal um die Dämmerung im Sommer die „Post", auf der Schmiedbauernhöhe, zwei Stunden vor Köflach entfernt, sein beim Anhauen die Ochsen durchgegangen, der sechsjährige Bub sei unter die Egge gekommen, ihre Zähne hätten ihm den Bauch aufgerissen. Es war der letzte Hof unter der Bartlmäalm; das letzte Wegstück war nur zu Fuß zu erreichen. Glücklicherweise erwies sich auch diese Nachricht als etwas übertrieben. Immerhin: Aus einer fingerlangen Bauchwunde lagen eine kleine Dünndarmschlinge und ein Stück eingetrocknetes Netz vor. Beim Rienspanlicht und ohne jede Hilfe wurden die nicht mehr lebensfähigen Netzteile abgetrennt, ein paar kleine Blutgefäße unterbunden, der Darm zurückgelagert und die Wunde schichtweise genäht

Fliegertod im australischen Busch

Das tragische Schicksal des englischen Fliegers Captain Butler

Ein Tatsachenbericht von Hans Bertram

Der bekannte Australienflieger Hans Bertram, dessen Erlebnisse im 5. Erdteil einmal die ganze Welt in Atem hielten, hat in diesem Tatsachenbericht das grauenvolle Schicksal des ihm persönlich befreundeten englischen Fliegerpioniers Captain Butler in der australischen Wüste in plastischen Bildern gezeichnet. Es konnte keinen Berufeneren geben, das Ende dieses mutigen Kämpfers zu schildern, als Hans Bertram, der selbst Wochen hindurch von der australischen Sandhölle festgehalten wurde und ihr nur wie durch ein Wunder entrann. Er hat auch selbst die Qualen, die Butler erdulden mußte, fast bis zum bitteren Ende durchgekostet und kann deshalb diesen Stoff aus eigenstem Erleben gestalten.

Aus dem Namen „Butler" erwächst vor meinen Augen ein Schicksal, so grauenvoll und höllisch phantastisch, daß er dem Hirn eines Teufels entsprungen sein könnte! —

Das Ende des Captain Butler klingt so sehr an meine eigene Höllenzeit im australischen Busch an, daß ich nicht loskomme von diesem Namen Butler und von seinem Schicksal seit Jahren. Es ist schon viel und oft über den Tod dieses Mannes geschrieben worden — aber ich darf sagen, daß niemand die letzten Tage, Stunden und Minuten seines Lebens so nachfühlen und in Gedanken nacherleben kann wie ich — und ich bin froh, daß ich jetzt Gelegenheit habe, mir die entsetzlichen Bilder meiner jahrelangen Vorstellung aus der Feder schreiben zu können! —

Mag dieser folgende Bericht nicht in jedem Wort und in jedem Satzzeichen den Tatsachen entsprechen — es macht gar nichts. Erstens liegt es nicht in der Macht von Menschen, dem Geschehen der Notlandung des Captains Butler im australischen Busch in allen Einzelheiten zu folgen — da es keine lebenden Zeugen dieses Schicksals mehr gibt. Zweitens ist es auch vollkommen gleichgültig, wenn meine Phantasie manchmal von der Wirklichkeit abrücken mag — denn Sie können versichert sein, daß es nicht möglich sein würde, das Ende dieses Mannes in seiner nacktesten Wirklichkeit mit Worten zu übertreiben — ein menschliches Hirn nämlich kann gar nicht das Grauen der australischen Wüste ausdenken! — Ich aber mußte ja einmal den Busch diese Wochen hindurch bis zur Grenze meines Lebens durchkämpfen — und deshalb ist es mir möglich, der Wahrheit des furchtbaren Schicksals dieses Fliegers sehr nahe zu kommen.

Das will ich noch vorausschicken und möchte ich verstanden wissen, daß ich auch diesen Bericht nicht etwa gebe, um irgendein sensationelles Geschehen darzustellen — ich schreibe bloß, um damit nochmals unsere wunderbare Rettung aus der australischen Wüste zu unterstreichen — und ich schreibe, um einem Ehrennamen ein Denkmal zu setzen, einem Mann, der in den Tagen und Stunden vor seinem sicheren Tode die letzte Prüfung bestanden hat, die ein Mann für die höchsten Tugenden seines Menschseins ablegen kann: Butler ist nie und nimmer und in keinem Augenblick feige gewesen! —

Hier die Geschichte des Captain Butler . . .

Ein Brief aus der „Australienkiste"

Am 14. Oktober 1932 schrieb Captain Butler einen Brief an meine Mutter:

„. . . gestern ging ich mit meiner Frau zu dem Vortrag, den Ihr Sohn hielt über seine Reisen, während er an der Nordküste Australiens verschollen war.

Er erzählte uns, wie die Erinnerung an Sie, seine Mutter, ihn beherzte während der Schwere seiner Versuchung. Ich habe eine Mutter, die ich ebenfalls sehr liebe, und ich wünsche mir die Freiheit zu nehmen, der Mutter unseres Capt. Bertram zu schreiben und ihr von den Gefühlen, die alle Australier für ihn haben, zu erzählen.

Ich kann die Bewunderung und Teilnahme, die wir für ihn haben nicht ausdrücken. Es ließ uns fühlen, daß wir jetzt einen gewissen Anspruch auf ihn haben, und wir sind sehr, sehr stolz auf ihn.

Durch Ihren Sohn sind Deutschland und die Deutschen unsere Nachbarn geworden. Die Bitterkeit der Jahre 1914—1918 ist vergangen.

Ich bin 40 Jahre alt. Ich war Ihr Feind während jener ganzen Zeit in Frankreich. Palästina. Ich habe nichts als ein freundliches Gefühl jetzt für alle Deutschen . . .

Ihr aufrichtiger
Butler . . ."

Es ist ein Brief, den ich aus einer meiner Australienkisten herausgesucht habe. Volle Kisten sind das, bis an den Rand gefüllt mit Briefen, Geschenken, Andenken — was weiß ich alles. Australien hat mich nach der Rettung zum Sohn des Landes gemacht: „You died in Australia — and now are reborn here!" — „Du starbst in Australien — und du wurdest hier wiedergeboren!" — Man hat mich hierzulande monatelang umhergereicht, beinahe getötet mit überaroßer Gastfreundschaft, hat mich zum Ehrenmitglied ernannt in allen möglichen Verbänden, Vereinen — ich habe den ganzen Erdteil umflogen, kreuz und quer durchflogen von Stadt zu Stadt und von Ort zu Ort, habe beinahe jeden Bewohner dieses Erdteils kennen und schätzen gelernt — und man hat mich wohl auch gern gemocht, hat mir den Ehrennamen des Landes gegeben: „You are a dinkum Auffi!", „Du bist ein echter Australier!" — Genug davon.

Ich bin übrigens stolz, sagen zu können, daß dieser Brief einer von vielen Tausenden ist — aber ich habe den Brief nicht aus der Kiste herausgeholt, um etwa mit ein paar anerkennenden Zeilen zu prahlen — nein, ich habe den Brief aus einem ganz anderen Grunde herausgesucht:

Der Brief liegt vor mir, erinnert mich gut an einen großen, stattlichen Offizier, Offizier, ehemaliges Mitglied der „Anti-Richthofen-Staffel", der Brief vor mir erinnert mich sehr gut an einen Ehrenmann —

— und aus der Unterschrift des Briefes grinst mir ein Totenkopf entgegen — — —

Flug quer durch den Kontinent!

Zwei Monate nach diesem Brief an meine Mutter, auf den Tag genau zwei Monate später, am 14. Dezember 1932, startet Captain Butler zu dem verhängnisvollen Flug Adelaide-Port Darwin, also quer durch Australien.

Kurz und sachlich dieses Fluges:

Seit einigen Jahren war im Interesse der australischen Oeffentlichkeit ein sehr interessantes Projekt in den Vordergrund gerückt und stand Ende 1932 kurz vor der Verwirklichung: Die Luftverbindung Australien—England, die Verbindung Australiens mit dem Mutterland. Eine wirklich interessante Luftlinie ist das, die längste übrigens, die auf unserer Erdkugel möglich ist: Die Verbindung zweier Antipoden — die Flugstrecke rund um den halben Erdball. Sehen Sie sich bitte einmal den Atlas an oder noch besser den Globus. Die Flugroute dieser längsten Luftlinie ist das: England — quer durch Europa — Mittelmeer — Syrische Wüste — Persischer Golf — quer durch Indien — Südsee — Port Darwin, das ist der australische Hafen der Nordküste. Von Port Darwin aus könnte nunmehr die Verbindung nach verschiedenen Richtungen quer durch Australien weitergehen zu einer der Großstädte an der Süd- oder Südostküste als Endbahnhof. In diesem Augenblick steht selbstverständlich ein Wettbewerb ein zwischen den Städten — jede Stadt kommt mit den nötigen Argumenten, weshalb gerade nur sie als Endpunkt der Luftlinie in Frage kommen kann. Neben den wirtschaftlichen Gesichtspunkten tritt bei der Wahl der Linie vor allen Dingen die Frage der flugtechnischen Sicherheit dieser Strecke quer durch den Kontinent in den Vordergrund — und das ist in der Tat eine sehr heikle Frage! — Hören Sie dazu noch etwas australische Geographie, in runden und leichtverständlichen Zahlen bitte — aber von Zeit zu Zeit kann ein wenig Geographie nach meiner Meinung sowieso nichts schaden. Also:

Man nennt Australien den fünften oder kleinsten Erdteil, stellt sich dabei wohl so ein verlorenes Stückchen Land vor, irgendwo hinter der Südsee, von der Ausdehnung vielleicht einer größeren Insel. Und wissen Sie, daß diesem Erdteil nur Wasser fehlt, einfach Wasser, um ihn zu einem der reichsten Teile unserer Erdkugel zu machen? — Wissen Sie, daß in diesem Erdteil nur sechs Millionen Menschen leben — das sind zwei Millionen mehr als in der Reichshauptstadt? —

Ich sage es nochmals: Könnte man die Regenwolken dirigieren, könnte man Wasser in dieses Riesenobjet schaffen, so brauchten wir uns kaum Gedanken zu machen über die wachsende Bevölkerungszahl unserer Erde — denn dann könnte man erst einmal ein jungfräuliches Stück Land von der Größe unseres armen ausgesaugten Europas kultivieren und für die Menschheit dienstbar machen! — Diese sechs Millionen Bewohner verteilen sich übrigens noch zum größten Teil auf die schmalen Küstenstreifen der Südost- und Ostküste, rund drei Millionen allein in die paar Großstädte dieser fruchtbaren Küsten — und im Innern dieses Erdteils ist das Leben beinahe unbekannt! —

Aber auch uns Lebenden ist das Innere Australiens noch an vielen Stellen unbekannt!

Graue Flächen auf der Landkarte

Vor kaum mehr als hundertfünfzig Jahren hörten unsere Vorfahren zum erstenmal von dem Vorhandensein dieses abgelegenen Erdteils — als nämlich der Weltfahrer Cook den Beweis erbrachte für die Richtigkeit jener Berichte, die seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von einer „Terra australis" — das ist „Südland" — bissen wollten. In unseren Tagen gerade feiern die australischen Großstädte ihren hundertsten Geburtstag. Alles in allem also haben die Geschichtsschreiber keine Probleme zu lösen in diesem jüngsten Erdteil — desto größeren Problemen sehen sich dafür die Wissenschaftler gegenüber, die diesen fünften Erdteil erschließen wollen — eine Arbeit, die noch in den ersten Kinderschuhen steckt: Denn wir Menschen sind ja noch nicht Herr geworden über das Wasser, das uns immer noch der Himmel freiwillig schenken muß! — Dem Innern Australiens aber scheint der Himmel das Wasser nicht freiwillig zu geben, dieses Innere ist Wüste, ausgebrannte Wüste! —

Im Kampf gegen die Trockenheit hat man Brunnen gebohrt, viele hundert Meter tief, ist vielleicht auch einmal auf Wasser gestoßen — sehr unzuverlässig sind diese Wasserquellen, da eines Tages so ein Brunnen plötzlich trocken ist! —

Es gibt blaue Striche auf den Landkarten Australiens, also Flüsse, große, lange Flußläufe — im Lande selbst sind nun diese Flußläufe nur unter den günstigsten Umständen zu finden: Wenn es einmal ausnahmsweise lange geregnet hat und wenn der Fluß seinen Weg zufällig für ein paar Wochen oder Monate über festen Boden nimmt, nicht etwa durch ein Sandtal — denn in einem Sandtal ist das Wasser plötzlich von der Oberfläche verschwunden, ist durch den Sand oder durch ein Erdloch in der Tiefe versickert, aufgesaugt von der durstigen Erde! —

Man hat auch Wasserleitungen gezogen von der Küste weg ins Innere, riesige Rohre über Hunderte von Kilometern weit, hat damit einigen kleineren Orten Lebensmöglichkeit geschaffen — zur Kultivierung eines Erdteils aber sind Wasserleitungen wohl kaum hinreichend! —

Große graue Flächen sehen Sie auf der Karte Australiens — und die Namen dieser Flächen sagen Ihnen mehr, als ich hier mit ein paar Worten erzählen kann: „Great Sandy Desert" — „Große Sandwüste", „No Man's Land" — „Niemandsland", „Nullarbor Plain" — „Baumlose Ebene".

So ist Australien aufgeteilt — ein Erdteil von der Größe Europas! —

Ich will es genug sein lassen, will Ihnen nur noch einen letzten Beweis geben von der Leere dieses Landes: Von der Südostküste geht eine Bahnlinie zur Westküste, verbindet die beiden Hafenstädte Adelaide und Perth, rund zweitausend Kilometer ist diese Strecke durch die Wüste gebaut — und Wasser gibt es nicht an einer Stelle entlang dieser Bahn, es sei denn in ein paar Felslöchern, wo das Wasser nicht schlecht sein kann — wenn es vielleicht einmal im Jahr ein paar Minuten regnet! — Ich bin entlang dieser Bahn geflogen, an einer Blockstelle über die Schwellen der Bahnlinie ein paar Meter in die Wüste hinausgegangen, habe mich zwischen die Schienen gesetzt — und habe das Gefühl gehabt, auf einem ausgestorbenen Weltkörper zu sitzen, von dem das Leben verschwunden ist. Menschen, Tiere und Pflanzen — nur diese beiden Schienen rechts und links von mir zeugen von einer Kultur, die einmal da gewesen sein muß in dem toten Land! — Diese Bahn führt durch die „Nullarbor Plain", also durch die „Baumlose Ebene" und es gibt auf der Welt meines Wissens keine Ebene von auch nur annähernd gleichen Ausmaßen: Ueber eine Entfernung von mehr als siebenhundertfünfzig Kilometer macht die Bahnlinie kaum einmal einen kleinen Bogen — über mehr als fünfhundertfünfzig Kilometer aber ist die Bahnlinie vollkommen gerade, vollkommen! —

Diese paar Daten der australischen Geographie müßte ich zum Verständnis meiner Geschichte herausschicken — denn nun verstehen Sie, daß bei der Durchführung des Flugprojektes England—Australien die größte Schwierigkeit nicht etwa auf dem Teil der Strecke zu überwinden ist, der durch Europa führt oder durch Asien, in Indien beispielsweise oder in der Südsee — die entscheidende Schwierigkeit zur sicheren Durchführung der Flugstrecke beginnt in dem Augenblick, wenn das Flugzeug Australien erreicht hat, in dem kleinen Nordhafen Port Darwin gelandet ist, wenn es jetzt weiterfliegen muß quer durch diesen Erdteil zur Südost- oder Ostküste, um eine der größeren Städte und damit die wirtschaftlichen Mittelpunkte des fünften Erdteils zu erreichen.

Demonstrationsflug in der Sportmaschine

Ich sagte bereits, daß im Jahre 1932 die Städte in Wettbewerb traten, den Nachweis erbringen wollten, daß die flugtechnische Sicherheit gegeben ist aus den und den Gründen.

So konnte der Südhafen Adelaide anführen, daß das Flugzeug auf dem Wege Adelaide—Port Darwin erst einmal tausend Kilometer über eine Bahnlinie fliegen könnte, die von Adelaide nordwärts ins Innere führt, Richtung Port Darwin bis zu dem Wüstennest Anale Pool — daß der Pilot dann für die Reststrecke von zweitausendsechshundert Kilometer bis Port Darwin eine Telegraphenlinie als Wegweiser hätte, die quer durch die Wüste zieht von Süd nach Nord. Und beinahe genau in der Mitte der Strecke Adelaide—Port Darwin liegt Alice Springs, das ist der einzige Ort in Zentralaustralien. In Alice Springs gab es schon einen Flugplatz, so daß die Maschine dort aufsetzen könnte, den Flug quer durch Australien also in zwei Tagesetappen schaffen konnte. Die Voraussetzungen für die flugtechnische Sicherheit dieser Strecke lingen somit nicht schlecht, man wollte aber noch ein übriges tun, wollte durch einen Demonstrationsflug mit gut aufgezogener Pressepropaganda die Vorzüge dieser Strecke vor der Oeffentlichkeit unter Beweis stellen.

Und so bereiten im November 1932 der ehemalige Kriegsflieger Captain Butler und sein Freund Albert Douglas einen Flug mit ihrer Sportmaschine vor: Adelaide—Alice Springs—Port Darwin.

In den gleichen Tagen bereitete ich seinerzeit meinen Rekordflug Australien England vor, nahm an Bord meiner Maschine Musterbeispiele der gesamten australischen Produktion, wollte diese Musterbeispiele australischer Erzeugnisse in Rekordzeit zum Mutterland England bringen, wollte die Oeffentlichkeit auch von mir aus auf die Vorzüge und Notwendigkeit dieser Luftverbindung hinweisen — wollte vor allen Dingen mit diesem Flug meinen Dank abstatten an die australische Regierung und an das australische Volk für die Gastfreundschaft, die man mir Monate hindurch nach meiner Rettung von der Nordwestküste erwiesen hatte.

So am es, daß ich Butler und Douglas bei der Vorbereitung ihres Fluges mit meinem Rat helfen konnte, denn ich kannte ja bereits die Wüste, war kreuz und quer durch Australien geflogen — und hatte auch schon einmal unendliche Wochen hindurch mein Leben verteidigen müssen und können im Kampf mit diesem erbarmungslosen Land. Ich habe also Butler und Douglas vor dem Start helfen können — aber ich konnte den Kameraden nicht helfen in ihrer furchtbaren Not, als auch sie für ihr Leben verteidigen mußten gegen die grauenvolle Wüste — und als sie unterlegen sind in diesem Kampf ums Leben!

Ich startete Anfang Dezember 1932. Flog quer durch Australien vom Südhafen Melbourne über Alice Springs nach Port Darwin, dann weiter Richtung China, anschließend Europa, hörte unterwegs, daß auch Butler und Douglas von Adelaide aus gestartet wären, hörte allerdings nicht, ob sie angekommen waren in Port Darwin, — und sah eines Tages in der Heimat vor einer Pressenotiz, die mir nüchtern und sachlich von dem entsetzlichen Schicksal meiner Kameraden Butler und Douglas berichtete.

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Heute nun werde ich erzählen, wie das Ende dieser beiden Piloten gewesen ist — denn ich weiß, wie es gewesen ist, kenne es so gut, als ob ich Zeuge gewesen wäre in jeder Minute! —

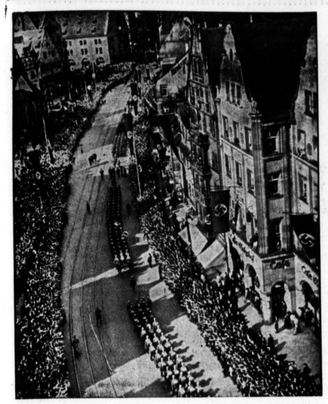
Der Kampf dieser Menschen gegen die Wüste ist beinahe eine genaue Wiederholung jener Wochen die Klausmann und ich im australischen Busch durchkämpfen mußten — mit dem einen Unterschied: daß uns das Leben zurückgegeben wurde von der Allmacht — daß Butler und Douglas aber ihr Leben lassen mußten . . .

Der Motor läuft hart

Es ist also am 14. Dezember 1932, als der Pilot Captain Butler und sein Beobachter Albert Douglas zu ihrem Pionierflug quer durch Australien starten.

Ueber den ersten Flugtag ist nicht viel zu sagen — es klappt alles nach Flugprogramm: Am frühen Morgen der Start in Adelaide, nordwärts rund tausend Kilometer entlang der Bahnstrecke bis zur Entstation Anale Pool, dann noch siebenhundert Kilometer parallel der Telegraphenlinie, am Nachmittag Landung im Tagesziel Alice Springs. Siebenhundert Kilometer sind geschafft, das ist beinahe die Hälfte der Strecke

(Fortsetzung folgt.)

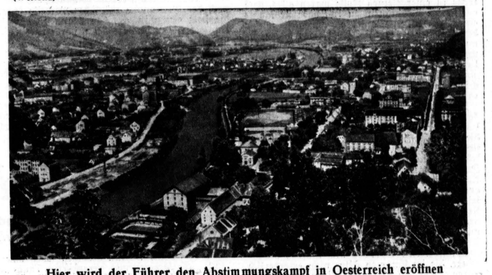


Jubel um deutsche Soldaten aus Oesterreich in Nürnberg
Mit einem Jubel ohnegleichen begrüßte die gesamte Bevölkerung der Stadt der Reichsparteitage die deutschen Soldaten aus Oesterreich. Der Marsch durch die Straßen der Stadt glich einem wahren Triumphzug. (Weltbild, Zander- Multiplex-K.)

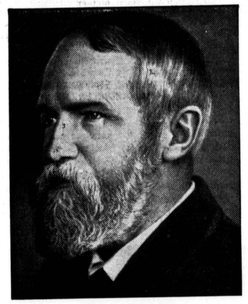
Ein Volk — Ein Reich — Ein Führer
Das erste Plakat zur kommenden Volksabstimmung in Deutschösterreich an einer Anschlagssäule in Wien mit dem Bild des Führers. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Reichstagssitzung in der Kroll-Oper
während der Rede des Führers. Im Vordergrund die Bank der österreichischen Landesregierung mit Dr. Seyß-Inquart an der Spitze. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Deutsch-italienische Begrüßung am Brenner
Deutsche Polizeibeamte begrüßen italienische Zollbeamte an der Brennergrenze. (Weltbild, Zand.-M.-K.)

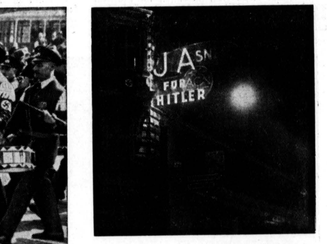


Hier wird der Führer den Abstimmungskampf in Oesterreich eröffnen
Die erste Kundgebung, auf der Adolf Hitler das Wort ergreifen wird, findet in Graz statt. Eine Stadtansicht, gegen Norden gesehen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)



Gustav Frenssen
erhielt vom Führer die Goethe-Medaille. (Scherl-Archiv, Zander-M.)

Deutsche Frontkämpfer in Rom begeistert begrüßt
Den 500 deutschen Frontkämpfern wurde bei ihrer Ankunft in Rom ein außerordentlich herzlicher Empfang bereitet. Unter dem Jubel der Bevölkerung und der italienischen Frontkämpfer marschiert die Kapelle des Reichskriegerbundes vom Bahnhof ab, (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Wiens Bekenntnis für Adolf Hitler
In Oesterreich stehen nach den unvergeßlichen Tagen der Befreiung Dörfer und Städte nunmehr im Zeichen der Vorbereitung der kommenden Volksabstimmung. Diese Leuchtschrift in einer der Hauptstraßen Wiens wirft ein riesiges „Ja für Hitler" in das Dunkel der Nacht. (Scherl Bilderd., Zander-M.-K.)

Uebersichtskarte von der Aragonfront
Die erfolgreich durchgeführte Aragonoffensive ist mit der Eroberung von Caspe in ihrem ersten Teil abgeschlossen. Ungeheure Mengen an Material wurden erbeutet; ebenso wurden weit über zehntausend Gefangene gemacht. Unsere Karte gibt einen Ueberblick über das Vordringen der nationalen Streitkräfte. (Zander-Kartendienst)

Das kgl. dänische Ballett in Berlin
Auf Einladung des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley gab das berühmte Ballett in Berlin zwei Gastspiele. — Die Solotänzerin Margot Lander und der Solotänzer Oernberg in „Schwanensee". (Atlantic, Z.-M.-K.)

Deutschland und Oesterreich — eins auch in der Werbung
Das Informationsbüro der Deutschen Reichsbahn in London hat bereits mit der Werbung für das deutsche Land Oesterreich begonnen.

„Vielleicht" formt einen Menschen

Jenny Jugos Weg zum Film

Der Zufall spielt bisweilen sonderbar. Da war das Töchterchen eines Wiener Diplom-Ingenieurs, das es sich fest vorgenommen hatte, später einmal zu studieren, weil es sich das ganz wunderschön dachte. Aber noch ehe es dazu kam, den Vorsatz auszuführen, machte das junge Mädchen die Bekanntschaft eines Filmgewaltigen und hörte aus dessen Munde, sie eigne sich „vielleicht" für den Film. Sofort begehrte das Tropföpfchen auf: „Vielleicht!" Das Wort ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Warum nur „vielleicht?" Die löbliche Absicht des späteren Studiums begann zu verblassen; hier lockte etwas anderes, diese geheimnisvolle Sache „Film" und dieses ärgerliche „Vielleicht", das den Ehrgeiz kitzelte. Alle Gedanken liefen jetzt nur noch in einer Richtung. Das Ziel stand fest, der Weg mußte gefunden werden. Und er wurde gefunden! So kam Jenny Jugo zum Film.

Der Anfang war freilich etwas anders, als sie ihn sich gedacht hatte. Drei kleine Auftritte in einer kleinen Rolle waren alles, was es für die Debütantin zu tun gab: sie mußte einem Herrn den Mantel abnehmen, sie mußte der gnädigen Frau beim Auskleiden helfen, sie mußte den Telephonhörer abheben. Aber keck und verwegen, wie die Jugend nun einmal ist, ließ sich die angehende Künstlerin nicht beirren und hielt tapfer aus. Das kapriziöse Persönchen brachte Begabung mit, und so folgte in raschem Tempo Film auf Film.

Mitten im schönsten Aufstieg der Schauspielerin erlebte der Film die große Wandlung: das Bild wurde tönend. Jetzt erst kam die ungewöhnliche Begabung der jungen Darstellerin voll zum Durchbruch, aber zunächst erlebte sie seinen Rückschlag. Der erste Tonfilm Jenny Jugos war ein Mißerfolg, und sie war klug genug, aus ihm zu lernen und die Konsequenzen zu ziehen. Hatte sie ehedem das „Vielleicht" überwunden, so brachte sie jetzt auch die Kraft auf, das nachzuholen und sich anzueignen, was ihr unter den veränderten Verhältnissen fehlte. Sie machte eine systematische Ausbildung für die Bühne und den Tonfilm durch; sie lernte Sprechen und tausend andere Dinge, die im stummen Film nicht erforderlich waren. Für die Oeffentlichkeit war sie während dieser Zeit verschwunden; sie erschien erst wieder, als Erich Engel sie neu entdeckt hatte. Er half ihr dazu, Fuß zu fassen im Tonfilm und den eigenen Stil zu finden. Zur äußersten Anmut gereift sich jetzt die innere. Durch ihr oft genug fröhliches, immer aber frisches und gänzlich ungekünsteltes Spiel, durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie spricht und sich bewegt und das Wort mit dem darstellerischen Ausdruck zur Einheit verschmilzt, hat sie sich zum zweiten Male die Gunst des Publikums gewonnen. Nichts ist bei Jenny Jugo erklügelt oder mühsam gedanklich zusammengetragen; alles atmet immer echte Ursprünglichkeit.

Man sehe sich ihr Spiel darauf nur einmal genauer an, und man wird sich überzeugen können, welche Wandlungen eines Frauencharakters sie im Rahmen einer Rolle begreiflich zu machen versteht, wie etwa jetzt in dem Tobis-Film „Die kleine und die große Liebe". Mit einer Gleichgültigkeit, die schon an Ablehnung grenzt, begegnet sie als Flugzeugführerin Erika Berghoff einem Luftreisenden, der durch seine ganze Art erkennen läßt, daß er gewohnt ist, daß ihm die Frauen von selbst zufallen. Aus dieser Gleichgültigkeit wird im Laufe des Spiels erst Interesse, dann Teilnahme, schließlich Liebe, Liebe um der Liebe willen, die nichts nach der Gewinnung möglicher Vorteile fragt, die stolz genug ist, auf den Mann zu verzichten, als die Lebensumstände sich zwischen sie und ihn stellten. Der jungen Stewardeß gilt die Liebe zu hoch, als daß sie den Mann mit einer anderen zu teilen vermöchte; sie will ihre innigsten Gefühle nicht zum Spielzeug und Zeitvertreib oder zur Würze leerer Stunden entweihen lassen. Doch sie wirft sich ihm aufjauchzend in die Arme, als der Mann um ihretwillen auf die bevorzugte Stellung durch Stand und Geburt verzichtet und, selbst durch die Liebe geläutert, zu ihr zurückfindet.

Man beobachte, nein, studiere einmal dieses Gesicht mit seinen Wandlungen, diese Stimme mit ihren Schwankungen und die immer mit der jeweiligen seelischen Verfassung in Einklang stehenden Bewegungen, und man wird wissen, daß Jenny Jugo sich ganz an ihre Rolle hingibt, sich in sie verliert. „Die Frauen tun das meiste durch Einbildungskraft und Temperament", sagt Goethe von den Schauspielerinnen; hier ist das Wort Wahrheit geworden.

Jockisch.

Irene von Meyendorf spielt in dem großen Zirkusfilm „Fahrendes Volk" die Yvonne. (Foto: Tobis.)

Ihr Auserwählter ist ein Prinz — und sie ist eine Stewardeß der Lufthansa, aber eine, über die sich alle freuen. Jenny Jugo in dem Film „Die kleine und die große Liebe". Gustav Fröhlich spielt hierbei die männliche Hauptrolle. (Foto: Tobis-Klagemann.)

Jagd nach dem Hurrikan

Ein Sturmwind wird gefilmt — Kameraleute kämpfen mit Naturgewalten

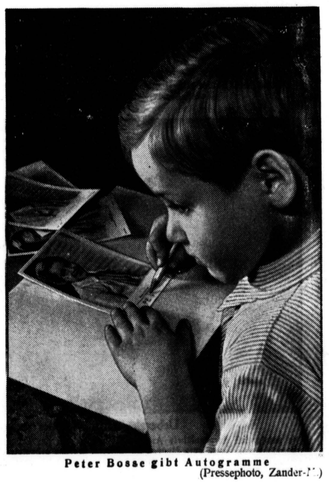
Sechs Wochen befanden sich amerikanische Kameraleute auf schmiedeeisernen, am Meeresgrund verankerten Tanks in der Südsee, um einen Hurrikan aufzunehmen, der in diesen Breitegraden ganze Häuser und Wälder wegfegt und das Meer in eine brodelnde Hölle verwandelt.

Rasende Naturgewalten auf den Filmstreifen zu bannen, ist eine Aufgabe, bei der man sein Leben aufs Spiel setzen muß. Es gibt Dinge, die man selbst in Hollywood nicht künstlich herstellen kann, und dazu gehört auch ein Hurrikan, jener verheerende Sturmwind, der mit einer Geschwindigkeit von 800 Stundenkilometern dahinrast, der Dächer abträgt und Hausmauern knickt, als seien sie aus Papier, der Bäume entwurzelt und ganze Dörfer vernichtet. Wenn man ein solches Ereignis, das seinen Schauplatz häufig in der sonst so lockenden Südsee hat, auf die Leinwand bringen will, dann muß man darauf warten, bis wirklich ein Hurrikan kommt. Und außerdem muß man seine Rechnung mit dem Leben vorsichtshalber abgeschlossen haben.

Zu einem soeben fertig gedrehten amerikanischen Film, der den Titel „Hurricane" bekommen hat, waren solche Aufnahmen, die bisher noch nie geglückt sind, notwendig. So rüstete man eine Expedition in die Südsee aus, deren Mitglieder nichts anderes zu tun hatten, als auf den Hurrikan zu warten. Man verankerte unweit von der Küste große schmiedeeiserne Tanks am Meeresgrund und verfolgte voll Spannung die Meldung der Wetterwarten. Aber die Natur läßt sich nicht kommandieren, sechs Wochen harrten die Kameraleute bangend des Hurrikans, bis das große Ereignis, von den meteorologischen Stationen bereits fünf Stunden zuvor angekündigt, wirklich eintrat. Der rasende Wind kam mit einer derartigen Heftigkeit, daß die Männer, die an ihren Kameraapparaturen hingen, ihr letztes Stündlein gekommen glaubten. Man hatte Spezialapparate gebaut, die völlig wetterfest und wasserdicht waren, keine Vorsichtsmaßregel war unterlassen worden, und dennoch versicherten die Kameraleute, daß die 90 Minuten, die sie den tobenden Elementen ausgesetzt waren, die furchtbarsten ihres Lebens waren.

Zwei der schwimmenden Tanks wurden abgetrieben, die Ankerketten zerbarsten wie dünnes Glas. Die Bemannung vermochte sich nur zu einem Teil zu retten, drei Leute wurden halb tot am Land gespült, während stolz andere den Sturmwind zum Opfer fielen. Dafür konnte das Naturereignis von den verschiedensten Stellen des polynesischen Archipels aus in allen Phasen auf dem Filmstreifen festgehalten werden. Aufnahmen von dem Vernichtungswerk des Sturmes kamen zustande, wie man sie bisher wohl kaum gesehen hat. Der Handlung des Films liegt ein Naturereignis aus dem Jahre 1922 zugrunde. Damals wurde eine Insel der Tuamotos-Gruppe in der Südsee, das Manikura-Eiland, furchtbarlich von einem an Heftigkeit nie wieder übertroffenen Hurrikan verschlungen. Gewaltige Sturzfluten überströmten die Blühende Insel, Tod und Vernichtung bringend.

Mehr als tausend Menschen, darunter auch der amerikanische Gouverneur, fanden bei dieser Katastrophe ein furchtbares Ende; sie wurden ins Meer gerissen, zerschellten an den Felsen oder ertranken in den tobenden Wogen, während die Insel selbst nach der Sintflut einer Wüste glich. Große Teile des Eilandes versanken im Ozean. Natürlich erscheint im Film um diese historisch Tragödie die unvermeidliche romantisch-e Liebesgeschichte, deren „exotische" Helden nach Tarzan-Rezept geschminkte Stars aus Hollywood sind. Aber der Hurrikan, der dabei „auftritt", war einer der echtesten, die je die Südsee aufweitschten.



Peter Bosse gibt Autogramme (Pressephoto, Zander-T.)

2

ROMAN von HENRIK OYEN

Ein riesiger Schlitten, der Tonnen von Säcken, Kisten und Fässern mit Vorräten trug, glitt über den Schnee. Die Führungsleinen der vier Pferde klirrten. „Steigen Sie irgendwo hinten auf, Schnut!"

John kletterte schwerfällig auf den Schlitten. Er hatte das Unglück, auf der scharfen Kante eines Fasses zu landen. Vor Schmerz schrie er auf. Keiner der beiden Männer vorne schenkte ihm irgendwelche Beachtung. Der Schlaf begann John ganz in Besitz zu nehmen. Er kletterte über die Kisten und Fässer, bis er eine Reihe von Weißlacken knapp hinter dem Kutschbock fand. Der Platz war weich und windgeschützt. John legte sich zurecht.

Das Klirren der Ketten wiegte ihn ein. Und dann wurde er, wie ihn eine schwere Hand vom Schlitten zerrte, und er hörte Barts eisige Stimme: „Auf! Auf mit Ihnen! Was ist los? Ich zeige Ihnen jetzt Ihre Schlafstelle!"

Halb wach ließ sich John vom Schlitten herunterrollen. Sie waren also schon im Lager. Die Föhren und Kiefern, die bis an die Wolken zu reichen schienen, umstanden wie Mauern die kleine Lichtung, in der sie haltgemacht hatten. Wie lange hatte er eigentlich geschlafen?

Bart stieß die Türe auf und trat ein. Der Raum war lang und niedrig. Die Wände enthing liefen Pritschen, zwei Reihen übereinander. Er befand sich im Schlafraum eines großen Holzfällerlagers, und es war Mitternacht. John schwankte der Pritsche zu, die ihm Bart angewiesen hatte, und kroch hinauf. Er träumte von seinem Onkel und von Pegay, ein einarmiger Chinese und Bart kamen. Und dann ...

„Auf! Auf Leute! Es ist Tag! Genug geschlafen!" Es war schon morgen, und Dugan, der rothaarige Koch des Hauptlagers, stand mit der Laterne in der Hand an der Tür der Baracke. Er wich geschickt den Stiefeln aus, die nach ihm geschleudert wurden, und grinste, während sich Schimpfworte über ihn ergossen. Er erfüllte mit gottloser Schadenfreude seine Pflicht, jeden Morgen die Leute aus tiefem Schlaf zu harter Arbeit zu wecken, und war daher gewohnt, daß man ihn nicht freudig begrüßte. Die Burschen meinten es übrigens nicht so arg.

Auch John taumelte in die kalte Morgenluft hinaus. Es war noch dunkel. Ein schwaches Grau kam im Osten herauf.

„Dort drüben ist das Speisehaus", sagte Bart, „schauen Sie zu, daß Sie hinüberkommen." John ging und fand auch bald einen Platz an der einzigen langen Tafel. Es saßen schon vielleicht achtzig Leute da, jeder von ihnen war so sehr damit beschäftigt, Fleisch, Brot und dampfenden Kaffee hinunterzuschlingen, daß niemand dem neuen Mann die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

John war hungrig, das Essen war sehr gut, und bald folgte der neue Mann mit raschen Schritten den anderen in die gerundete Dunkelheit. Er war neugierig zu erfahren, was ihn erwartete.

„Hallo, Schnut, hierher!" kam Barts scharfe Stimme herüber. Er stand vor dem kleinen Büro haus, neben der Kantine. „Sie arbeiten hier, mit Shorty." Das war alles. Bart war spurlos verschwunden. Und schon hörte man ihn kurze Befehle bei den Ställen erteilen.

John blickte mit Erstaunen auf die breiten Schultern des Mannes, dem er zugeteilt war. Der Mann war nur um wenig über Mittelgröße, aber sein kräftiger Brustkorb und seine starken Beine machten den Spottnamen „Shorty" — Kleiner — erklärlich.

„Mein Name ist nicht ‚Shorty'", sagte der Mann langsam. „Ich heiße Norby. Nehmen Sie die Axt und die Keile da und kommen Sie mit mir!" Er warf eine lange Quersäge über seine Schulter und ging in den Wald hinaus. John folgte ihm.

„Sie sind zu groß und zu breitschultrig für einen Mann, der säen soll, Schnut", sagte Shorty plötzlich. „Warum haben Sie sich nicht um eine andere Arbeit umgesehen? Sie sind doch stark genug, um mit einer Axt zu schaffen."

„Das glaube ich auch", sagte John. „Ich habe in meinem Leben keine Säge in der Hand gehabt."

Norby nahm langsam die Pfeife aus dem Mund. Eine Weile starrte er ungläubig auf John. „Wie? Und Sie haben sich doch als Sägearbeiter anwerben lassen?" — „Nein. Bart weiß, daß ich ein Grüner bin, noch nie in den Wäldern war und daher keine blasse Ahnung vom Sägen habe."

Norby steckte seine Pfeife wieder zwischen die Zähne und paffte nachdenklich. „Er weiß, daß nur ein verdammt guter und zäher Säger mit mir Schritt halten kann. Sie werden sich blutig arbeiten und es dann aufgeben. Und das ganze Lager wird Sie auslachen. Haben Sie einen Streit mit Bart gehabt?" — „Nein!"

„Hm. Komisch!" Norby sah sich um. Die Dämmerung begann eben die Dunkelheit zu verdrängen. „Na, wir werden ja sehen. Bart zahlt mir zehn Dollar im Monat mehr als jeden anderen. Ich kann also nicht langsamer arbeiten. Aber ich will sehen, was ich für Sie tun kann."

Er steckte seine Pfeife weg, ergriff die doppelseitig geschärfte Axt und näherte sich einer hohen Föhre, hieb eine tiefe Kerbe in die Fallseite und zwar so schnell und geschickt, daß John kaum mit den Augen folgen konnte. Dann faßte er die Quersäge, stellte sich auf die entgegengesetzte Seite des Baumes und gab John Anweisungen zur Mitarbeit in kurzen Kommandos: „Los! Ziehen Sie an! So! Nicht zurückhalten! Ziehen! Nicht durch den Baum stoßen!"

Trotz Johns Unbeholfenheit fraßen sich die langen, rasiermesserscharfen Zähne der Säge rasch in das weiße Holz der Föhre. Das Sägemehl kam in reinen, fein duftenden Strahlen heraus. Bald darauf fühlte John, wie der Baum zu schwanken begann. Er blickte hinauf. Seine Arme brannten vor Schmerzen. Norby saate weiter, bis der Baum sich langsam zu neigen begann. Dann schraubte er seinen Griff der Säge los. „Ziehen Sie das Zeug raus!" schrie er. „Und jetzt — weg! Springen Sie hinter den Baum dort drüben! Sie Narr! Wollen Sie erschlagen werden? Los!"

Während John rasch in Deckung lief, kam der große Stamm herunter. Ein hohes Pfeifen begleitete seinen Weg durch die Luft, und ein dumpfer Knall ertönte, als er auf den Boden fiel. Der Stamm sprang zehn Meter hinter den Baumstumpf zurück, und John begriff, wie wichtig es war, sich in Sicherheit zu bringen, wenn ein Baumriese niederkam.

„Well, immerhin Sie haben sich Mühe, etwas zu lernen. Aber Sie werden es nicht durchhalten, und das ist schade." — John gab keine Antwort. Er zweifelte auch, ob er imstande war, diese Arbeit zu leisten. Aber eine Art beseelener Ehrgeiz war über ihn gekommen. „Ich werde schon durchhalten", sagte er ruhig. „Wo ist das nächste Opfer?"

Als der fünfte Baum gefällt war, wußte John, daß Norby recht hatte. Es ging einfach nicht. Der Sport — Jagd, Fischerei, Schwimmen und Marschieren — hatte seinen Körper trainiert. Trotzdem, diese Art Arbeit ging über seine Kräfte.

Und dann geschah plötzlich etwas ganz Seltsames. Die Säge lief leichter, ohne ihm gerungen ihren raschen, ziehenden Lauf durch den Stamm zu verringern. John fand verwundert, daß alles, was von ihm verlangt wurde, darin bestand, die Säge die letzten paar Fuß zu sich herüberzuziehen. Was war geschehen? War der sogenannte tote Punkt überwunden, hatte er neue Kraft gewonnen? Er blickte auf Norby. Dann verstand er. „Sagen Sie, warum helfen Sie mir eigentlich?" fragte er, während Norby einen neuen Stamm aussuchte. „Haben Sie etwas gegen Bart?"

Norby grinste. „Sie werden's schon lernen", sagte er. „In ein oder zwei Tagen haben Sie das Ding heraus. Bull Bart ist der beste Mann hier in den Wäldern. Ihm Brackett ist unser bester Verlader, Whiten Jack ist der beste Flößer, und ich bin der beste Mann an der Säge. Aber Bart ist uns allen drei über und bringt die Leute dazu, vor ihm zu zittern. Ich glaube allerdings nicht, daß er sehr beliebt ist — außer bei Weibern." Er lachte: „Er macht sich auch nichts daraus, daß niemand sein Freund ist."

„Aber die Frauen?" meinte John, mit einem seltsamen Gefühl in seiner Brust.

Norby blinzelte und schüttelte den Kopf. „Das ist auch eine Sache, in der Bart allen hier in der Gegend über ist", sagte er. „Er braucht nur mit dem Finger zu winken, und jedes Mädel gehört ihm. Er hätte ein dutzendmal heiraten können, wenn er gewollt hätte, aber er wollte nicht."

„Bart hat es auf Geld abgesehen, und sein Blick geht hoch hinauf. Er weiß, wenn Wolf John stirbt, gehören sein Geld und sein Hola seiner Tochter Pegay. Feines junges Mädel. Bart ist der einzige junge Mensch, der ihr hier in den Weg kommt und zu ihr paßt. Nein, ich glaube nicht, daß Bart hier im Lager sehr beliebt ist. Und jetzt fassen Sie an! Los! — Wir dürfen nicht so viel Zeit verlieren!"

*

John erwartete sehnsüchtig das Herannahen des Samstagabend. Bedeutete er für die Arbeiter im Lager die Gelegenheit, sechs Meilen auswärts nach Whisky-Fall zu wandern, um dort Trunk und Spiel zu finden, so bedeutete er für John Ruhe für seinen todmüden Körper und die Möglichkeit, auszuschlafen.

„Es geht mit ihm," meldete Norby seinem Boß, als sich John erschöpft in die Kantine geschleppt hatte.

„Ich habe ihn arbeiten lassen, daß er sein Rückgrat beinahe zerbrach, aber er hielt tapfer durch. Kann ich ihn als ständigen Partner haben, Bart?"

„Werde noch sehen," sagte Bart, kurz angebunden, während er John mit einem Blick streifte, der alles andere als freundlich war. „Ich schätze, Sie haben sich geirrt, Shorty, er sieht gar nicht darnach aus!"

John wankte vom Tisch zu seiner Koje. Das Schlafhaus war von Lärm und Rauch erfüllt. Die Leute unterhielten sich lachend, gröhlten Lieder und spielten Würfel, daß die Fenster flirrten. John hörte und sah nichts. Er kroch todmüde unter seine Decken. Er wußte, nichts in der Welt, kein Vergnügen, könne sich mit der Wohltat vergleichen lassen, die müden Glieder auf eine Holzpritsche zu strecken. Fünf Minuten später schlief er tief und gesund, als wäre ringsum tiefe Stille und nicht Lärm und Gelang.

Als er erwachte, war es heller Tag, und die Sonne schien durch die offene Türe. Er lugte aus seiner Schlafstelle heraus und sah, daß die anderen anscheinend schon seit geraumer Zeit auf waren. Einige rasierten sich, andere lagen in ihrer Koje und lasen. Am anderen Ende des Saales waren zwei Skatpartien in Gang.

Er tauchte seinen Kopf in einen Eimer eiskalten Wassers und war jetzt völlig wach. Sein Blut prickelte, und er begann, den milden Wintertag zu genießen.

Während er ergriffen vom Zauber der stillen Wälder dastand, hörte er plötzlich die rauhe Stimme Dugans aus der Kantine:

„Heh, Schnut, wenn Sie zu essen haben wollen, müssen Sie sich schon hereinbemühen, wir servieren nicht extra für Langschläfer."

John hatte bald seine Mahlzeit beendet. Er trat aus der Kantine und sah seinen Onkel und Bart bei den Ställen stehen. Der alte Nels, der Fuhrmann, der John und Bart neulich von Whisky-Fall heraufgeführt hatte, war gerade damit beschäftigt, ein Paar Traber vor einen leichten, zweisitzigen Schlitten zu spannen. Die scharfen Augen seines Onkels hatten den Neffen erblickt.

John wußte, daß er heute ein ganz anderes Bild bot, als damals unten in seinen Stadtkleidern. Jetzt sah er aus wie die anderen Holzfäller im Lager. Seit einer Woche hatte er sich nicht rasiert, und sein breiter Brustkorb schien das Wollhemd zu sprengen.

„Hierher, Schnut!" rief plötzlich der Alte. John gehorchte. „Wie gefällt es Ihnen?" fragte Wolf John. John blickte in die kalten Augen seines Onkels, ohne zu zucken. „Gut!" sagte er.

Ein dünnes Lächeln umspielte die Mundwinkel des Alten. „Das ist nur der Anfang von dem, was die Wälder Ihnen noch zu zeigen haben!" — „Das habe ich gehört," entgegnete John trocken.

„Und Sie denken weiter daran, hier durchzuhalten?" — „Ja."

Der Schlitten kam vorgefahren. Wolf John und Bart stiegen auf. „Steigen Sie auf, Schnut!" befahl der Alte. John hatte den Eindruck, als gäbe es hier gegen Norden nichts als Wildnis. Als er auf den Schlitten geklettert war, hatte er den Lauf einer großen Büchse bemerkt, die an Nels' Seite lag. Aber da Nels nebenamtlich Jäger des Lagers war und nie ohne seine Büchse ausging, so fand John nichts Besonderes daran.

Er zerbrach sich nicht lange den Kopf über das Ziel der Fahrt. Ungefähr zwei Meilen vom Lager war der Weg plötzlich am Rande eines gefrorenen Sumpfes zu Ende. In weiter Entfernung konnte John eine dunkle Erhebung wahrnehmen, die wie eine feste, bläuliche Wand aussah. „Das sind die Königs-Kiefern," sagte Nels.

Als der Schlitten näher glitt, konnte John einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Der kleinste der Bäume hier übertagte die riesenhaftesten Stämme, die er bisher rings um das Lager gesehen hatte. Gerade und rein standen die Königs-Kiefern da, jeder Stamm frei bis zu einer Höhe von hundert Fuß, ohne eine Spur von Buschwerk oder Unterholz.

„Dafür lohnt es sich zu kämpfen, Bart," sagte Wolf John, während er die Waldriesen ringsum anerkennend musterte. „Der Mann, der das hier sieht, ohne zu verfuchen, es in seinen Besitz zu bekommen, ist sein Salz nicht wert."

Bart nickte. „Sie sind um hunderttausend Dollar reicher, wenn der Wald auf Ihrem Lagerplatz liegt," sagte er.

„Das hier ist der Platz, den wir für das Lager bestimmt haben," entschied der Alte, während er energisch herumstapfte. „Das Schlafhaus stellen Sie dorthin, die Kantine hierher und den Stall dort drüben. Hallo, Schnut, was soll das heißen? Was bedeutet die Tafel an dem Baum da?"

John war damit beschäftigt, eine Tafel zu lesen, die jemand an einen Baum genagelt hatte.

Mr. Pibody! Versuchen Sie nicht, die Bäume zu fällen. Ihr Nachwertzug ist unglültig. Sie können die armen Indianer nicht austrauben. Diese haben mächtige Freunde. An dem Tage, an dem die ersten Bäume gefällt werden, werden Sie erschossen.

Der Indianer-Stamm!

„Der Stamm!" hellte Wolf John höhnend. „Diese Schurken! Lüge! Diese feige Bande! Diese Betrüger! Jetzt schieben sie die Indianer vor. Zuerst haben sie versucht, meine Pacht zu kaufen. Dann wollten sie, daß ich ihnen die Ausbeutung gegen prozentuale Beteiligung überlasse. Schließlich haben sie mir gedroht, den Markt zu sperren, worauf die Regierung einschreiten würde. Und jetzt, nachdem ich ihre Bluffs aufgedeckt habe, — jetzt schieben sie diese armen Chippewas vor und bedrohen mich am Leben!"

In seiner Wut riß er die Tafel vom Baum und zerbrach sie in Stücke.

Wolf John war ernst, als sie in den Schlitten zurückkletterten. „Die Tafel wurde von irgendeinem da oben in Whisky-Fall angebracht, der für den Trust arbeitet. Es gibt genug Leute darunter, die so ruhig eine Kugel durch einen Menschen jagen, wie Nels hier durch einen Rehbock. Schießen wäre übrigens ganz anständig — es gibt immerhin die Möglichkeit, daß man als erster zum Schuß kommt."

„Meine alte Beine hier kann Arbeit"

Die Amsel

Als es niemand noch bedacht,
kaum, daß sich der Morgen sacht
rieb die Augen beide,
kropfte in den grauen Tag
kling und klang ein Amselschlag
von der gelben Weide.

Sang und sprang wie Gold so hell,
wie ein Kinderlachen schnell,
flockenleichte Seide,
Ast hinauf und Zweig hinab
wie's ihm Gott zu singen gab
in der gelben Weide.

Aber wo der süße Klang
in den müden Schnee versank
— Golden glüht die Weide —
blühte aus dem Winkergrau
blätterschmal und veilchenblau
erste Frühlingsfreude.

J. O. Bringezu.

sagte Nels und streichelte seine Winchesterbüchse. Wolf John lächelte grimmig.

„Sie können Schnut die Sache austragen lassen," sagte Bart lauernd. „Er versteht doch soviel von Bluffs und ähnlichen Dingen."

Wolf John sah seinen Verwalter scharf an. Er öffnete den Mund, um zu sprechen, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Sein Gesicht verfärbte sich, wurde ganz grau, und er griff sich an die linke Seite, als packte ihn dort ein schmerzhafter Krampf. „Zuviel gegessen!" murmelte er, als das Gefühl abnahm. „Es ist nichts. Fahren Sie weiter."

In diesem Augenblick traf Johns Blick zufällig Barts Gesicht. Er beobachtete das schmerzverzerrte Gesicht seines Dienstgebers mit sichtlicher Befriedigung.

An diesem Abend bekam John die Erklärung für die Fahrt zu den Königs-Kiefern. Nels und Norby, beide ihrer Abstammung nach Norweger, waren alte Freunde. Am Abend, nachdem Bart wie jeden Sonntag nach Pibody-Fall gefahren war, ging Norby, den John auszuholen versucht hatte, mit diesem zu Nels. Der befand sich in seiner kleinen Schlafkoje, in den Quartieren der Stall-Leute.

„Wie steht's, Nels?" fragte Norby. „Kommen die Königs-Kiefern dran, wenn wir hier fertig sind?"

„Darüber besteht kein Zweifel mehr," antwortete Nels.

„Worum geht eigentlich der Streit?" fragte John, „Behaupten die Leute, daß Mister Pibody kein Recht auf diesen Wald hat?"

„Die Sache ist ziemlich verdreht. Wolf John hat eine regelrechte Pacht auf diesen Wald erworben, darüber kann es keinen Zweifel geben. Es sind ungefähr zehn Jahre her, daß der Alte das Gebiet erforscht hat, aber erst diesen Sommer bekam er die Pacht darauf und nur für ein Jahr. Nun, irgendwie hat der Trust Wind davon bekommen, was die Königs-Kiefern wert sind, und Lowrey wurde wild darauf, schon weil ihn John vor Jahren, als sie noch beide jung waren, einmal verprügelt hat. So beeilte sich der Trust also und bot den Agenten der Chippewas eine Unmenge Geld, und die Agenten nahmen das Geld und gaben dem Trust auch einen Pachtvertrag. Und dann fanden sie heraus, daß der Alte die Indianer durch die Regierung ein paar Tage vorher hatte unterzeichnen lassen! Der Trust will jetzt verhindern, daß das Holz noch dieses Jahr geschlagen wird, dann ist die Pacht des Alten erloschen. Ich weiß, diese Leute kann der Tod von ein paar Männern nicht aufhalten, wenn es eine Chance gibt, billig ein paar Millionen Fuß Holz zu kriegen!"

„Ich wundere mich, daß Bart nicht mit Lowrey geht," warf Norby ein. „Allgemein sagt man, daß sie ihm eine Beteiligung angeboten haben, wenn er den Alten davon abbringen kann, die Kiefern noch diesen Winter zu fällen. Letzten Sommer hat er angeblich mit ihnen verhandelt, aber dann brach er ganz plötzlich alles ab. Möchte wissen, warum?"

„Peggy ist von der Schule zurück," sagte Nels langsam und: „Der Alte hat Bart hinuntergeschickt nach Black Bear Lake, um sie herzubringen. Seitdem gibt es keine Feilscherei mehr zwischen ihm und Lowrey und der ganzen Bande." Er schwieg. John wollte eine Unzahl von Fragen stellen, aber etwas schien ihm die Zunge zu binden.

„Na, gut," sagte endlich Norby. „Er hält jedenfalls noch immer mit Wah Song und der Bande oben in Whisky-Fall Verbindung, und das sind doch Lowreys Leute. Oben gibts Weiber, und du kennst doch Bart?"

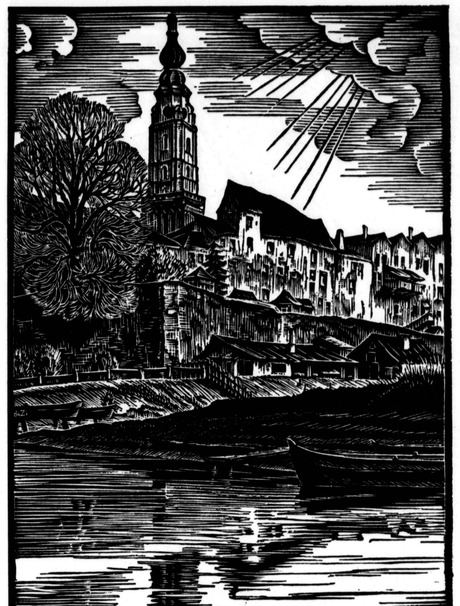
Nels nickte. „Als Bart damals Wah Songs Leben rettete, bei den Wasserfällen, da schwur Wah Song einen chinesischen, heiligen Eid, daß er alles tun wird, was Bart von ihm verlangt — —. Nun, und jetzt ist Wah Song in Whisky-Fall."

„Ich weiß nichts Genaues darüber, aber es liegt auf der Hand, daß diese Bande mit ihrem Whisky und den Weibern unsere Leute schon hindern könnten, das Holz noch diesen Winter zu schlagen . . . Aber jetzt ist Peggy Pibody von der Schule zurück, und Bart hat keine Zeit mehr für Lowrey und seine Leute. Natürlich hat er nicht mit Wah Song gebrochen. Bart verbrennt nicht alle Brücken hinter sich."

Norby rauchte nachdenklich. „Whisky-Fall muß verschwinden, bevor wir mit der Arbeit da oben beginnen," sagte er. „Sie sind zu nahe dran. Bart kennt unsere Burschen zu gut, er weiß, man kann Holzfäller nicht beisammen halten, wenn es in der Nähe Whisky und Weiber gibt."

„Ja, das ist wahr," sagte Nels. „Aber das wird nicht ohne Kampf gehen," setzte er hinzu, mit einem plötzlichen Aufleuchten seiner Augen. „Falls natürlich Bart nicht alles so für sich gerichtet hat, daß er es sich leisten kann, ohne Wah Song auszukommen, er soll von hier verschwinden und die ganze Bande mit sich nehmen — und Wah Song würde das tun, für Bart schon." Wieder folgte ein langes Schweigen, dann begann John zum erstenmal zu sprechen. „Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, Bart kann es sich leisten, ohne Wah Song auszukommen," fragte er. Er war bemüht, seinen Worten kein besonderes Gewicht beizumessen.

Norby und Nels sahen ihn beide an. „Er könnte es sich leisten — das heißt, wenn



Braunau am Inn (Der Geburtsort des Führers) Holzschnitt von Bodo Zimmermann

er Peggy Pibody heiratet," erklärte Norby.

John tat sein Bestes, um uninteressiert zu erscheinen. Er dachte daran, daß sein Onkel Bart verboten hatte, Peggy den Indianer-Stirnreif zu schenken. „Und was meint der Alte dazu?" fragte er.

„Huh!" Nels schüttelte lachend den Kopf. „Ich glaube nicht, daß der Alte es gern sehen würde, aber das Mädchen bedeutet ihm so viel, daß, wenn sie Lust hätte, Bart zu heiraten, er kaum ein Wort dagegen sagen würde."

John ging diese Nacht nachdenklich vor dem Schlafhaus auf und ab. Je mehr er von Bart erfuhr, desto schwerer fiel es ihm, diesen Namen in Verbindung mit Peggy zu hören. Er sah sie vor sich, wie er ihr an jenem ersten Nachmittag begegnet war, er sah ihre zarte Gestalt, ihre großen jungen Augen — und konnte nicht einschlafen.

*

Am nächsten Morgen, noch dem Frühstück, kam Bart auf John zu. „Schnut," sagte er. „Sie arbeiten heute mit Big Charley." Ein Riese, mit dunklen Augen und einem roten Gesicht, der in der Nähe stand, grunzte spöttisch.

John betrachtete seinen neuen Arbeitsgefährten. Der Mann überragte alle um einen Kopf. Seine Arme, mit großen, schwerfälligen Händen, hingen von den Schultern wie Baumäste. Sein Atem roch nach Whisky. „Kommen Sie nur," knurrte er.

Die nächsten fünf Stunden waren für John eine einzige Quälerei. Einmal gelang es ihm glücklich, von einem Platz wegzuspringen, auf den ihm Big Charley gefällt hatte, und dem Niedersausen eines Astes auszuweichen. Der Riese hatte es offenbar darauf abgesehen, ihn einem Unfall auszusetzen. Als es Mittag wurde, war sich John klar darüber, daß es ihm unmöglich war, als Charleys Partner weiterzuarbeiten. Beim Mittagessen im Lager erzählte er Nels von den Vorfällen des Morgens.

„Das habe ich mir gedacht. Es ist ein gefährlicher Bursche. Ich wollte Ihnen das schon heute früh sagen, aber ich hatte keine Gelegenheit." John blickte dankbar auf den alten Mann. „Was kann ich tun?"

„Wie stehts mit Ihren Fäusten? Es liegt an Ihnen, ob Sie Gebrauch davon machen wollen. Wenn Sie Mut haben, dann . . . Big Charley ist feig. Glauben Sie mir, ich machte meine Beobachtungen."

Sie waren jetzt auf der Lagerlichtung, und Big Charley stand vor einer Gruppe von Leuten vor dem Schlafhaus. Als John in Hörweite kam, schrie Charley: „Jungens, seht euch den Mann da an! Er läuft schon davon, wenn ein Zweig niedergeht."

Die Leute standen herum und grinsten erwartungsvoll. Sie kannten diese Art Charleys, seine Opfer herauszufordern. Aber diesmal kam eine Antwort, die sie alle überraschte. John hatte die Entfernung abgeschätzt und sprang auf Charley los, kaum hatte. Der Mann war wild vor Arbeitseifer. Schon im ersten Morgengrauen standen ihn die Fuhrleute, die schlaftrunken von ihrem Lager kauerten, um ihre Pferde zu füttern, an der Stalltüre stehend. Und sein kaltes, mitleidloses Gesicht erinnerte sie daran, was ihrer wartete, wenn es ihnen einfallen sollte, sich zu verspäten. Um Mitternacht, wenn der Vorratstransport ins Lager kam, wartete Bart auf den Fuhrmann der ihm die Weisungen Wolf Johns brachte. Tagsüber war er überall zu finden, ohne daß er viel Worte verschwendete. Seine Gegenwart genügte, um die Leute zur Arbeit anzutreiben.

„Der Teufel weiß, wann er eigentlich schläft," sagte Nels, mit dem sich John immer mehr anfreundete. „Es gibt Leute, die sagen, daß er oft in der Nacht sechs Meilen weit nach Whisky-Fall hinüber geht und zurück, während das Lager schläft."

*

John verstand bald, daß es hier um ein großes Spiel ging. Der Kampf zwischen dem alten Wolf John und dem Trust hatte nichts mit den Gesetzen zu tun, die in den Städten Geltung haben.

John beschloß daher, sich Bart zu nähern. Den Charakter des Mannes zu verstehen und, wenn möglich, auch sein Vertrauen zu gewinnen, schien ihm der beste Weg, um zu erfahren, welche Rolle er selbst in diesem Kampf spielen sollte. Er wußte, um hier erfolgreich zu sein, würde er in erster Linie die widerwärtige Büroarbeit aufriedenstellend erledigen müssen. So machte er sich nun daran, die Bücher in Ordnung zu bringen.

Bart erschien selten im Büro und dann nur für wenige Sekunden. Eines Tages sagte er: „Sie glauben wahrscheinlich, Sie haben Big Charley schon erledigt, Schnut? Das stimmt aber nicht. Er ist jetzt in Whisky-Fall und er lügt Ihnen sagen, daß Sie es nicht mögen sollten, sich da oben zu zeigen, sonst würde er Sie in Stücke reißen. Er sagt, Sie haben Angst, hinzugehen. Ich vermute, er hat recht, nicht wahr, Schnut? Sie wissen selbst, Sie haben damals Glück gehabt, mit ihm fertig zu werden, weil er besoffen war. Und Sie sind zu klug, um sich außerhalb des Lagers in eine unfaire Gesellschaft zu wagen. Habe ich recht, Schnut? Ich möchte darauf wetten!"

Mit einem höhnischen Lachen, das John ins Herz traf, verschwand er lautlos. Kein Knirschen seiner Schritte im Schnee kam aus der tiefen Stille der Nacht. Der Mann bewegte sich wie eine Wildkatze.

John sah diese Nacht noch lange da, bevor er sich schlafen legte. Nels hatte zumindest teilweise recht: Bart war ein gefährlicher Gegner. Aber warum hatte er ihn mit Big Charley verhöhnt? Wollte er, daß er nach Whisky-Fall gehen sollte?

Am nächsten Morgen, während John eine Ladung Speck für die Küche übernahm, hörte er seinen Namen in einer Unterhaltung, die der fette Koch mit dem Hilfskoch führte. Der Mann sprach anscheinend besonders laut, damit er hören sollte, was gesprochen wurde.

„Big Charley ist jetzt in Whisky-Fall, dort wartet er auf Schnut, aber es besteht keine Gefahr, daß der hingeht. Jemand wird es ihm schon sagen, daß ihm Big Charley dort auflauert, und er wird sich hüten, ihm zu begegnen."

Auch beim Abendessen hörte man ihn durch anzügliche Reden. John suchte den alten Nels auf, um eine Erklärung zu erhalten. Der alte Mann rieb nachdenklich sein Kinn. „Die Sache steht so," erklärte er. „Sie sind hier neu in den Wäldern, und man will Sie auf die Probe stellen. Dieser kleine Spaß vor der Kantine, wissen Sie, hat gezeigt, Sie wollen vollgenommen werden, und die Burschen wollen jetzt zuschlagen, ob Sie das wirklich verdienen. Sie müssen es ihnen schon zeigen, sonst werden sie Ihnen das Leben unmöglich machen."

„Heißt das, ich muß nochmals mit diesem Narren raufen?" — „Sie haben doch keine Angst?" — „Angst?" schrie John. „Ich werde es ihnen zeigen!"

„Es ist das Beste," sagte Nels ernst. „Ich gehe mit Ihnen." Noch eine Woche vorher hätte John über die ganze Sache nur gelacht. Aber jetzt verstand er, daß es in den Wäldern ganz andere Gesetze gab als in den Städten. Sollte er sich weigern, nach Whisky-Fall zu gehen, dann würde er als Feigling der Verachtung preisgegeben sein. Als der Sonnabend kam, ließen sich die Leute Vorschüsse zahlen. Das war eine Stunde vor dem gewöhnlichen Arbeitsschluß. Als der letzte Mann seinen Scheck bekommen hatte, wandte sich Bart an John. „Gehen Sie heute nacht mit den Leuten, Schnut?" — „Wohin gehen die denn?" — Bart lächelte spöttisch. „Wozu, glauben Sie, haben die Burschen das Geld verlangt? Um damit in die Kirche zu gehen? Diese Narren wollen ihr Geld in Whisky-Fall loswerden."

Ein leichter Schlitten, mit einem Pferd bespannt, kam vorgefahren. Bart stieg ein und nahm die Zügel. „Ich würde gern hinkommen und zusehen, daß Ihnen nicht zu arg zugesetzt wird," lachte er, als er losfuhr. „Aber ich kann leider nicht — ich habe eine Verabredung mit dem Boß und seiner Familie in Pibody-Fall."

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Der Engel der Gefangenen

Zu Elsa Brandströms 50. Geburtstag am 26. März dieses Jahres

Wenn von den furchtbaren Schicksalen der Kriegsgefangenen in Rußland die Rede ist und noch lange sein wird, dann wird man immer wieder einen Namen nennen, der Trost in diesen Qualen bedeutete — den Namen Elsa Brandström, den Engel der Gefangenen . . .

Elsa Brandström, für ihre Verdienste zum Ehrendoktor von den Universitäten Tübingen, Königsberg, Upsala ernannt, wurde am 26. März 1888 als Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg geboren. Sie war also etwas über 25 Jahre alt, als der Weltkrieg ausbrach. Seit 1906 hatte Elsa Brandström ständig in Petersburg gelebt und so kannte sie die russische Sprache ebenso wie die russischen Verhältnisse genau, als sie wenige Wochen nach Kriegsausbruch schon in enge Verbindung zu allen Organisationen trat, die sich mit den Gefangenen befaßten.

Die Arbeit dieser großen, schönen, blonden Schwedin führte sie im Herbst 1914 zum erstenmal mit Kriegsgefangenen zusammen, die sie in den Hospitälern von Petersburg karitativ betätigten. Aber während die anderen Frauen, die nie etwas vom Elend der Menschheit gewußt hatten, binnen weniger Wochen entsetzt den Anblick der Qualen flohen, den Jammer und das Leiden, die schwere körperliche Arbeit und den Ekel nicht mehr ertragen konnten, blieb Elsa Brandström ihrer vorgesetzten Aufgabe treu, die für sie zum lebengestaltenden Schicksal wurde. Unter schwedischem und amerikanischem Schutz ging sie ihrer Tätigkeit in den Lagaretten und in den Gefangenenlagern nach, sah unermeßliches Leid und verlor doch nicht den Mut, in dem ihr erreichbaren Kreis das Menschenmöglichste zu tun. Als dann die Revolution ausbrach und schließlich die rote Flut der Bolschewisten das Land überschwemmte, als man ihr von diplomatischer Seite aus nahelegte, ihre Arbeit niederzulegen, und zurückzukehren, als kein schwedischer Staat mehr hinter ihr stand, auch da blieb diese Frau unbeirrbar ihrer Idee treu, setzte täglich ihr Leben aufs Spiel, trat inmitten gedankenloser, roher, verantwortungsloser Horden für ihre Schützlinge ein, für die kranken Kriegsgefangenen, denen sie zwar nicht immer helfen konnte, deren seelische Stütze sie aber war, der Engel der Gefangenen, dann der Engel von Sibirien, als sie alle Verbindungen zur Heimat aufs Spiel setzte und sich nach dem asiatischen Rußland begab, wo die Not am lautesten rief. Hier wurde sie Zeugin jener vielleicht größten Tragödie des Weltkrieges, der „fürstlichen Transmigrationen", deren Opfer weit über eine Million wurde, — nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder, die ihren Untergang durch Seuchen und Kälte fanden.

Elsa Brandströms aufopfernde Arbeit hat sie mit ungefähr 700 000 Kriegsgefangenen in Lagerstellen, in Lagern und auf Arbeitsplätzen in Verbindung gebracht. Im Winter 1915/16 ging sie von Petersburg nach Sibirien, dann ging sie von Petersburg nach Sibirien, dann ging sie für den Rest des Jahres 1916 in Pension und Moskau, 1917 kam sie für ein halbes Jahr nach Petersburg zurück, ging darauf wieder nach Sibirien und blieb hier — mit einem Wirkungsfelde von Omsk bis nach Wladiwostok am Stillen Ozean — bis zum Sommer 1920, wo die Hauptmasse der letzten Gefangenen endlich zurück in die Heimat konnte und Elsa Brandström sie begleitete.

„Ein Kampf, härter und bitterer als jeder andere, ist die Gefangenschaft gewesen!" ist die Erkenntnis dieser Frau, die die Stürme und Schicksalsreißen so vieler ihres Lebens zur Linderung dieses Kampfes einsetzte.

Mit der Heimkehr der Gefangenen aber sah Elsa Brandström noch längst nicht ihre Aufgabe als erfüllt an. Jetzt ging sie daran, den Zurückgekehrten weiter zu helfen, zu ihrer seelischen und körperlichen Genesung beizutragen, ihnen den Uebergang in ein ungewohntes bürgerliches Leben zu erleichtern. Sie errichtete das „Arbeitssanatorium für ehemalige kriegsgefangene Deutsche" in einer Kuranstalt bei Kamenz in Sachsen und kaufte das Gut Schreibermühle in der Uckermark, gab Tausenden die Möglichkeit, billig oder ganz umsonst wieder zurückzufinden in die Geborgenheit der Heimat. Sieben Jahre blieben die Tore des Arbeitssanatoriums offen, neun Jahre lang nahm das Gut seine Gäste auf. Dann war die Arbeit getan, aber noch war Elsa Brandströms Aufgabe nicht gelöst.

Hatte sie nicht so und so vielen, die da elend in der Fremde zugrunde gingen, in die Hand versprochen, sich um ihre Hinterbliebenen zu kümmern? Und waren da nicht die Kinder dieser Opfer?

Im Jahre 1924 hatte Elsa Brandström das Schloß Neusorge in Sachsen gepachtet, in dem sie ein Heim für die Kinder einrichtete, deren Väter in Gefangenschaft gestorben waren oder als Invaliden zurückkehrten. Dreitausend Kinder wurden hier erzogen, zu arbeitstüchtigen, tüchtigen Menschen ausgebildet. Im Frühjahr 1931 war auch diese Arbeit getan, die Kinder verließen das Heim, um sich selbständig zu machen.

Woher die ungeheuren Mittel kamen, um diese großen Werke so lange und gründlich durchzuführen? Elsa Brandström verstand die Welt für ihre Aufgabe hinzureißen. Vortragsreisen in Amerika, Spenden und tatkräftige Hilfe führten ihr die Summen zu, die sie brauchte. Und dann gab es noch eine Quelle, die Elsa Brandström ihren Schützlingen zuletzte: „Die Einnahmen ihres Buches: „Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien", das im Verlag Koehler und Amelang in Leipzig erschien, lieferte den Grundstock zu dem Ausbau ihres Hilfswerkes.

Mit diesem Buch vollbrachte Elsa Brandström eine Leistung, nicht geringer als die anderen. Denn hier gibt sie ausführlich, grundlegend und mit klarster Objektivität, belegt mit Zahlen und den Berichten ihrer eigenen Erlebnisse im Osten, Westen, Norden und Süden des russischen Reiches ein gewaltiges Bild jener Zustände, unter denen die Kriegsgefangenen lebten, litten und starben. Ein Buch, wie nur sie, die die Ursprünge dieser Zustände kannte, es schreiben konnte. Ein Buch, das trotzdem ohne Verbeugung, ohne Vorurteile ist, das aber gerade darum um so mehr überzeugt und von historischem Wert geworden ist.

Eva Schauwecker.

Unsere Helga Photo: Hehmke-Winterer (Deike M)

Alle Mädel, aufgepaßt! / Wir flechten ein Peddigrohrkörbchen

Peddigrohr, das man in den verschiedensten Stärken in Korbwarengeschäften kaufen kann, ist ein Material, aus dem man mit Hilfe einer leicht zu handhabenden Technik die mannigfaltigsten Körbe für den täglichen Bedarf herstellen kann. Zur Herstellung eines einfachen Korbes nimmt man am besten drei verschiedene Stärken. Die Bündel werden über Nacht in Wasser gelegt, wodurch sie geschmeidig werden. Von einem mittelstarken Rohr schneidet man acht Stück gleichlang zu und legt die Staken (so heißt der Fachausdruck) je vier rechtwinklig in der Mitte übereinander. Jetzt haben wir von der Mitte aus gerechnet 16 Enden. Um aber flechten zu können, müssen wir eine ungerade Stakenzahl haben. Deswegen schieben wir eine 17. Stake in die Mitte von vier Staken wie (Zeichnung 1). Diese Stakenkreuz wird jetzt in die linke Hand genommen, das eine Ende eines dünneren Rohres „der Flechtfaden" zwischen 2 Staken geklemmt und zweimal über 4 und zweimal unter 4 Staken geflochten (Zeichnung 2). Nachdem die Umwicklung einige Male wiederholt ist, biegt man die Staken auseinander und flechtet einmal über und einmal unter einer Stake. Dabei ist wohl darauf zu achten, daß die Staken schön

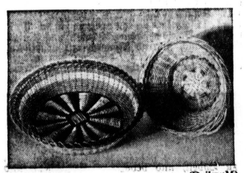
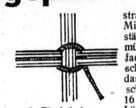


Photo Borges (Deike M)

1 Stakenkreuz



2 Flechtfaden

strahlenförmig von der Mitte aus in gleichen Abständen ausgehen. Wir müssen also den Flechtfaden gut anziehen und scharf andrücken. Wird das Geflecht zu locker, so schneidet man nochmals 16 Staken von halber Länge, spitzt sie zu und steckt sie neben jede einzelne Stake ins Geflecht ein. Beim Weiterflechten werden die neuen Staken durch den Flechtfaden getrennt, so daß die Lücken sich bald ausfüllen.

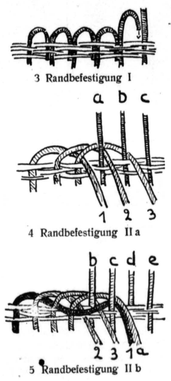
Der Boden des Korbes wird gleichmäßig flach geflochten, solange der Korbrand. Er ist ungleich schwieriger zu arbeiten. Jede Stake muß gleichmäßig umflochten, aber doch zu gleicher Zeit durch Drücken und Richten geformt und gestaltet werden. Ist ein Teil des Korbrandes geflochten, so wird die Arbeit ins Wasser gelegt, damit das Rohr schmiegsam bleibt. Muß der Flechtfaden erneuert werden, so ist das jeweilige Ende (im Gegensatz zum Korbboden, wo die Fadenende außen liegt), nach innen zu stecken, damit die Außenseite sauber und glatt verläuft. Die Fadenenden sind erst nach völligem Trocknen des Korbes abzuschneiden.

Ist die passende Korbhöhe erreicht, so führt man den Randschluß aus. Die einzelnen Staken werden am Schluß durch Hineinstecken in das Geflecht befestigt (Zeichnung 3). Da gibt es nun viele Lösungen. Sehen wir uns einmal unsere beiden Körbchen (Photo) genau an. Bei dem flachen Körbchen sind die Stakenenden über ein dickes Rohr geflochten, wodurch der Korb eine große Festigkeit erhält. Der kleinere Henkelkorb hat einen der gebräuchlichsten Abschlüsse. Eine Stake wird hinter 2 Staken gelegt und bleibt vorn hängen. Mit der 2. und 3.

3 Randbefestigung I

4 Randbefestigung II a

5 Randbefestigung II b



a b c 1 2 3 a b c d e 2 3 1 a

6 Randbefestigung II c

macht man es ebenso. In Zeichnung 4 liegen 3 Staken nach vorn. Jetzt nehmen wir die erste nach vorn liegende Stake 1 und legen sie außen vor 2 und 3 um c. Dann nehmen wir die hochstehende Stake a und legen sie hinten herum dazu (Zeichnung 5). Mit Stake 2 und 3 wird es ebenso gemacht, indem man sie um d e legt, und b und c je als ein Paar hinzufügt. Liegen nun die 3 Paare nach vorn, dann legt man die rechte Stake a des äußersten linken Paares vorn über zwei, hinten um eine Stake 1 bleibt hängen. Die nächste aufrecht stehende Stake c wird als Paar danebengelegt werden und so geht es weiter bis zum Schluß (Zeichnung 6). Drei Paare müssen immer nach vorn liegen. Anfang und Ende wird ineinander verflochten. Die herunterhängenden Staken am Korbrand werden nach vollständigem Trocknen des Korbes nicht zu kurz abgeschnitten.

Für den Henkel wird in Form einer Schlinge ein langer Flechtfaden durch das Korbgeflecht gezogen, umeinander geschlungen und die Enden unter dem Korbrand rechts und links eingeflochten.

Ein Einflechten von bunten Rohrfäden bringt viel Abwechslung in die Flechtarbeit. Man arbeitet hier am besten mit 2 Flechtfäden und gerader Stakenzahl. Unser flaches Körbchen ist auf diese Weise gearbeitet. Man fängt mit dem unterliegenden Flechtfaden an und geht einmal herum. Es folgt die Verflechtung des oberen, der nun zu unterst liegt. Will man jedoch beide Flechtfäden sich kreuzend wie gleicher fühlen, so ist wiederum eine ungerade Stakenzahl erforderlich.

Luise Heinemann.

Eine moderne Morgensuppe

Unter „Frühstück" können sich viele Menschen nichts anderes vorstellen als Kaffee, Kakao oder Tee, dazu Weißbrötchen mit Butter, Marmelade oder Honig usw. Ihnen ist überhaupt nicht mehr bewußt, daß noch unsere Großmütter diese erste Mahlzeit ganz anders, nämlich in Form einer Morgensuppe bekannt haben. Der wachsende Wohlstand und eine überfeinerte, mehr aber minder naturfremde Geschmacksrichtung haben sie in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts allmählich verdrängt. Im forschrittlichen Nordamerika dagegen sowie in England und in den nördlichen Ländern hat sie sich erhalten und zwar in Form des „Porridge" und ähnlicher kräftiger Hafergerichte. Diese Mütter der dortigen Schuljugend wissen ihre Kinder damit gut, billig und auch bequem verpflegt.

Die ernährungswissenschaftlichen Erkenntnisse sowie ebenso die volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten haben auch uns in Deutschland die gute Morgensuppe wieder schätzen gelernt. Sie macht den teuren Kaffee, Tee und Kakao für das Morgenfrühstück entbehrlich, dann aber auch Butter und Brot.

In seiner „Schriftenreihe für die praktische Hausfrau" hat bereits der Reichsausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung (Berlin W 9) ein besonderes Heft über „Frühstück und Zwischenmahlzeiten" veröffentlicht. Neuerdings wird nun auch in Deutschland eine „Porridge" ähnliche Morgensuppe in Form eines Dauererzeugnisses hergestellt, daß aus reinem Hafer und Trockenmilch zusammengesetzt ist, also aus Nährstoffen, die wir in Deutschland reichlich haben. Das Rezept dazu stammt aus Dänemark, dem Land der bekannten erstklassigen Lebensmittel. Dieses Nährmittel stellt wegen seiner wertvollen Eiweißstoffe ein wirklich gesundes und zweckmäßiges Lebensmittel dar. Es ist nicht etwa ein Ersatzprodukt, sondern ein vollwertiges und naturreines Dauererzeugnis, das eine billige Morgen- und Abendsuppe für Schulkinder, für Geistes- und Schwerarbeiter, für Kranke und Mütter — kurz für alle jene darstellt, die eine kräftige und labei doch leicht verdauliche Ernährung brauchen. Hafer und Milch sind in diesem reinen Würfel zu einem unbegrenzt haltbaren Nährmittel zusammengefügt, das der Hausfrau die Möglichkeit gibt, in kürzester Zeit eine vollwertige und gesunde Suppe oder einen nahrhaften Haferbrei herzustellen. Der Würfel benötig nur etwa eine halbe Minute Kochzeit. Auch für unsere Jugend, alle Touristenproviant, für Junggesellen, für die Wochenende usw. bietet diese rasch zuzubereitende, neue Haferspeise viele Vorteile.

Erna Horn.

Frühjahrsmüdigkeit - eine Ernährungsfrage

Unendlich viele Menschen klagen, besonders im Frühjahr, daß sie ständig müde sind. Die meisten versuchen dann, diesem Uebel durch vermehrten Schlaf zu Leibe zu rücken. Und nicht selten hört man sie dann ärgerlich stöhnen und klagen, daß sie trotz allem immer wie „gerschlagen" sind.

Daß diese Frühjahrsmüdigkeit mit der Ernährungsfrage im Zusammenhang stehen könnte, auf daß sie nicht kommt kaum jemand. Und doch ist es so. Im Winter und zeitigen Frühjahr stehen eben die Ernährungsmittel zur Verfügung, die sich durch lange Lagerung, die einmal das Leben hervorruft, und zum anderen durch geeignete Nahrungswahl Abhilfe zu schaffen in der Lage ist.

Längst ist von bedeutenden deutschen Ernährungswissenschaftlern bewiesen worden, daß der menschliche Organismus außer den notwendigen Nährstoffen — Eiweiß, Fett und Kohlehydraten — auch der Ergänzungsstoffe, der Vitamine und Mineralstoffe bedarf. Diese letzteren führen wir unserem Körper größtenteils mit rohem Obst und Gemüse zu. Im Sommer, wenn Obst und Gemüse reich am Markt sind, besteht da kein Mangel. Viel schwieriger ist es im Winter und Frühjahr. Und doch ist es bei einiger Kenntnis der Dinge auch ohne einen besonders großen Geldbeutel möglich, sich die Ergänzungsstoffe mit der Nahrung auch in dieser Zeit in ausreichender Menge zuzuführen. Da ist uns z. B das Sauerkraut ein guter Helfer. Man darf nur nicht den Fehler begehen und es stundenlang kochen. Einen Salat aus rohem Sauerkraut, mit etwas Oel und saurer Milch, evtl. noch mit einem geriebenen Apfel oder Wacholderbeeren gewürzt, wird der größte Feinschmecker nicht verschmähen. Ebenso schmackhaft sind Salate aus rohen heimischen Wurzel- und Knollengemüsen Auch die Kartoffel sei in diesem Zusammenhang erwähnt, sie muß nur, ebenso wie die Gemüse, möglichst schonend zubereitet werden. Dazu gehört, daß sie nicht kaltgespart lehen geschält und im Wasser liegen bleibt. Pellkartoffeln in soviel Wasser gekocht, daß es verdunstet ist, wenn sie gar sind rung, die einmal das Leben hervorruft, und zum anderen durch geeignete Nahrungswahl Abhilfe zu sollten in jedem Fall geschälten Kartoffeln vorgezogen werden. Damit dienen wir nicht nur unserer Gesundheit, sondern helfen mit bei dem Kampf um den vermeidbaren Verlust und Verderb an unseren Nahrungsgütern. Pellkartoffeln mit Butermilch oder Quark, dem man je nach Geschmack Kümmel, Tomatenmark, frische oder getrocknete Kräuter aller Art zusetzen kann, ist ein hausbaus vollwertiges Essen. Nicht vergessen wollen wir hier den Süßmost, denn in ihm sind alle Stoffe des frischen Obstes enthalten, und die frischen Kräuter, die es jetzt bald wieder überall geben wird.

Mit ein wenig Ueberlegung wird es jeder Hausfrau möglich sein, ihre Familie auch im Frühjahr zu zweckmäßig zu ernähren, daß sie frisch und leistungsfähig bleibt und daß die Frühjahrsmüdigkeit in ihren Grenzen gehalten wird.

Wikingergrab im deutschen Osten

Unweit des Ostseebades Cranz, drei Kilometer landeinwärts, liegt im Wäldchen Kaup beim Vorwerk Wiskiauten ein Hügelgräberfriedhof, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckt und der Funde ist das Gräberfeld bei Wiskiauten bereits im neunten Jahrhundert belegt worden. Das Grabinventar zeigt offensichtliche Beziehungen zu Schweden. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man die Vermutung ausgesprochen, daß schwedische Wikinger im Wäldchen Kaup beerdigt worden sind.

Recht hat man daher auf ein, den Altpreußen stammfremdes Volk geschlossen, das seine Toten bei Wiskiauten beerdigt hat, und zwar führten die Beigaben zu dem Schluß, daß nur Wikinger in Frage kommen. Nach Mahgabe

Am Schädel wird das Alter des Verstorbenen festgestellt (Foto: Erika Schmauss. Bavaria.)

vom Prussiamuseum in Königsberg zu verschiedenen Malen untersucht wurde. Die Struktur der Gräber wie das Grabinventar zeichen wesentlich sich von dem ab, was sonst über ostpreußische Grabstätten bekannt ist. Mit

Vorsichtig werden mit Pinsel und Spachtel die Erdteile von den Skeletten entfernt.

Am Grabe einer ganzen Wikingerfamilie

Ketten, Armringe, Broschen aus einem Wikingergrab

Anmutung hat man daher auf ein, den Altpreußen stammfremdes Volk geschlossen, das seine Toten bei Wiskiauten beerdigt hat, und zwar führten die Beigaben zu dem Schluß, daß nur Wikinger in Frage kommen. Nach Mahgabe der Funde ist das Gräberfeld bei Wiskiauten bereits im neunten Jahrhundert belegt worden. Das Grabinventar zeigt offensichtliche Beziehungen zu Schweden. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man die Vermutung ausgesprochen, daß schwedische Wikinger im Wäldchen Kaup beerdigt worden sind.

Diese Annahme haben die letzten Untersuchungen durchaus bestätigt. Insgesamt sind, die früheren Ausgrabungen einbegriffen, gegen 200 Gräber in der Kaub durchforscht worden. Der Friedhof zählt über 1000 Grabstellen, so daß er als der größte seiner Art in Deutschland gelten darf. Die Stätte wird als „Wikingerbahn" ausgebaut werden und so als Ehrenmal für unsere nordischen Blut- und Rasseverwandten der Nachwelt erhalten bleiben.

Ueberaus reichlich flossen die Waffen und Schmuckſachen den Gräbern zu. Alle Beigaben zeugen von einer hohen Kunstfertigkeit unserer germanischen Urväter. Bezeichnenderweise haben auch einige Gräber auch silberne Münzen, mit arabischen Schriftstücken geliefert, die von den ausgedehnten Handelsbeziehungen dieser Nordleute Zeugnis ablegen. In der Geschichte des Germanentums wird einst der Friedhof von Wiskiauten, wenn er vollständig durchforscht ist, eine bemerkenswert wichtige Rolle spielen.

Dr. W. G.

Ein steinzeitliches Dorf

Im vorigen Herbste führte der Leiter des Amtes für Vorgeschichte der NSDAP. und des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, Professor Reinerth-Berlin, Ausgrabungen im oberschwäbischen Federseemoor durch, die eine Fülle von Neuerkenntnissen zur ältesten Geschichte unserer Vorfahren vermittelten.

Der große Wandel vom Jäger zum Bauern prägt sich mit aller Deutlichkeit in der Jungsteinzeit aus. Die neue Lebensgestaltung ist auf das engste verknüpft mit dem Einströmen von Menschen nordischer Rasse nach Süddeutschland, die aus der Urheimat der Indogermanen im nördlichen Europa einwanderten. Der für die Geschichte aller europäischen Völker grundlegende Vorgang der Indogermanisierung läßt sich wie unter einem Vergrößerungsglas in dem kleinen süddeutschen Teilgebiet des Federseemoores in allen Einzelheiten fassen. Während die vorindogermanischen Bewohner des Seerandes noch in ähnlichen einfachen Hütten wohnten wie ihre mittelsteinzeitlichen Ahnen, errichteten die Nordleute großräumige Giebelhäuſer, wie sie es aus der Heimat gewohnt waren. Die sorgsam an beiden Enden behauenen Balken fügten sich zum durchdachten, dem Holz gemäßen Gefüge des rechteckigen Baues. Die Unterlieben erhalten dank der schützenden Schlammdecke, die der See in fürsmischen Herbsten über die Siedlungen legte, dank der dicken Moorschicht, die in den Jahrhunderten seines Vorlandens darüber wuchs, bis der Spaten des Torfstechers sie in unserm Jahrhundert wieder ans Licht brachte.

Das schönste Ergebnis der diesjährigen Untersuchungen ist das steinzeitliche Dorf Taubried, das völlig freigelegt werden konnte. Auf schmaler Landzunge, die zur Jungsteinzeit um 2000 v. d. Ztr. unmittelbar in den See abfiel, teilten sich 18 Häuſer in den Raum. Die dicke Moosdecke, die im warmen Klima der Jungsteinzeit einen natürlichen Schutz gegen die Bodenfeuchtigkeit bot, war eine sichere Unterlage zum Bauen. Ihr lagte der Bauherr und Zimmermann einen aus längs und quer verlaufenden Balken bestehenden Schwellenrahmen auf, ein Rost auf dem der ganze übrige Bau ruht. Ein hölzerner Fußboden aus waagerechten, dicht bei dicht gelegten Eichenstämmchen lag ihm auf. Seine Fugen waren mit einem Lehmstrich ausgestrichen, so daß eine glatte Diele entstand. Die Pfosten, die Wand und Dach stützten, sind gleichfalls erhalten. Sie umstanden in regelmäßigem Abstand den Grundriß. Die Wände selbst bauten sich aus ganz dünnen, waagerecht gelegten, mit den Pfosten verbundenen Erlenstämmchen auf. Auch ihre Fugen waren im Innern mit Lehm glatt verstrichen. Die hohen starken Firstträger an beiden Giebelseiten trugen das sattelförmige Dach, das mit Schilf dicht gedeckt war. Zwei Räume, Küche und Schlafstube, und die offene Vorhalle an der Stirnseite wurden von ihm überdeckt.

Wie es im Innern der Häuſer der Nordleute aussah, ist oft beschrieben worden und fand in Taubried seine Bestätigung und manche Ergänzung. Bis in alle Feinheiten konnte der Bau des Backofens aufgedeckt werden, der in keinem Hofe fehlte.

Zu Reihen geordnet und durch schmale Gäßchen getrennt, lagen die Häuſer nebeneinander mit der Traufseite der Straße zugekehrt, mit den Vorhallen der Giebelseite zum kleinen, mit Pfählen eingefaßten Hafen hin blickend. Inmitten des Dorfes lag ein kleiner freier Platz, und an ihm das größte, bestgebaute Haus des Dorfes, das die Ausgräber das „Herrenhaus" genannt haben. Wir vermuten, daß in ihm der Führer des kleinen Gemeinwesens wohnte, der Erste unter Gleichen, wie wir ihn aus der späteren germanischen Dorfverfassung kennen.

*

Der Gang durch die Jahrtausende führt uns weiter in die Bronzezeit. In Süddeutschland hatten sich auf der indogermanischen Grundlage in Vermischung mit den dort heimischen andersgearteten Völkern die Urkelten gebildet, die uns wiederum in ihren Bauwerken im Federseemoor begegnen, in der Wasserburg Buchau. Schon vor mehreren Jahren wurde jene große, befestigte Inselsiedlung aus der Zeit von 1100—800 v. d. Ztr. inmitten der Wiesen, die einst See waren, entdeckt. In diesem Jahr gelang es, den von Palisaden geschützten Hafen der Burg freizulegen und in seinem Innern zwei wohlerhaltene Einbäume zu heben, zu denen sich auch die Paddelruder und die Sitzbretter fanden.

Zahllose Einzelfunde, voran die prachtvolle Töpferei jener Zeit, verzierte Schalen, Teller, Vasen, tönerne Lampen kamen aus den Verstecken zum Vorschein, in denen man sie vor der Einnahme der Burg niedergelegt hatte. Wer ahnte, daß man, bereits vor 3000 Jahren Stühle mit geschnitzter Rückenlehne besaß? Zwei zierlich ausgeschnittene, geschnitzte und bemalte Bretter, ähnlich denen an der Lehne eines Bauernstuhles, kamen zu Tage.

Haus, Hof und Garten

Bearbeitet den Boden vor der Frühjahrssaat sorgfältig!

Der Boden ist Standort und Nährmutter unserer Kulturpflanzen. Seine Bearbeitung hat den Zweck, ihn in einen für das Wachstum der Pflanzen möglichst günstigen Zustand zu versetzen. Anzustreben ist, daß der wirkungsvollste Zustand nicht nur ihre Keimung und erste Entwicklung fördert, sondern darüber hinaus während ihres weiteren Wachstum möglichst lange erhalten bleibt. Diese Forderung kann allein der „gare" Boden erfüllen! Denn der gare Boden krümelt; Boden in Krümelstruktur besitzt alle wachstumsfördernde Eigenschaften in günstigster Form. Er bleibt auch nach seiner Ablagerung locker, aufnahmefähig für Luft, Wärme und Feuchtigkeit. Gekrümelter Boden ist tätig, die physikalischen und chemischen Umsetzungen wirken sich günstig aus; die nützliche Tätigkeit der Kleinlebewelt des Bodens ist aufs höchste gesteigert. Nur ein garer Boden befindet sich erfahrungsgemäß im größtmöglichen Fruchtbarkeitszustand.

Das Ziel sorgfältiger Bodenbearbeitung muß daher sein, die Ackerböden gar zu machen und sie während der Wachstumszeit der Kulturpflanze möglichst lange im Garezustand zu erhalten.

Die Bodenbearbeitung erstrebt dieses Ziel durch ihre Maßnahmen vor der Saat und nach der Saat. Die Bearbeitungsmaßnahmen vor der Saat sollen in folgendem behandelt werden.

Das Schleifen ist die erste Betätigung sorgfältiger Bodenbearbeitung im Frühjahr. Vor nicht langer Zeit noch wenig gekannt, ist es in vielen Gegenden schnell zur selbstverständlichen Einrichtung geworden. Wo es sich noch nicht eingebürgert hat, sollte man den praktischen Beispielen schnellstens folgen.

Der Schleifstrich greift nur ganz flach in die Bodenkrume und hinterläßt die Bodenoberfläche leicht aufgerauht, ohne daß feine Poren verstopft werden. Infolgedessen wirkt er wasserſparend; das Eindringen von Luft und Wärme wird gefördert; die Tätigkeit der Bodenbakterien angeregt, so daß die Bodenatmung schnell zunimmt und die Bodengare kräftig heranreift.

Das Schleifen soll frühzeitig beginnen, sowie der Boden knapp abgetrocknet ist und noch bevor ein Eggen beginnen kann. Es dient in erster Linie dazu, die rauh gepflügte Winterfurche einzuebnen, wodurch ihrer Austrocknung durch Sonne und Wind vorgebeugt wird. Die Schleife wird schräg zur Längsrichtung der Furchen angesetzt. Eine verkrustete Krume sollte kreuz und quer geschleift werden. Böden, die im Schleifstrich leicht zusammenschlämmen, scheinen für diese Behandlung ungeeignet zu sein; die Erfahrung hat aber gelehrt, wie man auch diesen Ausnahmefall behandeln muß. Zu den Ausnahmen gehört auch das Nachschleifen der tiefen Winterfurche bereits vor Winter. Es ist z. B. zulässig, wenn die Fläche mit Mist befahren werden soll. Auf leichten Böden werden einfache Schleifen, die man selbst aus alten Radreifen und Balken (Abb. 1) herstellen kann, um die Wasserverdunstung aus den abgelegten Erdballen zu beschränken (Abb. 2).

Das Grubbern und Krümmern dient verschiedenen Zwecken. Mit ihm will man einem Boden „Schluß" geben. Man sucht mit seiner Hilfe grobe Klumpen zu zerkleinern und die Anbauschicht bis zur Pflugsohle gleichmäßig zu durchlüften. Vielfach wird hierbei Jauche, Handelsdünger und Kalk gleichzeitig mit untergebracht. Auch Wurzelunkräuter sucht man mit Anwendung des Grubbers oder Krümmers zu bekämpfen. Es gehört zu der sorgfältigen Ausführung dieser Arbeiten, jeden Grubber- oder Krümmerstrich durch Anhängen eines Schleifbalkens oder von Eggen an die Geräte sofort einzuebnen. Selbst ein kurzes Liegenlassen des gegrubberten Feldes, z. B. über Mittag, sollte vermieden werden. Denn eine Bodenoberfläche im aufgewühlten Grubberstrich verliert nicht nur Wasser, sondern schnell auch an feinkrümeliger Beschaffenheit, die für ein gleichmäßiges Auskeimen und Auflaufen der Saat unerläßlich ist.

Das Walzen dient zunächst zur Ergänzung der verschiedenen Pflug-, Grubber- und Eggarbeiten. Entweder dadurch, daß eine schollige Bodenoberfläche zerkleinert werden soll, oder daß man grobe Klumpen durch sie zu zerdrücken sucht. Hand in Hand hiermit wird durch sie gleichzeitig eine Verdichtung der Anbauschicht angestrebt. Man beachte aber, daß die Tiefenwirkung der Walzenarbeit zumeist überschätzt wird. Ist nicht mit Grubber und schwerer Egge vorgearbeitet worden, dann erhält man im oberen Teil der bearbeiteten Anbauschicht wohl den erstrebten Bodenschluß, nach unten hört man aber mit dem Handstock in zu lockere Erde durch. Der Wasseraufstieg vom Untergrund her ist damit unterbrochen. Nur der sogenannte „Untergrundpacker" leistet eine einwandfreie Verdichtungsarbeit. Schließlich benutzt man die Walze zum Andrücken gesäter Samen oder auch zum Krustenbrechen auf den Winterlaatfeldern. Es empfiehlt sich, die Walzen mit leichten Eggen zu koppeln.

Das Eggen steht in seiner Wirkung zwischen dem Schleifen und Grubbern bzw. Krümmern. Die Eggen werden in verschiedenster Schwere und Größe, je nach dem Zweck, dem sie dienen sollen, hergestellt und zu mehreren Feldern verbunden. Allgemein wird die Egge zur Feinbereitung des Saatbetes vor der Einsaat oder zur Unterbringung der Samen bei Breitsaat und zum Nacheggen hinter der Drillmaschine benutzt. Sie wirkt durch Anschlag auf die Bodenteilchen. Daher ist sie wie Grubber und Krümmer bei flotter Gangart am wirksamsten.

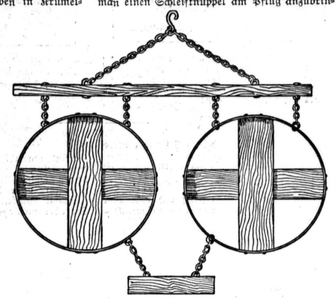


Abb. 1. Eine Radreifenschleppe oder auch eine Balkenschleppe kann man sich leicht selber herstellen

Selbstverständlich muß ein Boden für eine geplante Bearbeitung entsprechend abgetrocknet sein. Auch soll man nicht vergessen, daß jeder Arbeitsgang die Wasserverdunstung fördert. Es darf auf einem Acker daher nicht mehr gescharwerkt werden, als absolut notwendig ist. Und letzten Endes kann man jeden Boden, auch den leichten, nicht nur verschmieren, sondern auch totegen und totgrubbern oder totkrümmern. Nirgends regt sich ein Mangel von Sorgsamkeit und Erfahrung empfindlicher als in der Ackerbearbeitung. Darum mahnte unser Reichsbauernführer uns in seiner Rundfunkansprache am 12. Dezember 1937 nachdrücklich, jede Bodenbearbeitung aufs sorgsamste durchzuführen.

Praktischer Ratgeber

Krautauflauf mit Fischresten. Ein Kohlkopf, Fleischreste, Grünes, Zwiebel, ein Ei, Salz, Pfeffer, Muskat, Butter. Die gewaschenen Kohlblätter werden einige Minuten in kochendes Wasser, danach zum Abtropfen in einen Durchschlag gelegt. Die Fleischreste jeglicher Art werden durch die Maschine gedreht oder in feine Würfel geschnitten, mit der in Butter gedämpften Zwiebel, feingehackter Petersilie oder Selleriegrün, den Eiern und Gewürzen gut vermischt. Eine feuerfeste Form wird gefettet und dick mit Kohlblättern belegt, dann gießt man noch, eine halbe Tasse Brühe, evtl. aus Brühwürfeln hergestellt, darüber und bäckt den Auflauf ¾ Stunde im mittelheißen Ofen — anfangs bedeckt — zuletzt wird der Deckel abgenommen.

E. S.

Federlinge beim Geflügel. Mangelnder Aufenthalt des Geflügels im Freien bedingt einen vermehrten Befall des Geflügels mit Hautschmarotzern, so daß gerade in den Frühjahrsmonaten in vermehrter Weise Hühnerläuse oder Federlinge bei unserem Hausgeflügel beobachtet werden. Da jeder Parasitenbefall eine Schädigung des Wirtstieres durch Nahrungsentzug bedeutet, ist eine wirksame Bekämpfung der Hautparasiten ein unbedingtes Erfordernis. Bewährt hat sich bei der Bekämpfung der Federlinge das Badeverfahren mit 0,2prozentiger warmer Kreolinlösung.

Lk.

Heu- und Grünfutterraufen für Ziegen müssen so beschaffen sein, daß die Tiere das Futter leicht aufnehmen können und gleichwohl dabei möglichst wenig verstreuen. Für diesen Zweck eignet sich sehr gut eine Grünfutter- und Heuraufe, wie die auf dem Bilde gezeigte. Der Deckel, der aus einem Holzrahmen mit Latten besteht, ist von oben nach unten aufklappbar.

Raufe für Ziegen Zeichnung: Zambony M

Dadurch, daß die Raufe unten breiter ist als oben, kann viel weniger Futter herausfallen und so verlorengehen. Somit wird auch diese Futterraufe ein kleines Hilfsmittel in dem großen Kampf gegen den Verderb.

Dr. Hubmann.

Ein Wink für die Hausfrau. Ausgleiten auf neuen Schuhsohlen wird vermieden durch Abreiben der Sohlen mit Sandpapier.

Besen soll man niemals auf die Borsten stellen, da sich sonst die Borsten zusammendrücken. Nach dem Gebrauch ist der Besen stets aufzuhängen. Man lasse sich diese kleine Mühe nicht nehmen; sie macht sich dadurch, daß der Besen länger gebrauchsfähig ist, schon bezahlt.

A.

Vom Erbsenkäfer befallenes Saatgut kann man durch Erhitzen von dem Schädling befreien. Man wirft die Erbsen zu dem Zweck entweder in Wasser von 60 Grad und trocknet sie anschließend daran oder man setzt sie in einem entsprechenden Gefäß auf dem Ofen oder in einer Darre 24 Stunden einer Wärme von 50 Grad aus.

Entgiftete Riginusschrotrückstände. In einem Fütterungsversuch an Milchkühen wurde festgestellt, daß die nach besonderem Verfahren entgifteten eiweißreichen Rückstände von Rizinusſamen ein völlig unschädliches und ausgezeichnetes Eiweißkraftfutter darstellen.

Der Siedlergarten mit Höchstertrag. Von Stadtgartenmeister E. Wencel. 76 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert 1,80 RM. Falken-Verlag Erich Sieker, Berlin/Schildow.

Die richtige Betreuung, selbst des kleinsten Gärtchens, ist heute wichtiger denn je. Nicht nur der Garteninhaber hat seine Freude, wenn er erheblich mehr ernten kann als früher, es werden damit zugleich wichtige volkswirtschaftliche Aufgaben erfüllt. Hier zeigt ein erfahrener Siedlungsfachmann, wie man mit allen Mitteln der Praxis die Ernte bis zum Höchstertrag steigern kann. Folgende Abschnitte seien kurz erwähnt: Einführung — Aufteilung des Gartens — Der Boden und seine Eigenschaften — Die Bodenbearbeitung — Die Düngung — Obst im Siedlergarten — Gemüse im Siedlergarten — Die Gemüsearten und ihre Kulturen, mit Saat-, Pflanz- und Ernetafelle — Die Vorratswirtschaft — Die Schädlingsbekämpfung — Aus der Praxis für die Praxis (Praktische Winke) — Arbeitskalender — Das Schmuckgärtchen — Der Bewirtschaftungsplan — Entwurf zu einem Siedlergarten — Anbauplan für ein Jahr.

Rösselsprung.

	tum	lich	reich	noch		
	kams	kel	reich	reich		
erben	ster	drich	des	red	rer	irm	tum
frie	ziehn	lass	wer	en	zu	ist's	schwe
		ben	gull	so	ben		
		er	die	er	schwer		

Zusammensetzung.

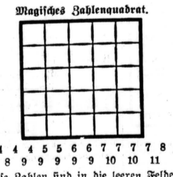
Das Erste ward besungen viel
Und ist beliebt als Reiseziel.
Das Zweite weckt des Menschen Gier,
Es dient als Schmuck gar oft zur Zier.
Das Ganze ist (wie weltbekannt)
Ein Opernwerk aus Meisterhand.

K. M.

Denksportaufgabe.

Ein Landjäger hat drei schwere Jungen zu transportieren. Nennen wir sie A, B und C. Es ist ihm streng eingeschärft, darauf zu achten, daß auf dem Transport A weder mit B noch mit C in Verbindung treten kann, sei es durch Worte oder durch Zeichen. Er hat dieses Auftrag bisher auch gewissenhaft durchgeführt. Nun kommt er aber an einen kleinen Flußlauf. Ein Kahn ist wohl vorhanden. Dieser trägt aber nur 2 Personen. Wie muß der Landjäger die Ueberfetzung seiner Gefangenen vornehmen, damit dem ihm zuteil gewordenen Auftrag gemäß, A nicht mit B oder C allein bleibt?

Magisches Zahlenquadrat.



1 4 4 4 4 5 5 6 6 7 7 7 8 8 8
8 9 9 9 9 9 10 10 11

Diese Zahlen sind in die leeren Felder des Quadrats so einzutragen, daß jede waagerechte, senkrechte und diagonale Reihe die Summe 46 ergibt. (Es gibt mehrere Lösungsarten.)

Bruchstückaufgabe.

—ob —hm —ub —ar —ab —ut —au —rn
—ug —rg —ou —op —on —zt —ig —or —ls
—is —nb.

Die vorstehenden 19 Wortbruchstücke sollen durch Ergänzung mittels eines Buchstabens zu Wörtern umgestaltet werden. Diese Buchstaben ergeben alsdann in drei Wörtern den Namen eines großen deutschen Tonkünstlers.

Geographisches Problem.

Welches Sprichwort ergeben die 6 Teile in vorstehendem Bilde? Die in den einzelnen Teilen zu erratenden geographischen Namen sind durch ein Fragezeichen angedeutet. Nach dem im Mittelteil befindlichen Muster werden die einzelnen Teile dann miteinander verbunden.

Problem „Saartal bei Mettlach".

Die Lösung ergibt einen auf das Saarland bezüglichen Spruch.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Kf8—b7, Lg5—h6 (h4). 2. De5—c8 beliebig. 3. D oder T matt. a) 1. ... Lg5—f4 2. De5—c3+, beliebig, 3. D matt. Auf 1. ... 1. Kf4 folgt 2. Td5×g5 usw. Oder 1. ... 1. f6—f5. 2. D(T)h4+ usw.

Magisches Figurenrätsel: 1. Malaga. 2. Galata.

Silbenrätsel: 1. Garten, 2. Lumme, 3. Aegir, 4. Urach, 5. Buddha, 6. Tarif, 7. Eider, 8. Sonate, 9. Dollari, 10. Ehrenpreis, 11. Marktkorb, 12. Dattel, 13. Egge, 14. Rubens, 15. Euripides. — Glaubt es dem, der es selbst erfahren.

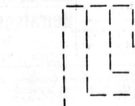
Synonym: 1. dingen, 2. irren, 3. einkehren, 4. löschen, 5. ehelichen, 6. opfern, 7. nachdenken, 8. instruieren, 9. dichten, 10. entzweien, 11. nörgeln. — Die Leoniden (Sternschnuppenschwarm).

Verbindungsaufgabe: Berg-Wik, Bern-Ried, Ernst-Thal, Frau-Stadt, Harz-Burg, Holz-Minden, Ilz-Furt, Land-Stuhl, Laube-Gast, Stock-Heim.

Magenrätsel: 1. Bund, 2. Norm, 3. Saat, 4. Mast, 5. Dame, 6. Siam, 7. Ifar, 8. Turm, 9. Hemd, 10. Dieb, 11. Leib, 12. Burg, 13. Acht, 14. Boot, 15. Volk, 16. Glut.

Doppelfinnrätsel: Spanisch.

Streichholzaufgabe:



Der kürzeste Weg

„Bei einem Skiausflug gelangten wir mit einigen zünftigen Skifahrern, denen wir uns angeschlossen hatten, in ein Dorfwirtshaus. Einer dieser Skigenossen zeichnete sich durch besondere Rauheit der Sitten aus. Denn kaum hatten wir die Tür des Gastzimmers hinter uns geschlossen, 'pucte jener mit voller Lungenkraft und mit unheimlicher Treffsicherheit über einen besetzten Tisch mitten auf den eisernen Ofen an der Wand. Auf unsere erstaunte Frage nach dem Grunde dieses nicht ganz einwandfreien Benehmens erhielten wir zur Antwort: ‚I wollt nur grad schaun, ob ein'g'heizt ist!'"

(Jugend.)

Kurtchens Kummer

Unser altes gutes Tantchen ist die Treppe hinuntergefallen. Glücklicherweise ohne sich ernstlich zu beschädigen. Weinend aber vernimmt unser Kurt diese Nachricht.

„Na, beruhige dich doch nur!", tröstete ich ihn, „es ist ja nicht so schlimm!"

„Ach, Papa", schluchzt da Kurtchen, „ich wein ja bloß, weil ich nicht dabei war, wie die Tante runtergepurzelt ist."

*

Der Paul hat doch wirklich Glück, alles, was er anfaßt, wird in seinen Händen zu Gold. Ach, dann sag' ihm doch mal, er möchte das Armband, das er meiner Schwester mal schenkte, anfassen.

*

Der kleine Peter macht sich am Radioapparat zu schaffen.

„Vater, wenn ich bis zu diesem Punkt drehe, was bekomme ich dann?"

„Kopfschlagen", lautet die Antwort.

„Und wenn ich noch weiter drehe?"

„Eins hinter die Ohren."

*

Der Geschäftsbrief war unerhört schlecht und undeutlich abgefaßt. Der Chef rief den Schreiber zu sich und fuhr ihn an: „Ein Mensch, der sich nicht verständlich machen kann, ist ein Idiot! Verstehen Sie mich?"

„Nein", antwortet der Schreiber.

Noch schlimmer

Zeller überquerte rasch die Straße und nahm Direktor Birgel unter den Arm.

„Weißt du, lieber Freund", begann er, „nichts ist peinlicher, als wenn man einen Freund um ein kleines Darlehen bitten muß!"

„Doch!" antwortete Birgel sogleich.

„Und was wäre das?"

„Wenn man ein solches Darlehen abschlagen muß!"

(Ekstrabladet.)

*

Grünerken sitzt im Examen. „Was können Sie mir Wesentliches von der Telegraphie sagen, Herr Grünerken?"

„Dn, ja", stottert Grünerken, „das billigste Telegramm kostet eine Mark fünfzig und darf zehn Wörter enthalten."

„Ja", meint da der Professor, „zum Beispiel: Bin leider im Examen durchgefallen. Was soll ich tun? Grünerken."

(Koralle.)

*

Der kleine Paul geht mit seinem Vater spazieren. Plötzlich kommt ein Hund bellend angesprungen. Als Paul Reißaus nehmen will, sagt der Vater: „Du brauchst keine Angst zu haben. Hunde, die bellen, beißen nicht."

Darauf sagt Paulchen ängstlich: „Aber wenn er aufhört zu bellen."

*

„Was war denn gestern bei Ihnen für ein Lärm?"

„Meine drei Töchter haben sich gestritten. Wir hatten Besuch, und ein Herr sagte, von meinen Töchtern sei eine immer schöner als die andere."

„Das ist doch aber kein Grund, sich zu streiten?"

„Doch! Jede wollte die andere sein!"

*

Sie: „Fritz, sieh mal diesen Pelzmantel. Er ist doch ein Gedicht!"

Er: „Ja, aber er reimt sich nicht auf meine Brieftasche!"

(Wegweiser.)

„Haben Sie meiner Frau Jiu-Jitsu beigebracht?"
(Sidney Bulletin.)

„Dieser Ball kostet fünfzig Mark!" — „Aber nicht doch, ich habe nur zwei Mark dafür bezahlt!"
(Answers.)

Nie verlegen

„Sie haben mich doch glatt betrogen mit dem Geschäft, Sie sagten mir, daß es eine Goldgrube wäre!"

„Stimmt immer noch, ich habe doch mein ganzes Geld reingebuddelt!"

„Oh, sehen Sie schlecht aus! Ganz gelb!"

„Ja, ich bin jetzt Geschäftsdetektiv, ich markiere Wachspuppen!"

Zeichnungen: Näthe (M).

„Hat sich die Ansicht deines Schwiegervaters bezüglich der Mitgift geändert?"

„Nein, es bleibt alles beim Alten."

*

Tüngel fühlt sich nicht wohl und geht zum Arzt. Bei der Untersuchung fragt dieser: „Haben Sie nicht öfter ein großes Durstgefühl?"

„O nein, Herr Doktor, so weit laß ich es gar nicht kommen."

Der Schutzbefohlene

„Wie kommen Sie dazu, den fremden Jungen zu prügeln?"

„Seine Eltern sind heute verreist; denen habe ich versprochen, mich seiner etwas anzunehmen!"

Falsch verstanden

„Sie kennen die Person von Kindesbeinen an! Was wissen Sie über sie?"

„Ich erinnere mich nur, daß sie immer krumm waren!"

Schnelle Antwort

Wenn Anton kam, hatte Anton immer ein Anliegen. Meist um zehn Mark. Heute kam Anton wieder.

„Ich möchte dich um Verzeihung bitten, Hugo, aber —," Hugo unterbrach schnell: „Aber gern. Ich hatte schon Angst, daß du mich um Geld bitten würdest!"

Auffassung

„Diese alte ägyptische Handschrift, es handelt sich um einen Schuldschein aus der Zeit der Pharaonen, ist Tausende wert!"

„Ist denn das Geld heute noch einzuziehen?"

(Fliegende Blätter.)

*

„Ihr müßt immer hübsch überlegen, bevor ihr sprecht. Wenn ihr etwas Wichtiges sagen wollt, zählt erst bis fünfzig, und wenn es etwas sehr Wichtiges ist, sogar bis hundert!"

Die Schüler hatten sehr gut aufgepaßt. Ein paar Tage später doziert der Lehrer, am Ofen stehend, und sieht, daß sich einige Lippenpaare schnell bewegen. Plötzlich schreit die ganze Klasse: „... 99, 100! Ihr Rock brennt, Herr Lehrer."

*

Ein Schotte wollte heiraten.

Nachdem er das in Frage kommende Mädchen gründlich ob ihrer hauswirtschaftlichen Tugenden examiniert hatte, fiel ihm noch etwas ein.

„Lesen Sie des Abends im Bett?" erkundigte er sich.

„Nur bei Mondschein", antwortete sie.

Daraufhin haben sie geheiratet.

(Kölnische Illustrierte.)

Ehrlich

Winkelmann hat zwei Söhne. Diese werden dem Besucher vorgestellt. Der betrachtet die beiden wohlgefällig und meint dann: „Das sind also Ihre Erben!"

Seufzt Winkelmann: „Erben? Da kennen Sie aber meine Finanzlage schlecht!"

(Lustige Blätter.)

*

Anton fragt seinen Arzt:

„Sind Fische gesund?"

Der Arzt antwortet:

„Ich nehme an. Bei mir wenigstens hat sich bis jetzt noch keiner behandeln lassen."

Der Schuldige

„Wer hat denn die Fensterscheibe entzweigeworfen, Willi?"

„Ich, aber die Schuld hat Fritz."

„Wieso?"

„Er hat sich geduckt."

*

„Mutti, ist dieser Fluß sehr tief?"

„Sehr tief, mein Kind!"

„Glaub ich nicht — das Wasser geht den Enten doch nur bis zum Bauch!" (Jugend.)

Freunde

„Ich meine, du möchtest diesen Punkte nicht leiden, und nun schenkst du ihm eine Zigarre?"

„Laß nur, wenn er die geraucht hat, mag er mich auch nicht mehr leiden."

*

Hänschen kommt von einer Kindereinladung mißmutig nach Hause. „Na, wie war's?" forscht der Vater.

„Elfich. Günther wollte nicht mal erlauben, daß man seine Spielsachen nur anrührt!"

„Na", meinte der Vater, „das hätte ich mir nicht gefallen lassen. Wie ich so klein war wie du, hätte ich meine Mühe genommen und wäre gegangen!"

„Das hab' ich nicht getan! Ich habe ihm ein paar runtergehauen und bin geblieben!"

(Münch. Ill. Pr.)

*

„Können Sie mir sagen, warum Sie zu jeder Zeit eine rote Weste tragen?"

„Gern, ich liebe sehr Tomatenspeisen und mache stets Flecke."

*

„Herr Ober, bitte, zahlen!"

„Bitte schön, hier ist die Rechnung."

„Was? — Zwanzig Glas Bier soll ich bezahlen? — Da haben Sie sich entweder verrechnet, oder Sie haben schlecht eingeschenkt — oder ich bin besoffen!" (Koralle.)

Brutmaschine ... Schlepp-Schnellbrüter „Gluckes" ... Prospekt kostenlos. Brutmaschinenbau Neuenhaus Bezirk Grafschaft Bentheim

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen d. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" wollen Erfolg haben

Heiraten

Akademiker in fest. staatl. Stell., 34 Jahre, mittelgroß, sehr musikal., gut. Charakter, möchte zwecks baldiger Heirat eine hübsche, erbgesunde, gebildete kath. Dame mit heiterem, natürl. Wesen u. gepflegt. Aeußeren kennenlernen. Vornehme Aussteuer u. Vermögen erwünscht. Ausführl. Zuschr. m. Bild erbet unt. Nr. 1148/1 an „Der 7. Tag", Paderb.

Welche edeldenk. Witwe mit 1–2 Rindern würde förperlich behind. Landwirt in den 40ern sorgende **Ehefrau**

Rinder werden adoptiert. Näher. unter Nr. 1116/1 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heiratsgesuche finden im *7. Tag* weiteste Verbreitung

Werbegelder sind Vorschuß an den Markt. Der Erfolg bringt sie immer wieder

Rechtdeutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Edelbuschrosen 20 Stück ff. wohl nur RM 3.– feste Pflanze m. Namen u. Farbe begeichnet. Sortiert in den Farben weiß, gelb, orange, bronce, hellrot, dunkelrot, schattierrot, kupfer, rosa, lachs. Div. Neuheiten, Raritäten, Zauberrosen, Teerosen usw. Bei Nichtgefallen Rücksendung auf meine Kosten. Kulturanweisung wird gratis beigefügt. **Ludwig Conzog, Steinfurth** 55 über Bad Nauheim. Gleichrother Rosen sind weltberühmt!

Bis 2400.– RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut. Auskunft erteilt Max Benecke, Hamburg 22/98

Billige Fische

2-Pfd.-Dose	½	Bismarckheringe
„	„	Bratheringe
„	„	Rollmöpse
„	„	Heringe
„	„	Bratheringe
„	„	Heringe
„	„	Krautsalat
½-„	„	Fettheringe in Tomatentunke

zus. 5-kg-Pk. 3.80 RM ab hier. Verpackg. frei

O. Domke, Hamburg 11

„Nicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter. Prospekt gratis

Echte schöne **Dieudonné**-Stoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. **Tuch-Kaufmann München** 45, Reichenbachstraße 3

Schlafzimmer schwere Verarb., 180 cm, 6teilig 260 RM. **Küche**, natur lack, 140 cm, 7teilig 132.50 RM, gegen bar oder Ehestandsdarlehen. Abbildungen gratis. **A. Wittebrand**, Möbelwerkstätten, **Delbrück**

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 40 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl.. Paderborn. Hannover 3504

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.